<36636000580015

<36636000580015

Bayer. Staatsbibliothek

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Hundertfünfundvierzigster bis siebenundvierzigster Band.

Enthält:

Kammerer Laßman.

Erster bis dritter Theil.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1844.

G. n. 3180

Arnold's Buchdruckerei.

Kammerer Laßman

als

alter Junggeselle und Ehemann.

Humoristischer Roman

von

Frau Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Stein.

Erster bis dritter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA REGIA

Erstes Kapitel.

Zwei junge Männer bemerken durch das Fenster ein Signal von einem Sonnenschirm; dieß gibt Anlaß zu einem Bericht über die Verwandtschaftsverhältnisse des Kammerer Laßman.

„Eine Tasse Kaffee, Mamsell!"

Mit diesen in der glücklichen Modulation des Tones gesprochnen Worten, welche andeuten, daß der Sprecher in Kaffeehäusern daheim ist, wurde Mamsell Christine von dem eintretenden Regierungs-Sekretär begrüßt — einer von den vielen, welche nach eingenommenem Mittagsmahl in der „Fortuna", wobei sie nebenher den hübschen Kellermädchen schön thun, niemals versäumen, zu „Winter" hineinzuschlüpfen, um mit einem guten Freunde bei einer Tasse Kaffee oder einem Glase Punsch einen Theil der langen Zeit zu verplaudern, welche ihnen nach der Arbeit des Vormittags in ihrem „Geschäft" bis zum Abende übrig bleibt.

Obgleich es nun heute Sonntag war, unser Regierungs-Sekretär also keine Gelegenheit hatte, sich in Amtsgeschäften auf dem Bureau abzumühen, wollte er doch seine alte löbliche Gewohnheit nicht auf die Seite setzen, nach den Kaffee sammt obligatem Schnaps sich zu Hause auf den Sopha zu strecken. Er genoß schon im Voraus die hohe Wollust bei der drückenden Tageshitze den knapp ansitzenden Gehrock gegen den à la Don Ranudo de Colibrados luftig eingerichteten Schlafrock zu vertauschen und mit einem Bändchen der Kabinetsbiblio-

thek in der Hand zu lieblichen Träumen einzuschlummern und so noch gelegentlich für die Bildung seines Geistes zu sorgen. Allein, ehe er nicht einen Kameraden gefunden hätte, konnte 'er unmöglich seiner Wege gehen! Denn plaudern, vorzüglich selbst zu plaudern, war die schwache Seite des Regierungs-Sekretärs, und nachdem er sich zu diesem Zwecke vergebens umgesehen hatte, ob nicht allenfalls ein Bekannter in der Nähe sey, begab er sich in das Rauchzimmer, wo es ihm besser glückte, wie man wenigstens aus dem freundlichen Kopfnicken schließen konnte, mit welchem er einen jungen blassen Mann grüßte, der an einem Fenster saß und mit einem ausgebrannten Cigarrenstumpf gedankenlos an einem halbleeren Wasserglas spielte, während er zuweilen an dem Cognac nippte, den er vor sich stehen hatte.

„Wo zum Henker hast Du denn so lange gesteckt? Seit vollen acht Tagen hat die ganze Welt nach Dir gefragt!“ sagte der lebhafte Regierungs-Sekretär, und schlug der benannten Person auf die Schulter.

„Wo ich gesteckt habe?“ entgegnete dieser, warf die Cigarre weg, und in dem Blicke, womit er den Frager ansah, lag Unwillen und Verlegenheit. „Zu Hause habe ich gesteckt, ich war nicht ganz wohl und auch außerdem frei von Geschäften.“

„Ach was, gib Dir keine Mühe, mir all' das zu wiederholen, was ich mir an meinen fünf Fingern herzählen kann!“ sagte Rosell und lachte auf eine Weise, welche kaum für artig gelten konnte. „Aber offenherzig gesagt,“ setzte er mit gesenkter Stimme hinzu, „Du bist ein Narr, wenn —“

Ein fast wahnwitziger Blick und eine fieberhafte Röthe, welche sich plötzlich über das Gesicht des bleichen Mannes verbreitete, schloß Rosell den Mund, und er ließ sich aber doch nicht hindern, mit ausdrucksvoller Kopfsbewegung den abgebrochenen Satz pantomimisch zu vollenden.

Der Regierungs-Sekretär setzte sich in die Fensternische

neben seinen ehmaligen Universitätsfreund, nunmehrigen Gesellschafter, den Notarius Wetterquist. Während sie vertraulich die Köpfe zusammenstecken, wollen wir den Leser kurz mit ihnen bekannt machen.

Rosell war ein langer hübscher Mensch mit nicht unmännlichem Aussehen; indessen gaben ihm seine vollen Wangen und das unbekümmerte Aussehen seines Gesichtes den Anstrich von einem Einfaltspinsel, was er in der That auch war, und vielleicht nichts weiter, obgleich er sich selbst und auch Andere ihn für einen offenen Kopf hielten, der sein Glück in der Geschäftskarriére machen würde. Zudem waren im Augenblicke seine Aussichten nichts weniger als bitter. Er konnte sich nämlich gegründete Hoffnung machen, nach sechsjährigem Dienst bei der Justizrevision und sechsjährigen fortwährenden emsigen Bücklingen — wobei man „das Lachen halten kann", eine Besoldung von allerwenigstens 400 Reichsthalern zu bekommen. Wir dürfen übrigens nicht verschweigen, daß der Regierungs-Sekretär, so oft er die unzählige Menge von Papieren durchging, mit denen seine Schatulle bis zum Deckel voll war, nothwendig zu der Ansicht kommen mußte, daß seine Schulden gerade eine Null mehr betrügen als sein zu hoffendes Einkommen. „Aber", dachte der freisinnige junge Mann, „was hat eine lumpige Null mehr oder weniger zu sagen, wenn man nur selbst keine Null ist. Das macht sich schon mit der Zeit; eine Frau, ein Amt, eine Erbschaft, und sonst noch etwas der Art, im Nothfall auch nur Eines davon!" Und dabei sang er:

„Weg mit den Grillen und Sorgen!"

während er, durch diese mit seinen eigenen Maximen so ganz übereinstimmenden Lebensphilosophie gründlich getröstet, seine Papierrechnungen und sonstige Brummbriefe getrost wieder einpackte.

Ist es aber nicht zum Verwundern, wenn ein Regierungs-Sekretär ein so außerordentlich ordentlicher Mensch ist, daß er auf den Pfennig hin wußte, wie viel seine

Schulden betragen, und niemals versäumte er, sich am Verfalltage pünktlich bei seinem Gläubiger einzufinden! Freilich kam er unter zehn Mal kaum ein Mal mit Geld; allein er kam doch und bedauerte mit den artigsten Worten von der Welt, daß es ihm im Augenblick gerade unmöglich sey, seine Schuld abzutragen, indem eine andere etwas ältere Verbindlichkeit — welche übrigens, im Vorbeigehen gesagt, dasselbe Schicksal gehabt hatte — alle seine Einnahmen in Anspruch genommen habe. Durch den wirklich sehr natürlichen Ausdruck von Kummer und Verdruß, der auf seinem Gesichte lag, glückte es ihm nicht selten eine Prolongation auf mehrere, aber doch wenigstens auf ein paar Wochen zu erhalten. Da er aber einsah, daß er doch die Geduld seiner Manichäer schon allzulange auf die Proben gestellt habe, als daß sich noch eine weitere Erstreckung derselben erwarten lassen könnte, so schaffte er Geld so gut es gehen wollte, denn zu einem Besuch bei dem Schloßkanzleidiener hatte er denn doch keine Lust, nicht daß er ein solches Mißgeschick für etwas Ehrenrühriges gehalten hätte — so delikat dachte er nicht — allein ein derartiger unfreiwilliger Aufenthalt konnte und mußte seinem Kredit schaden, und Kredit war das einzige Mittel, womit er sich zu halten im Stande war, bis eine reiche Frau, eine Erbschaft oder eine Anstellung ihn für ewige Zeiten auf den „Strumpf" brachten.

Der Notarius Wetterquist war in Allem der offenbare Gegensatz. Seine kleine luftige Körperbildung stand in völliger Uebereinstimmung mit seinem blassen feinen Gesicht und die vornehm gekräuselte Oberlippe paßte nicht minder zu seiner düstern abgemessenen Haltung. Es lag in den Augen des jungen Mannes, obgleich sie weder schwarz noch blau waren, auch nicht die moderne nußbraune Farbe hatten, sondern ganz einfach in's Graue stachen, dennoch etwas Mystisches, Etwas, was die Frauenzimmer interessant, ja manchmal sogar entzückend nennen, was aber seine Kameraden nicht in so vortheil-

hafter Weise gelten lassen wollten, denn diese fanden es unnatürlich und berechnet. Der Regierungs-Sekretär Rosell sagte oft, wenn Wetterquist mit niedergeschlagenem Blick gedankenlos auf irgend einen Gegenstand hinstarrte, „er habe freilich die gegründetste Ursache zum Gram, denn da ihm kein Vollblut in den Adern fließe, so dürfe der Beklagenswerthe niemals die Hoffnung hegen, sich je ein Kammerjunkerspatent kaufen zu können!“

Ob die Bekümmerniß des Notarius wirklich ihren Grund in dem benannten Umstand hatte oder nicht — er beantwortete solche hingeworfene Anspielungen stets mit einer gewissen vornehmen Verlegenheit, die er durch seine Miene und durch ein Heraufziehen der Augbraunen geltend zu machen suchte — und blieb sich gleich: lau und hochmüthig im Umgang, zurückhaltend in seinem Wesen, still und abgemessen, ein Muster von Sittsamkeit, Fleiß und außerordentlicher Genauigkeit in Bezug auf Toilette und die Anforderungen des guten Tons.

Nie sah man zierlicher und sorgfältiger geordnetes Haar als bei dem Notarius Wetterquist, nie sah ein Halstuch geschmackvoller als das seinige, nie war eine Busennadel geschmackvoller gesteckt. Man flüsterte sich freilich in's Ohr, daß er Chemisettkravatten, schwarze Nachtmützen und Manchetten aus ganz besondern, aber höchst einfachen Gründen vor Allem liebe, allein wenn dieß auch der Fall war, konnte seine Vorliebe dafür nicht besser maskirt werden. Und obgleich er, soweit man sich erinnern konnte, nie mehr als Einen Gehrock auf Einmal besaß, so bemerkte man doch nie auch nur die geringste Spur von Abgetragenheit daran, wenn er ihn mit einem neuen vertauschte. Und hing auch dann der vorige schon am andern Morgen in einer Trödelbude — was ist viel dabei? Es hängen viele Röcke dort und wer wird viel Wesens und Gerede von ihren vorigen Eigenthümern machen? Uebrigens zeigte sich unser Notar öfters in verschiedenen Westen und Beinkleidern, und

einem modernen Umhängmantel mit herabhängenden Quasten, in der Studentensprache „Schuldthurmtrense" genannt. Rechnet man nun weiter noch einen weißen Hut, namentlich im Sommer, ebenso Zeugstiefel, Glacè-handschuhe, Doppellorgnette und ein rothseidenes Schnupftuch — was will man mehr?

„Na, was hast Du für heute Abend vor?" fragte Rosell.

„Ich weiß es nicht! Ich habe die ewigen Wasserparthien ganz satt, sie sind zu einförmig." Der Notarius hatte übrigens den ganzen Sommer über erst an einer einzigen Theil genommen, und zwar nach Drottningholm.

„Das ist wahr", versetzte Rosell, der, weil er in der That die Wasserfahrten satt hatte, also ihre Partie nicht nahm. „Wenn es Dir aber angenehm ist," setzte er nach einer kleinen Parenthese, welche der Requisition von ein paar Gläsern Punsch galt, hinzu, wenn es Dir angenehm ist, können wir ja auch einen Wagen nehmen und irgendwohin fahren, wohin Du meinst — bis zum Theater sind wir wieder zurück."

„Es ist kein Miethwagen mehr zu haben. Sonntags haudert ja die ganze Welt hinaus, von der Königl. Familie bis zu den Ladenschwengeln und Nähtermädchen herab."

„Und bis zu den armen Teufeln von Supernumerärnotarien und Sekretären — nicht zu vergessen" — bemerkte Rosell lachend; „denn so viel ich weiß, hast weder Du noch ich, an einem Werktage schon daran gedacht, einen Wagen zu nehmen."

„Das soll auch jetzt nicht geschehen," entgegnete Wetterquist ruhig. „Mir macht es mehr Spaß hier zu sitzen und zuzusehen, wie die Sonntagsspaziergänger sich zur Brücke hinabdrängen. Alle Boote haben heute vollauf zu thun. Was doch die Leute mit ihren runden zufriedenen Gesichtern und ihren vollen Proviantkörben glücklich sind. Sie verlangen nicht mehr vom Leben als es ihnen zu bieten vermag."

„Die Leute da," nahm Rosell das Wort," wie Du die weniger bemittelte Klasse der Handwerker nennst — denn die Vermögenderen führen wahrhaftig einen Staat, daß sie Unsereins nur darum beneiden kann — sind braves ehrliches Volk, die ihr Leben auch lustig zu genießen wissen. Es ist etwas Schönes um die Kunst, die Grillen in den Wind zu schlagen. Ich wüßte aber auch nichts Hübscheres, als die schlichten Bürgersleute mit ihren ehrbaren Ehehälften am Arm, von den vielen Kinderlein umgeben, welche lustig einherspringen, ein paar Schritte hintendrein die Lehrjungen oder die Magd mit einem wohl bepackten Korb, worin, wenn auch keine ausgesuchten Leckerbissen, sich doch Allerlei befindet, was Leib und Seele erfreut. Wenn ich nun weiter an alle die bunten Gruppen denke, Leute aus allen Ständen, welche am Sonntag aus allen Thoren strömen, so wird mir ganz wohl und warm um's Herz. Der Rasenteppich ist mit lebendigen Bildern besät und ich wünsche zu Gott, daß ich nur nicht so schrecklich faul seyn möchte, denn sonst liefe ich gewiß selbst hinaus, um mir das ganze lustige Gewimmel in der Nähe zu betrachten."

Ein unmerkliches Zusammenziehen der Augenbrauen war des Notars ganze Antwort. Er hatte schon ziemlich lange seine Aufmerksamkeit auf einige Personen geheftet, welche am Ritterhausplatze standen. Obgleich er seine Augen auf jenen Leuten in einer Weise ruhen ließ, welche es für sie zweifelhaft machte, ob er sie wirklich sah oder nicht, so war dieß doch für den, der ihn vom Zimmer aus betrachtete, ganz klar; denn als ein großes, korpulentes Frauenzimmer mit einem grünen Sonnenschirm ihn grüßte und ihm zunickte, saß er so steif und regungslos da, wie ein Gypsbild, allein das Blut, welches ihm dabei heftig in das Gesicht stieg und ihm im Augenblick eine höchst vortheilhafte Farbe verlieh, deutete hinlänglich darauf hin, daß es eine etwas nähere

Bekanntschaft seyn müsse, welche eine solche Bewegung bei ihm hervorbrachte.

„Die artige Dame dort grüßt Sie, meine Herren," sagte lächelnd ein andrer junger Mann von ihrer Bekanntschaft, denn er hatte zufällig das anhaltende Schwenken des Sonnenschirms bemerkt.

„Was, eine Dame grüßt uns?" rief Rosell verwundert aus, drehte sich schnell um und grüßte ganz anmuthig und bekannt zu der Gruppe auf den Platz hinunter, welche aus drei älteren Frauenzimmern, einem jungen hübschen Mädchen und einem jungen Burschen bestand.

„Du kennst sie, glaube ich?" sagte der Notar gleichgültig.

„Ach ja, ich kenne eine ganze Masse Leute und halte es keineswegs unter meiner Würde, den Gruß einer ehrlichen Trödelfrau zu erwiedern. Sieh' nur ein Mal, ob Frau Normann nicht aussieht, als glaube sie eben so viel Anspruch auf die Achtung der Welt zu haben, als die allervornehmste Dame. Und die Tochter erst, sieh' 'mal diese an! Na, so sitz' doch nicht wie ein Perrückenstock da, sondern brauch' Deine Augen! Kann man wohl ein netteres Gesichtchen, hübschere Augen und frischere Lippen in der ganzen Stadt finden? Der Mund wässert einem, wenn man solche Lippen sieht, wie die schönsten Trauben, so roth und voll! Mamsell Lucie — es ist doch verdammt lästig, daß Frau Normann ihre Lise nach der Heldin in der neuen Oper umgetauft hat — Mamsell Lucie ist eine kleine, nette Teufels-Kokette, und um so netter und liebenswürdiger, als sie aus reiner, purer Natur kokettirt. Sie hat nicht erst nöthig gehabt, die Kunst zu studiren."

„Du scheinst näher mit ihr bekannt zu seyn?" bemerkte der Notar, und zwang sich zu einem Lächeln, welches zweideutig seyn sollte.

„Näher?" wiederholte Rosell lachend. „Nein; leider kann ich mich keines großen Erfolges rühmen, und muß

deßhalb fast glauben, daß mir ein Anderer im Wege steht. Vielleicht irre ich mich indessen auch. Sie ist gewaltig mundfertig, schnippisch und gefallsüchtig gegen Jedermann, hat aber vielleicht Verstand genug, ihr Herz dem bescheidenen Jungen zu bewahren, der neben ihr steht. Es ist ihr Vetter. Wenn er ein Mal sein eigener Herr ist, wirbt er gewiß um sie; ich sehe es ihm an den Augen an."

„Er sieht sehr unbeholfen und dumm aus!" sagte der Notar und saß noch immer steif und unbeweglich da. „Was ist es denn für ein Kerl?"

„So viel ich weiß, nichts weiter als der Sohn seines Vaters und Gehülfe in einer Höckerbude; allein was thut das? Wenn er sich die Reste von Butter, Talg oder Speck von den Fingern gewaschen hat, ist er, was man jetzt auch sieht, ein ganz eleganter junger Mensch. Mein Seel' er hat gerade einen solchen Gehrock an wie Du, der Dich so gut kleidet; à propos, ich sehe diesen aber ja gar nicht mehr an Dir."

„Er ist mir in dem heißen Wetter zu warm," erwiederte der Notar mit ziemlicher Fassung. Er konnte sich indessen nicht versagen, einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann zu werfen, um zu sehen, wie trefflich sein ehemaliger Lieblingsrock demselben stand.

Der Regierungs-Sekretär lächelte, hütete sich aber, weiter von der Sache zu reden. Desto gesprächsamer war er aber rücksichtlich seiner Bekanntschaft auf dem Platze unten.

„Gewiß machen sie eine Lustfahrt," sagte er und hielt mit unbarmherziger Lust einen Gegenstand fest, welcher den Notar offenbar peinigte. „Ich wollte wetten, sie warten nur noch auf den Kammerer Laßmann, einen alten Junggesellen und kurzweiligen, originellen Kerl, den Vetter der drei alten Damen, welche Schwestern sind."

„Du scheinst mir in der Genealogie der Leute ganz besonders zu Hause zu seyn," versetzte der Notar und verzog höhnisch den Mund.

„Ach ja, so ein wenig! Ich war ein Mal zu einer Abendgesellschaft bei Frau Normann gebeten, und da es meine Liebhaberei ist, mich um die Angelegenheiten anderer Leute zu erkundigen, um gelegentlich Etwas zu reden zu haben, so hörte ich ganz artig zu. Es war auf jeden Fall auch nicht mehr als meine Schuldigkeit, der Wirthin diese Aufmerksamkeit zu erweisen!"

„In der Abendgesellschaft bei einer Trödlerin?" rief der Notar verächtlich.

„Allerdings! Und ich darf wohl sagen, daß es da viel lustiger und angenehmer zuging, als bei irgend einer von den Soirées, welchen ich in vornehmeren Häusern angewohnt habe. Du kannst Dir nichts Ungenirteres und Heitereres vorstellen als die Abendgesellschaften der würdigen Trödlerin. Wenn Du willst, stelle ich Dich vor, sobald sie mich bei einer andern Gelegenheit wieder mit einer Einladung beehrt."

„Nein, nein, ich danke für die Ehre!" entgegnete Wetterquist barsch.

„Wie es Dir beliebt, es ist Dein eigener Schaden! Das hindert aber nicht, daß ich Dir sie hier durch's Fenster vorstellen kann."

„Gib Dir keine Mühe — ich bin nicht so neugierig."

„Die scheue ich nicht, wie Du weißt," erwiederte Rosell lächelnd. „Du siehst hier drei Matronen. Die, welche mit dem Sonnenschirm gewinkt hat, ist Frau Normann, besitzt einen der ersten Stände in der Krämerstraße und vermiethet den Junggesellen zu höchst billigen Bedingungen die Möbel für ihre Zimmer. Sie ist ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer und so vortrefflich im Kunst-, Literatur- und Theaterwesen zu Hause, daß sie alles auf die bizarrste Weise untereinander zu machen und zu radbrechen versteht. In ihrem kleinen Gesellschaftskreise und in ihrer Trödelbude ist sie stets die Tonangeberin; ich glaube kaum, daß irgend Jemand sie zu überschreien im Stande ist. Sonst ist sie eine Frau von

den besten Eigenschaften, denn sie gibt oft über alles Erwarten langen Kredit mit dem Miethzins für ihre Möbel.“

„Das ist ein großes Glück für ihre Kunden!“ bemerkte der Notar.

„Allerdings, ein großes Glück; deßhalb gerade schätze ich sie so hoch. Siehst Du aber die Andere, mit dem verschossenen gelben Hut. Dieß ist Frau Malla Fogelquist, deren Mann vor ein Paar Jahren, in Compagnie mit Frau Normanns Ehegatten, an der Cholera in die Ewigkeit reiste. Herr Fogelquist war Haushofmeister in einem gräflichen Schlosse irgendwo, und deßhalb nennt auch Frau Normann ihre Schwester gewöhnlich mit dem naiven Titel Frau Hofmeisterin. Diese Frau Hofmeisterin ist eine lebendige Chronik, in welcher man über alle Vorfälle und Begebenheiten der vornehmen Welt blättern kann. Sie hat einen guten Vorrath von allerlei Historien aus der Zeit, wo sie als Schaffnerin auf dem Herrenhofe war. Nun geht es ihr aber knapp und sie sonnt sich für den Augenblick unter den Wohlthätigkeitsstrahlen der gnädigen Frau Schwester.“

„Ich dächte, Du könntest doch ein Mal Athem schöpfen?“ fiel ihm Wetterquist in die Rede.

„Ach was! das genirt mich nicht, wenn es Dich nur unterhält!“ Rosell nippte am Punschglas und fuhr fort: „Die dritte und älteste von den drei — mit Respekt zu melden — Grazien, die kleine Alte, in dem engen Kattunkleide und dem braunen altväterischen Shawl, soll ihrer Zeit das schönste Mädchen in Stockholm gewesen seyn. Allein der Wandel der Zeit hat ihr einen bösen Streich gespielt. Halt — vielleicht besinn ich mich auf einen Vers von Lenngren, der hieher paßt:

„Ihr kam an Schönheit Keine gleich,
An Reizen ....“

Nein, es fällt mir nicht mehr ein, es war so etwas von Wurstmachen, was ganz trefflich hieher paßt. Laß ein Mal sehen — ja, ja, so heißt der Schluß:

Nun nährt sie sich mit Wurstlerei. —
Und wie ein Ei dem andern Ei
So gleichen ihre Lippen,
An denen sonst zu nippen
Ein Männerheer verging vor Durst,
Jetzt leider selber einer Wurst.
Die Händchen, welche Jedermann
Bewunderte, die siehet man
Wurstfüllsel jetzt bereiten. —
Wo sind die alten Zeiten?!

Ha, ha! so heißt es, das paßt köstlich!"

„Muhme Neta, wie man sie im gewöhnlichen Leben nennt, heirathete, nachdem alle Liebhaber sie verlassen hatten, einen Böttcher, eine ehrliche Haut, der ihr sonst keinen andern Verdruß machte, als daß er gewöhnlich etwas zu tief in's Glas guckte, bis sie in ihre gegenwärtigen nicht allzuglänzenden Umstände kamen. Muhme Neta trägt übrigens die guten wie die schlimmen Tage. Sie haben sich eine Kammer in der „kleinen Gasse" gemiethet, Meister Ficker bindet alte Oelfässer und seine Frau macht Würste auf Bestellung; — so leben sie denn ganz vergnügt, besonders da ihr lieber Sohn Will, mit einem Hockertisch in Aussicht, die schönste Hoffnung hat, sich ein Mal bestens durch die Welt zu schlagen."

„Du hast es verdammt in Deiner Gewalt, eine Geschichte in die Länge zu spinnen!" meinte der Notar. „Wenn Du, mit der Zeit, ein Mal als Bürgermeister ein Landstädtchen bei dem Reichstage repräsentiren solltest, wirst Du sicherlich Furore machen!"

„Das glaube ich auch: ich habe starke Lungen und wollte dem Teufel die Stange halten. — Na, endlich haben sie doch genug gewartet: ich sehe es Frau Normann an der Nasenspitze an, daß es hohe Zeit war.... Da ist ja der Kammerer, der Günstling der Frauen: jede von ihnen strebt nach dem Glück, in seinem Testamente bedacht zu werden, allein bei seinem gesunden Aus-

sehen scheint der Alte seiner ganzen Verwandtschaft in's Grab sehen zu wollen."

Die Person, von welcher Rosell sprach, kam nun näher, und wir präsentiren in ihr unsern Helden, den Kammerer Laßman. Man konnte nicht leicht bei einem Fünfziger eine raschere, kräftigere Gestalt sehen und was sein übriges Aussehen betrifft, so war dieß in der That viel jugendlicher als seine Jahre; die graumelirten, dünnen Haare wurden durch die rothglänzenden Vollmondswangen, um welche der etwas hohe, steife, weiße Hemdkragen sich dicht anschloß, offenbar Lügen gestraft. Des Kammerers Anzug verrieth durchaus einen Mann aus der alten Zeit, die breiten Rathherrn-Frackschöße, die lange Weste, der Knoten an dem weißen Halstuche und vornämlich die gefälteltete, weit herausbauschende Hemdkrause bezeichneten deutlich die freilich längst den Weg alles Irdischen gegangene Periode, in welcher diese Sachen nach dem neuesten Geschmack gewesen waren. Der Kammerer Laßman liebte es nicht, nach etwas so Flüchtigem zu jagen, als die Mode. Die Kleider, welche ihm lose um den Leib hingen und die durch Gewohnheit und vieljährige Dienste einen Theil seines eigenen Ichs ausmachten, standen ihm nun ein Mal an und er trug sie, mochten andere Leute davon denken und sagen, was sie wollten. Sein Gang und seine Haltung hatten darum indessen nichts Schlappendes, alle seine Regungen waren rasch und verriethen, daß ihm noch ein hoher Grad von Lebendigkeit inwohnte, welche sich auch in seiner Sprache, trotz dem Verlust von ein paar Zähnen, hinlänglich kund gab.

„Es ist ein herrlicher Alter!" sagte Rosell.

„Ich glaube, er leiht auf Zinsen?" fiel der Notar ein.

„Da weißt Du mehr als ich. Wenn er übrigens auch ein Mal Etwas aus Artigkeit thut und für den Abschluß eines ansehnlichen Geschäfts ein kleines Douceur annimmt, so ist dieß nicht mehr als billig und jedenfalls wohl angewandt, wäre es auch nur für das Vergnügen,

seine Wohnung zu sehen. Hast Du ihm noch nie einen Besuch gemacht?"

„Nein!" rief der Notar mit einem gewissen Abscheu aus. „Wenn Du Geld brauchst, so will ich Dich bei ihm einführen."

„Du bist allzu gütig! Leider kann ich von Deiner Dienstfertigkeit keinen Gebrauch machen." Die letzten Worte preßte er mit einer Anstrengung hervor, welche gegen die spaßhafte Art, welche darin liegen sollte, verzweifelt abstach. Als die Gesellschaft auf dem Platze sich nach der Brücke hin entfernt hatte, stand Wetterquist auf, erklärte daß die Hitze und der Cigarrendampf ihn zu ersticken drohten, wenn er nicht bald in die frische Luft käme.

„Wollen wir keinen Wagen nehmen, wie ich vorhin proponirt habe?" sagte der zudringliche Regierungs-Sekretär, welcher wohl wußte, daß dem Notar nichts lieber gewesen wäre, wenn es nur nicht seine besondern Schwierigkeiten gehabt hätte.

„Nein, nein! Ich habe keine Lust dazu!" Wetterquist suchte seinen Hut.

„Laß uns ein Boot nehmen und nach dem Thiergarten hinüber fahren."

„Warum nicht gar! Ich habe nicht im geringsten Lust einen Ausflug zu machen! Ich gehe nach Hause."

„Nun, so gehe ich mit Dir; Deine Gesellschaft muß ich haben, Zu einem Mittagsschläfchen ist es jetzt zu spät; auch weiß ich überhaupt nicht, wohin ich bis zum Theater gehen soll."

„Wenn Du im Sinn hast nach dem Thiergartentheater zu gehen," wandte Wetterquist ein, so möchte es nicht zu früh seyn, Dich jetzt auf den Weg zu machen. Ueberdieß bin ich ....." Die letzten Worte sprach er kaum hörbar, während er die Thüre zuschlug. Dem Regierungs-Sekretär dünkte es, aber als wenn sie gelautet hätten: „aus meiner vorigen Wohnung ausgezogen."

„Der Narr hat doch nicht die geringste Lebensart!"

dachte Rosell. „Er ist zu hochmüthig, um einen vernünftigen Rath anzunehmen und auch zu dumm als, daß er Nutzen daraus ziehen könnte .... Kellner .... noch ein Glas Punsch! Zum Henker, daß es noch nicht weiter als fünf Uhr ist! Die Zeit vergeht gar zu langsam!"

Zweites Kapitel.

Ulla Winblad lebt noch im „Munde des Volks." Mamsell Lucie tyrannisirt einen stummen Anbeter. Ihre Mutter schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe und träumt am Ende von alten Möbeln.

Die Gesellschaft, welche wir dem Leser durch das Fenster vorgestellt haben, hatte im Sinne ein von Frau Norman gemiethetes Boot zu besteigen.

„Liebster Vetter Laßman, es ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie uns die Ehre schenken!" sagte Frau Norman und wollte den Kammerer fast mit Gewalt bewegen, zuerst in das Boot zu steigen. Allein obgleich sich der Alte ganz vortrefflich das Ansehen von einem Manne zu geben wußte, der weiß, daß er schon durch seine bloße Gegenwart seiner Umgebung eine Artigkeit erweist, machte doch pflichtschuldigst Komplimente mit den Frauenzimmern, und erst nachdem er der „jungen Mamsell" hineingeholfen, nahm er dem jungen Herrn Ficker den Parapluie, Pfeife und Tabacksbeutel ab, welche dieser unterdessen gehalten hatte, sprang mit einer Gewandheit, die man hinter seinen Fünfzigen gar nicht hätte suchen sollen, und welche den Erbschaftshoffnungen der Frau Norman den Todesstoß zu versetzen schien, in das Boot, setzte sich an das Steuerruder und nahm dasselbe zur Hand. Sobald die Gesellschaft gehörig in Ordnung war, Mamsell Lucie, mit ihrer Guitarre auf dem Schooß, neben ihrem lieben Onkelchen Platz genommen, alle Körbe sorgfältig eingepackt waren und der junge Will auf Befehl der Muhme nachgesehen hatte, ob

nichts vergessen worden, stieß das Boot endlich vom Lande und tanzte lustig über die Wellen dahin, auf Hessingen, das Ziel der Fahrt, los.

„Nun Gott sey Dank, so wären wir nun in Ordnung!" sagte Frau Norman und blickte umher. „Was es doch angenehm ist, so „sangfasong" in einem trauten Familienkreis eine Lustfahrt zu machen. Nun wollen wir aber auch recht lustig seyn! Lucie sitz nicht so mürrisch da, sondern nimm deine Guitarre zur Hand und sing die hübsche Arie, welche deine Namensschwester singt: „Robér, Robér!"

„Was die Mama wieder kreischt!" sagte Lisa, die junge Schöne, etwas zu naseweiß, um dem Namen einer ehrerbietigen Tochter zu verdienen. Lucie singt nicht mehr Robér."

„Gleichviel, liebe Luschie," legte sich Muhme Neta in's Mittel; „thu' aber, was Deine Mutter sagt. Sing' uns irgend etwas Hübsches — was Du willst!" Liebe Neta, Du bist ganz versessen auf Deine Luschie!" Luschie ist eine Wohnung, welche man miethen kann, aber Lucie heißt der Name. Und ich will, daß Lise Lucie heißen soll, denn das kommt offenbar von Lisa her, welches bei Leuten bessern Standes nicht mehr gebräuchlich ist."

„Mich dünkt, Base, Du hättest sie vor einem Jahr noch Lisette genannt," bemerkt der Kammerer, ließ das Ruder fahren und stopfte sich eine Pfeife.

„Und vor zwei Jahren Lischen!" fiel die „Hofmeisterin" mit einer gewissen furchtsamen Scheu ein.

„Ich hoffe, eine Mutter kann ihr Kind nennen, wie es ihr beliebt," versetzte Frau Norman, wußte dabei aber den Kopf so pfiffig zu drehen, daß ein milderndes Lächeln den Kammerer traf, während die Frau Malla Fogelquist ein strenger Blick traf, um sie daran zu erinnern, daß sie von Gnadenbrod lebe und sich deßhalb nicht so mausig machen dürfe.

„Es kommt freilich etwas sonderbar heraus," fuhr

der Kammerer fort, „doch jedem Narren gefällt seine Kappe! Du könntest uns übrigens wohl etwas hören lassen, Lisa; auch wirst Du es hoffentlich nicht ungnädig nehmen, wenn ich Dich bei Deinem Taufnamen nenne.“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiederte Lisa. „Was aber das Singen betrifft, so müssen wir erst ein wenig weiter weg seyn.“

„Du darfst Dich überall hören lassen!“ meinte die Mutter, ärgerlich über das Gezauder. „Ich habe Dir nicht darum Singunterricht geben lassen, damit Du Dich zieren sollst wie eine Bauerndirne. Frisch dran! sing uns etwas hübsches von Robér!“

„Ach was ist das für Zeug?“ fiel der Kammerer unfreundlich ein. „Robert — Lucie mag das Einem vorsingen, der es hören will, aber nur mir nicht! Wenn Lisa nichts von Bellman singen will, so mag sie lieber schweigen!“

„Ich will etwas aus dem Liede singen, Onkel, welches Bellman auf Ulla Winbladt gemacht hat, als sie ein Mal Abends von Hessingen heimfuhren. „Das paßt sich prächtig.“

„Es war Morgens;“ verbesserte der Kammerer. „Aber gleichviel; immer zu, Lisa. So Etwas höre ich gerne!“

Da das Boot jetzt so weit vom Ufer entfernt war, daß Lisa glaubte, nur vor ihrer Gesellschaft und etwa den Passagieren des einen oder andern Bootes, welches in ihrer Nähe fuhr, gehört zu werden, gab sie ihren Sonnenschirm dem Vetter Will, zog die Handschuhe aus, stimmte die Guitarre und fing zu präludiren an.

Wir nehmen inzwischen die Gelegenheit wahr, eine kleine Beschreibung von Lisa Norman zu geben, denn was ihr Aeußeres betrifft, so ist dieß offenbar der günstigste Augenblick dazu. Wahrscheinlich weiß sie dieß selbst und bereuet vielleicht, daß nicht andre Augenzeugen zugegen sind als der alte Laßman und Will, welch' letztern Mamsell Lucie, nach der Art zu schließen, wo-

mit sie ihm den Sonnenschirm hinreichte, für weniger als Nichts zu rechnen schien.

Lisa — wir wollen der Gewohnheit des Kammerers folgen und sie auch so heißen — saß auf der mittlern Bank neben Muhme Neta, welche sich an die Seite des Kammerers gemacht hatte, um, wenn sich eine günstige Gelegenheit dazu darböte, ihm Einiges zu Wills Gunsten an das Herz zu legen. Lisa's frische Wangen, über welche ihre schönen langen Locken herabfielen, waren von einen Strohhütchen mit blaßrothen Blumen beschattet. Ihre schwarzen schelmischen Augen schielten nicht so lebhaft wie gewöhnlich, allein man konnte wohl merken, daß sie einen großen Vorrath von Feuer besaßen, wenn sie es für nöthig fand, davon Gebrauch zu machen. Der Shawl war herabgefallen und ließ einen wohlgebildeten milchweißen Nacken sehen. Die Guitarre ruhte nachläßig auf ihrem Schooß nnd unter der Draperie hervor, welche die Hofmeisterin sorgfältig von ihrem Mantel gebildet hatte, waren ein paar niedliche Füßchen sichtbar, welche in den allernettsten Zeugstiefelchen steckten. Denkt man sich ferner, wie Lisa's, fast konnte man sagen Rosenfinger mit den Saiten der Guitarre spielten und wie Vetter Will, in des Notars braunem Gehrock zur Seite stand und den Sonnenschirm hielt, so hat man das Bild, wie es vor dem trunkenen Blicke der Mutter stand.

„Hast Du denn noch nicht genug präludirt?“ fragte der Kammerer ein wenig ungeduldig.

„Liebster, bester Herr Vetter, das muß so seyn!“ versetzte Frau Norman, welche gar gerne ihre Bekanntschaft mit den modernen Sitten und Gebräuchen zur Schau trug.

Lisa heftete ihren flatternden Shawl mit einer goldenen Nadel fest, wies Will an, den Parasol mehr vor die Sonne zu halten und begann dann mit einem netten Stimmchen den langerwarteten Gesang:

„Sonne scheint so wonniglich
Nieder auf die Wellen,
Sanfte Lüfte regen sich,
Daß die Segel schwellen.
Lustig unser Wimpel weht,
Kerstin aus der Koje geht,
Olle an dem Ruder steht,
Will die Segel stellen.

Stopft die Pfeif', legt Feuer dran,
Kratzt sich in den Haaren,
Schiffchen an! — das Ruder um! —
Alterchen kann fahren. —

„Halt!" rief der Kammerer; „das ist ein Bock, Lisa! So heißt es!" Und nun erhob der Kammerer selbst seine Stimme:

„Schiffchen um! — das Ruder an!
Alterchen kann fahren;"

„Alterchen hat keine Ruh;"
fiel Lisa lächelnd ein.

„So ist's Recht, jetzt bist Du wieder drin, — nun weiter!"

Lisa griff wieder in die Saiten und sang:

„Blinzelt ihr gar freundlich zu:
Kerstin, liebstes Herzchen Du,
Sollst das Ruder nehmen!

Ulla Winblad, laß uns singen,"

— — — — —

„Na, da willst Du aufhören?" rief der Kammerer; „drei ganze Verse sind's! Bei solchen Leckerbissen hört man nicht in der Mitte auf!"

„Ach, wer kann auch jedes Wort behalten?" entgegnete „Mamsell Lucie" etwas pikirt; fuhr aber doch fort:

„Ulla Winblad, laß uns singen,
Lustig in dem Sonnenschein,
Munter hüpfen, munter springen,
Wenn auch reißt das Röcklein dein.
Schnell das Nadelbüchs'chen auf,
Heft' das Röckchen wieder 'nauf!
Herzchen, thu' die Augen auf! —
Hessingen! — die Wonne mein!"

„Ach, was für eine göttliche Stimme!" flüsterte die Hofmeisterin ihrer entzückten Schwester in das Ohr. „Ich versichere Dir, keine Gräfin habe ich noch so singen hören; und Du weißt doch, daß ich in manchem vornehmen Hause wohl Gelegenheit hatte, Vieles zu hören."

„Ja, ja, Du hast auch schüschemang," nickte Frau Norman beifällig; — „aber laß uns keinen Ton verlieren! Wenn Musik gemacht wird, muß man still seyn. Hör' nur wie hell und klar! — wahrlich, eine merkwürdige Stimme — hör' nur!'

‚Lieber Schatz! ich lieb' nur Dich —
Wer kann uns belauschen?
Setz' Dich nieder neben mich
Laß uns Küsse tauschen!
— — — — —

„Nimm Deine Flöte, Will, und accompagnire," sagte Muhme Neta zu ihrem lieben Söhnchen, welcher aufmerksam lauschte und mit dem Sonnenschirm alles andere beschattete, nur Lisa's hübsches Gesichtchen nicht, so sehr war er in süße Gedanken verloren.

„Da wird es auch der Mühe werth seyn!" rief Frau Norman aus und ihre Wangen färbten sich merklich vor billigem Verdruß. „Will kann ihr nicht accompagniren — ihr, die so weit ist, wie vielleicht kaum eine von Herrn Bergs besten Schülerinnen! Außerdem sind aber auch, nehmen Sie mir nicht übel, bester Herr Vetter Laßman, die alten Lieder von dem Bellman — wenn ich es nur sagen soll — so plump, daß ein ehr=

bares und wohlerzogenes junges Mädchen sie kaum singen kann. Aber da wir auf die Plumpheit kommen — ruhe Dich ein Bischen aus, Lucie, mein Zuckerherzchen — um von Plumpheit zu reden, haben die Herrschaften dem naseweisen Notarius Wetterquist am Fenster bei Winter bemerkt? — Es ist wahrlich zum krank werden. Krämpfe möchte man kriegen, wenn man einen solchen Hochmuth sieht! Er wird wohl zu gut seyn mich zu grüßen, der Gelbschnabel, — in meine Bude kann er geschlichen kommen und mich um Gotteswillen bitten, seine alten Röcke zu kaufen — dafür hält er sich nicht zu gut! — Den Rock da, welchen Will an hat — gestern habe ich ihn ihm geschenkt, — es ist noch keine vierzehn Tage, daß ich den vom Herrn Notarius gekauft habe."

„Habe ich nicht da zwei Fliegen mit Einen Schlag getroffen?" flüsterte Frau Norman nach einer kleinen Pause zur Hofmeisterin, welche ebenso leise betheuerte, daß sie niemals, selbst nicht in dem gräflichen Hause, so viel Feinheit und guten Ton gesehen habe.

„Ja, es ist eine Gottesgabe, solche prevenangs espri zu haben," setzte Frau Norman hinzu und wischte sich die Schweißtropfen mit dem Taschentuche von der Stirne. „Es machte sich herrlich, daß ich Lucie einen Hieb wegen des Notars geben konnte, und zugleich der Neta, der einfältigen Gans, Eines versetzen konnte, da sie doch immer ihre dummen Gedanken mit dem Will hat. Nein, nein, so lang er mit einem Rock aus der Kleiderbude seiner Muhme geht, braucht er sich mit seinen Hoffnungen nicht so himmelweit zu versteigen!"

„Was soll denn aber die ganze Unterbrechung bedeuten?" fragte der Kammerer und sah sich verwundert rings um. „Warum hast Du Deine Guitarre weggelegt, Lisa?"

„Ach, man kann ja niemals ein Stück in Ruhe aussingen!" erwiederte Lisa erzürnt, zog den Schawl um die Schultern, riß dem unterthänigen Will mit unwir-

scher Gebärde den Sonnenschirm aus der Hand und setzte sich so, daß Niemand auch nur einen Zoll ihres hübschen Gesichts sehen konnte.

Der Kammerer räusperte sich auf eine Weise, welche andeutete, daß er etwas ärgerlich war. „Hm, hm, ich glaube, Du bist das eine Mal so launig, wie das andere Mal, Lisa!"

„Mamsell Lucie' fand für gut, die Antwort schuldig zu bleiben; als aber der arme Will ihr den Mantel aufheben wollte, dessen einer Zipfel im Wasser auf den Bohlen des Fahrzeugs lag, erhielt er von der hübschen Hand seiner Cousine eine so derbe Zurechtweisung, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte.

Der arme Junge wurde roth bis über die Ohren. Ohne irgend einen Theil von dem gepriesenen guten Ton seiner beiden Tanten zu besitzen, hatte er dennoch Ehrgefühl genug, um das Schmähliche und Verächtliche in Lisa's Benehmen schmerzlich zu fühlen, welches um so unbilliger war und von seiner Seite um so weniger erwartet werden konnte, als Will niemals seine Gedanken zu der vermessenen Höhe erhoben hatte, welche sie zu ahnen schien. Freilich konnten seine Augen nicht umhin, zuweilen zu verrathen, daß er auch Sinn für Schönheit habe.

„Na, ich höre Dein Prinzipal ist mit Dir zufrieden, mein lieber Will!" begann jetzt der Kammerer, dessen gutes Herz die tiefe Niedergeschlagenheit des Jünglings nicht mit ansehen konnte und ihn ein wenig zu erheitern suchen wollte.

„Ja, Oheim, so sagt er," erwiederte Will und wandte sein hübsches gutmüthiges Gesicht gegen den Kammerer.

„Das freut mich sehr. Wenn Du Dich ferner gut hältst, so greife ich Dir vielleicht in ein paar Jahren unter die Arme, wenn er Dich zum Theilhaber am Geschäft annehmen oder es Dir vielleicht ganz überlassen will. Es soll mir eine Freude seyn, wenn ich Etwas

beizutragen vermag, daß Du in Zukunft Deinen Rock selbst bezahlen kannst."

Muhme Neta, welche sich die wahrlich schwere Pflicht des Schweigens auferlegt hatte, um desto besser jedes der lieblichen Worte des lieben Vetters einzuschlürfen, ließ nun dem Strom ihrer Wohlredenheit freien Lauf. Will selbst verneigte sich bloß, allein es lag eine Schüchternheit in seinem Bückling, welche seinen guten Willen, sich des zugesagten Schutzes und Beistands würdig machen zu wollen — hinlänglich zu bekräftigen schien. Frau Norman versicherte indessen mit gewaltigem Nasenrümpfen und hellklingender Stimme, daß sie sich nicht vorstellen könne, wie der Herr Vetter Laßman, der so viel in der Welt gelebt habe, ihre wohlmeinende Güte für Will nicht besser sollte zu schätzen wissen; in Zukunft werde sie, statt so hübsche fast nagelneue Röcke wegzuschenken, sie lieber verkaufen, denn seit sie nun wisse was sie wisse, sey es besser Geld als Undank einzunehmen.

Zum Glück für den Frieden in der Gesellschaft landete das Boot eben in Hessingen, und da einige Herren auf dem Platze vor dem Wirthshause standen, fand es Frau Norman und besonders „Mamsell Lucie" für gut, ein möglichst freundliches und liebliches Wesen und Aussehen anzunehmen.

„Da, Will, trag meinen Mantel und die Guitarre!" sagte Lisa, ließ den Schawl ganz natürlich über ihre schlanke Taille niedergleiten, lüftete das Kinnband so weit, daß die Locken besser flattern konnten, und hüpfte an's Land; Will, dem sie eines der abgelegten Stücke um das andere zuwarf, sah, als er, mit all ihren Sachen belastet, hinter ihr her marschirte, eher einem Bedienten, als einem Verwandten oder zu der Gesellschaft Gehörenden gleich.

Kommst Du mit den beiden Körben zu Recht, Ulla?" fragte Frau Norman ihre Magd, welche sich bemühte,

die benannten unentbehrlichen Artikel aus dem Boot zu schaffen.

„Es wird schon gehen; aber den Kessel kann ich nicht tragen.“

„Will,“ rief Frau Norman, „kannst Du den Kessel da nicht tragen, mein Junge?“

„Aber Mutter,“ fiel Lucie ein, „er hat ja an meinen Sachen genug zu schleppen.“

„Den Kessel kann ich nehmen,“ meinte Muhme Neta. Dies konnte aber Will unmöglich zugeben: geduldig legte er den Mantel seiner Cousine über die eine Schulter, hing die Guitarre über die andere, nahm die übrigen Kleinigkeiten in die rechte, den Kessel in die linke Hand und keuchte in der Hitze hinter den Uebrigen her.

Der Kammerer, welcher in Hessingen ganz zu Hause war, ging als Wegweiser an der Spitze der Kolonne. Hinter ihm kam Lucie getrippelt, und bückte sich dann und wann nieder, entweder um ein paar Zweige aufzuheben und damit zu spielen, oder den Herren auf der Treppe ihre hübsche Figur in den anmuthigsten Stellungen zu zeigen. Frau Norman und die Hofmeisterin gingen Arm in Arm; hinter ihnen kam Muhme Neta und gab auf ihren Will Acht; den Schluß machte Ulla mit den Proviantkörben.

So in Reihe und Glied marschirten sie mit einer Schwenkung links am gelbgemalten Wirthshaus, welches so einladend da liegt, vorüber, verfolgten den Weg über den waldigen Hügel nach der schattigsten Seite der Insel, bis endlich nach einer ziemlichen Strecke der Kammerer für gut fand, Halt zu machen und der Gesellschaft Rast gönnte.

Es war einer der nettesten Plätze, welche Hessingen aufzuweisen hat, gerade neben dem Orte, wo die „Herren Norstedt und Söhne“ gewöhnlich ihre „Farbkocherei“ vornehmen lassen, was heute zwar auch der Fall gewesen, aber schon früher, am Vormittag, fertig geworden war, zu Lucie's großem Verdruß, da . . . .

Allein wir schweigen von ihren verschiedenen Spekulationen in Bezug auf alle die muntern jungen Herren, welche in der Regel, wie der Kammerer berichtete, bei dieser Gelegenheit zu einer kleinen Lustbarkeit im Grünen geladen wurden. Nur die rauchenden Feuerbrände sah man noch da liegen, „so malerisch" nach Frau Normans Gefühlsäußerung „wie Nachtfeuer von Räubern," aber doch „trefflich um den Kaffee dabei zu kochen," wie die Hofmeisterin prosaischer sich auszudrücken beliebte. Der Platz war inzwischen nach der Meinung Aller zu hübsch und die Aussicht über den Mälar, so wie ein Blick auf Gröndal, stimmte Muhme Neta, welche in früherer Zeit manches Abentheuer da erlebt hatte, so poetisch, daß sie, fast mit Thränen, ausrief: „Herr Gott, wer noch ein Mal jung wäre!"

„Denk' nicht an den ferndigen Schnee, Base!" sagte der Kammerer ruhig. „Ulla Wieblad und der große Mann, welcher sie besungen hat, ruhen auch schon längst im Grabe. Das Leben ist veränderlich: heute ist nicht wie gestern, und morgen nicht wie übermorgen. Hessingen, die kleine Insel da, wo wir sind, sah auch einst ein andres Leben; hier hat Bellman gesungen und die ganze Gegend schallte wider von seinen Liedern und Ulla Wieblad's verführerischem Gezwitscher. Nun ist Alles todt! Allein, wie gesagt, das Leben ist veränderlich!"

„Der Oheim verbeißt sich ganz, wenn er auf das beliebte Kapitel von Ulla Wieblad kommt!" bemerkte Lucie, warf sich auf den Mantel, den Will auf den Boden gebreitet hatte und spielte mit ihrem kleinen Fuße im Gras. „Als wenn es jetzt nicht auch noch hübsche Mädchen in Stockholm gäbe — zum Glück sind es aber blos alte Herren über fünfzig, welche jetzt noch die abgenutzte Anmuth der Ulla Wieblad besingen."

„Du bist eine Jungfer Naseweiß, Lisa," entgegnete der Kammerer mit einem zurechtweisenden Lächeln, „ein gefallsüchtiges Persönchen, welches Nichts zu schätzen weiß, als wohl gekräuselte Locken, auch wenn sie um

einen Papageischnabel hängen und ein paar Herrenlippen, welche mit zuckersüßen Worten Dir Gift in die Adern gießen! Du bist sehr frech, Lisa, sehr unverschämt."

Frau Norman, welche mit Kaffeekochen beschäftigt war, gab Lucien einen Wink nach dem andern, sie möge doch den Kammerer nicht erzürnen, aber vergeblich. Lucie war schlechter Laune und durchaus nicht gemeint sich irgend Zwang anzuthun.

Inzwischen hatte die Hofmeisterin die Körbe ausgepackt, ein schneeweißes Tuch über den Grasboden gebreitet und alle Herrlichkeiten darauf gestellt.

Der Kammerer, welcher in der That, was seine eigene Pesönlichkeit betraf, sehr haushälterisch war, that sich bei Anderen gerne Etwas zu Gute, und da sich nun alle die zutraulich winkenden Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. vor seinen Augen entwickelten, ebneten sich auch die Falten auf seiner Stirne und schon nach der ersten Tasse Kaffee, welche ihm Lisa doch nach einigem Besinnen selbst zu präsentiren für nöthig fand, war er wieder völlig versöhnt, klopfte sie sanft mit der Hand auf die Wangen und wünschte, sie möchte immer so seyn, wie sie sich zu Anfang der Fahrt gezeigt habe.

„Der Herr Vetter ist dieses Frühjahr zeitig von seiner Reise wieder nach Hause gekommen;" sagte jetzt Frau Norman, welche sich als Mutter sowie als Wirthin für gleich verbunden ansah, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, selbst wenn sie auch nicht — was aber in Wahrheit der Fall war — die ganze Lustfahrt einzig in der Absicht angestellt gehabt hätte, um aus dem Kammerer herauszulocken, was es mit seiner Reise, oder vielmehr mit seinen Reisen eigentlich für eine Bewandtniß habe. Denn jedes Jahr pflegte der Kammerer zu Anfang des Sommers, bisweilen schon zeitig im Frühling, eine Reise vorzunehmen, ohne daß es bis jetzt noch einer von den drei Schwestern gelungen war, das Mindeste darüber herauszubringen, was der Vetter damit bezweckte.

„Ja, ich bin bald wieder heimgekommen," erwiederte

der Kammerer kurz; allein es schien als ob mit dem Rauch aus der Pfeife auch ein kleiner Seufzer sich Luft gemacht hätte.

„Wohin zu ging denn die Reise, Herr Vetter, wenn ich so naseweiß seyn darf, mich zu erkundigen,“ fragte Frau Fogelquist.

„Nach Osten.“

„So? also wohl nach Ostgothland,“ meinte Frau Norman, vergnügt, wenigstens soviel herausgebracht zu haben! „Die Hofmeisterin da ist wie Sie wissen, ein Mal auf einem gräflichen Herrensitz in Ostgothland angestellt gewesen. Waren Sie vielleicht in jener Gegend, Herr Vetter?“

„Die Schnecken und Fliegen sind heute gar so zudringlich,“ sagte der Kammerer und schwenkte sein Taschentuch über der Kaffeetasse, die er übrigens schon geleert hatte. „Hast Du schon einen Spaziergang hier in der Nähe gemacht, Lisa, sonst möchte ich Dir wohl einen vorschlagen.“ Der Kammerer stand auf und ging mit Lisa und Will, welcher, wie sich von selbst versteht, nicht zurückblieb, an mehrere Punkte des Sees, wo er mit lebhaften Handbewegungen ihnen gewisse Lieblingsstellen zeigte, die sich aus dem einen oder andern Grund seinem Gedächtniß besonders eingeprägt hatten. Lisa hörte zwar zu, schien aber nicht außerordentlich dabei interessirt zu seyn, wenn man der alten Behauptung glauben darf, daß Gähnen Langeweile bedeutet. Auf diese Rechnung schreiben wir auch ihre liebenswürdige Aufmerksamkeit, womit sie den alten Herrn erinnerte, daß die Flaschen auf sie warteten.

Den Rest des Abends, von welchem übrigens nichts Besonderes weiter zu berichten ist, herrschte, mit Ausnahme einiger Mißlaunigkeit von Seiten der schönen Lisa, die schönste Eintracht in der Gesellschaft. Beim Glase wurde der Kammerer allezeit gesprächig, doch nie weiter als bis auf einen gewissen Grad; und so fein es auch Frau Norman und die Hofmeisterin anlegten, waren

sie doch, in Bezug auf den Zweck seiner Reisen ebenso klug bei ihrer Rückkunft an die Ritterholmsbrücke als sie bei der Abfahrt gewesen waren.

„Meine Einladung hätte ich sparen können!“ sagte Frau Norman etwas ärgerlich, als sie wieder in ihr Zimmer zunächst ihrer Bude in der Krämerstraße trat.

„Nur den Muth nicht verloren!“ ermahnte die Hofmeisterin. Bei Deinem Talent und Deiner Feinheit wird es ein anderes Mal schon besser gelingen. Du solltest vielleicht ein Mal ganz allein mit ihm seyn! Am Ende ist es eine Heimlichkeit, welche nur für Deine Ohren bestimmt ist.“

„Ja, ja, liebe Hofmeisterin, Du sprichst ganz vernünftig; er soll mir nicht entkommen, denn Etwas steckt dahinter, davon bin ich überzeugt. Aber Lucie, mein Zuckerherzchen, wie magst Du aber auch nur so launig seyn, wie Du heute gewesen bist? So macht Dich der Alte seiner Lebtage nicht zur Erbin. Du solltest ....“

„Ich bin todtmüde und schrecklich schläfrig! Gute Nacht, Mutter;“ damit eilte Lisa in ihre Kammer.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Frau Norman nachdenklich fort, als Lisa weg war, „Lucie ist doch so gut erzogen, wie ein junges Mädchen nur immer seyn kann, ich wenigstens habe. weiß Gott, All' das Meinige dazu gethan, — aber es ist doch sonderbar, sie hat in ihrem Wesen so eine gewisse — eine gewisse ....“

„Nonchalance habe ich das nennen hören,“ fiel Frau Malla Fogelquist ein. „Wann junge Mädchen so gefeiert werden, wie Deine Lucie, dann nehmen sie ein solches Betragen gegen Leute an, welchen sie mehr Aufmerksamkeit widmen sollten.“

Es ist ungewiß, wie die kecke Anspielung der Hofmeisterin auf Lisa's Hauptfehler von der Frau Mama aufgenommen worden wäre, wenn jene sie im reinen guten Deutsch ausgedrückt hätte. Eine französische Phrase klingt aber in Frau Normans Ohren stets so poetisch und effektreich, daß sie, auch wenn sie die Bedeutung

kannte, was indessen dießmal nicht der Fall war, gerne darüber weg sah.

„Allerdings," rief sie vergnügt aus, „so eine gewisse nongscholungs, das ist recht hübsch gesagt, ganz hübsch, vollkommen den Nagel auf den Kopf getroffen — ich glaube, es ist jetzt so Mode. Lucie hat wohl sonst so guten Ton als irgend Jemand, sollte ich meinen! Sie hat aber auch eine Erziehung genossen, die mich ein schönes Stück Geld kostete!"

Die Hofmeisterin, welcher von der Zeit her, da sie, ihren eigenen Worten zu Folge, in der „großen Welt" gelebt hatte, das heißt mit andern Worten, von der Zeit her, welche sie auf verschiedenen Herrensitzen, welche vornehmen Fräulein gehörten, im Dienste zubrachte — eine gewisse Bildung anklebte, war nicht im Stande, gegen ihr Gewissen, Luciens Partei auf Kosten des guten Tones zu nehmen. Sis sagte deßhalb ihrer Schwester gute Nacht und überließ es derselben, in der Einsamkeit über die kitzeliche Frage nachzugrübeln, ob Luciens launenvolles und nachläßiges Benehmen gegen ihre Mutter und Andre seinen Grund in einem Mangel ihrer Erziehung habe, oder ob solches nicht vielmehr zu einem gebildeten und vornehmen Ton gehöre.

Frau Norman gab sich auch wirklich alle Mühe, über diesen streitigen Punkt ins Reine zu kommen und hatte schon unterschiedliche sinnreiche Schlüsse für und wider gezogen, als sie zu ihrem eigenen, hauptsächlich aber Lisa's Unglück, verhindert wurde, zu einem klaren Resultat in der Sache zu kommen. Ein halbes Dutzend unüberzogene Sessel, welche ihr den Weg in ihre Schlafkammer versperrten, erinnerte sie auf höchst natürliche Weise an die Menge verschiedener Geschäfte, welche ihrer in der kommenden Woche warteten. Darunter stand oben an eine große Auktion, bei welcher sie nothwendig zugegen seyn mußte, und wobei sie zum Aerger aller Mitsteigerer mehr als irgend ein Anderer auf einen altmodischen Chiffonier zu bieten im Sinne hatte, von dem

sie auf ein Haar wußte, wie viel er werth war, und welcher schon so gut als verkauft war. Den Kopf voll Gedanken an Versteigerungen, alte Möbel, Roßhaar, Sägspäne, Matrazenzeug und Sattel-Gurten in buntem Verein mit ein paar Spiegeln, welche neue Vergoldung brauchten und plattirten Leuchtern, die frisch versilbert werden mußten, schlief endlich Frau Norman ein, im Traume schwebten ihr alle ihre Steckenpferde vor und sie überließ es der Vorsehung und dem geselligen Weltleben des Kreises, in welchem sie sich bewegte, ihre Tochter zum trefflichsten Weibe zu bilden.

Drittes Kapitel.

Schilderungen aus Kammerer Laßmanns geheimer Geschichte. Ein flüchtiger Blick hinter den Schirm und ein andrer ditto in den Triangel.

Der Kammerer Laßman hatte schon seit Jahren aufgehört in irgend einer Zunft wirksames Mitglied zu seyn als in der „par bricole.“ Alle Händel und Winkelzüge, und die häufige Mißgunst und Verläumdung, welche das öffentliche Leben mit sich bringt, hatte er im Laufe einer fünfundzwanzigjährigen Dienstzeit zur Genüge erfahren, um sie sammt und sonders satt zu bekommen. Er hatte sich deßhalb von Allem zurückgezogen, um sich nun ganz dem ungestörten Genuß eines friedlichen und stillen Junggesellenlebens hinzugeben. Er war Besitzer eines, größtentheils selbst erworbenen Vermögens, welches bei verschiedenen Söhnen aus dem Stamme Abrahams stand — er selbst lieh niemals auf Zinsen — ihm dreitausend Thaler Banko jährliche Renten einbrachte, hatte sich aber von jeher dergestalt an Sparsamkeit gewöhnt, daß er auch jetzt noch, wie vor dreißig Jahren, sein sparsames Mahl, monatweise (natürlich mit Abzug

der Tage, welche er abwesend war) in einem der obscursten Wirthshäuser einnahm.

Wenn er Abends nicht bei einem guten Freunde aß, ließ er sich ein Quart Milch und ein Weißbrod holen. Das Frühstück wurde stets zu Hause eingenommen.

Bei dieser anhaltenden vortrefflichen Diät befand sich unser Kammerer äußerst wohl und gesund, und konnte sich nicht erinnern jemals krank gewesen zu seyn, außer als Kind, wo er die Blattern gehabt hatte, ein Umstand, an welchen ihn sein Spiegel zuweilen erinnerte. Zu der Zeit, um welche wir unsere Leser mit unserm Kammerer bekannt gemacht haben, wohnte er bereits zehen Jahre an der Ecke von Meister Samuels Quergäßchen und der Königinstraße; seine Wohnung bestand aus einem Zimmer, welches durch einen Schirm in Schlafkammer und Besuchsalon nebst einer Art von Garderobe oder Winkel, abgetheilt war — der Kammerer empfing viele Leute, dessen Bekanntschaft wir alsbald machen werden.

Zu dieser lieblichen Freistätte vor der Eitelkeit und Vergänglichkeit der Welt begaben wir uns nun am Morgen nach der Hessinger Partie, und trafen den Kammerer noch im Bette. In den Besuchsalon oder das Vorzimmer, wo man zuerst eintrit, scheint die Sonne durch ein Loch in der verblichenen Rollgardine. Es ist ein recht bedauerlicher Anblick, wie ihre lieblichen Strahlen gleichsam zum Scherz die hektischen Rosen küssen, welche in schwarzen Rahmen auf der schwindsüchtigen graugelben Tapete hängen. Außer benannten Rosen aber, welche von dem Kammerer in seiner Jugend gemalt waren, wo der Pinsel und die Botanik seine Hauptliebhaberei waren, prangt die Wand noch mit einem Spiegel zwischen beiden Fenstern und einigen Porträten, sämmtlich mit verschossenem Flor überzogen.

Die Möbel haben offenbar einen Anstrich von dem Odem des Eigenthümers; sie machen gleichsam einen Theil seiner selbst aus: die personifizirte Oekonomie

verräth sich allenthalben. Ein Sopha mit braunrothem Ueberzuge, der gerade so viel Platz braucht, daß nur ein Stuhl in jeder Ecke noch Raum findet, nimmt die Langwand ein.

Am Fenster stehen zwei perlfarbige Klapptische, auf jedem ein rother Vogelbauer, welche die einzigen lebenden Wesen enthalten, deren Unterhalt auf dem Soll des Kammerers steht. Ein alter Schreibpult, ein Bücherschrank mit einem Schenkbrett und ein nickendes Gipsbild auf dem Kachelofen — dies ist die ganze Pracht in des Kammerers Vorzimmer.

In diesem Raum findet sich dennoch nichts Merkwürdiges, nichts Lockendes; der Pult freilich, in Bezug auf seinen Inhalt, möchte interessant genug seyn, und der Schrank hat vielleicht auch seine Heimlichkeiten, welche ordentlicherweise nicht so vor allen Augen da liegen können. Wir wollen einmal sehen, wenn der Alte selbst herauskommt; wir haben das Zimmer nur so gezeigt, wie es nach seiner inneren Beschaffenheit dem Besucher erscheint, und nehmen uns nun die Freiheit — denn der Schirm ist auf die Seite geschoben, wahrscheinlich um ein wenig Helle einzulassen — einen Blick in das Schlafzimmer zu werfen.

Kammerer Laßmans Junggesellenbett, ohne Vorhänge, hat so großen Anspruch auf Mitleid, daß es wahrhaft unmenschlich wäre, davon reden zu wollen. Der Kammerer ist eben aufgewacht, hat die schmutzige Nachtmütze zurecht gesetzt und versucht, so gut es gehen will, mit dem rechten Arme seinen Kameraden den rechten Aermel in dem frischen Werktagshemd zu suchen, welches er, wie gewöhnlich, am Abende vorher, neben sich gelegt hat. Das Hemd, dessen er sich Sonntags bediente, gehört zur ersten Klasse, zu den sogenannten Bratenhemden, und kann heute um so weniger in Frage kommen, als es gestern Abend, unmittelbar nach der Heimkehr, mit dem übrigen Anzug bereits eingeschlossen worden ist.

„Aber, was zum Henker, wo ist denn der Aermel hingekommen?“ sagte der Kammerer, als er, ungeachtet einer vergeblichen Anstrengung nach der andern, nicht so glücklich war, den rechten Weg zu finden. Endlich merkte er doch, daß er mit dem Arm zu dem leeren Armloch hinausgefahren war und der vermißte Theil, nur noch schwach, an einem Streifen, der jeden Augenblick zu reißen drohte, mit dem Haupttheile zusammenhielt und traurig auf einer Seite niederhing.

„Ein alter Junggesell hat doch seine Plage!“ murmelte er, griff aber zu gleicher Zeit ziemlich ergeben nach einem an der Wand hängenden Nankingbeutel, holte Nadel und Faden daraus hervor und begann mit sichtbar geübter Hand den Schaden zu verbessern, welches ihm auch so gut gelang, daß er bald dem Arm sein ordentliches Quartier anweisen konnte. Nun kam die Reihe an die Strümpfe. „Verdammt!“ brach der Kammerer los, als er sah, daß er mit allen fünf Zehen abermals in die leere Außenwelt fuhr. „Ach liebster Himmel!“ Abermals wurde der Nankingbeutel in Requisition gesetzt, und Wollgarn nebst einer Stopfnadel daraus hervorgesucht. Aber hierbei war er trotz der Uebung nicht so glücklich. Durch das Zusammennähen waren die Strümpfe zu eng geworden, deßhalb mußte sie ein Messer wieder in den vorigen unseligen Zustand versetzen.

„Ein alter Junggesell muß doch viel ausstehen,“ wiederholte der Kammerer, aber in einem Tone, welcher die wärmste Theilnahme an seinem eigenen Leiden ausdrückte, „viel Schlimmes, beim Teufel, oh, oh!“

Was Schlafrock und Pantoffeln betrifft, so waren deren Mängel so unzählig, und so unverbesserlich, daß unser Kammerer es schon seit unvordenklichen Zeiten aufgegeben hatte, ihnen seine Fürsorge zu widmen. Er zog deßhalb seine alten Freunde, wie gewöhnlich, ohne Umstände an, und nachdem er sich das Gesicht mit kaltem Wasser und die Kehle mit etlichen Tropfen aus einer

Flasche erquickt hatte, deren Inhalt beim ungewißen Tageslicht an Farbe und Aussehen „einem Bittern“ glich, steuerte er rasch und munter auf das Vorzimmer los, während der Schlafrock lustig um die Fragmente der weißen Unterhosen flatterte — denn geflickte gaben zu warm und waren auch überflüssig zu Hause und so früh am Morgen —; im Vorzimmer schwenkte er, öffnete ein Fenster, zog die Vorhänge auf, gab den Vögeln Hanfsaamen und frisches Wasser, und begann dann mit diesen die verschiedenen kleinen Kunstübungen, welche sein größtes Vergnügen ausmachten.

Als er diese Belustigung eine Weile getrieben hatte, gab ihm ein wohlbekanntes Klopfen an der Thüre die willkommene Nachricht, daß sein Morgenwasser angekommen war. Er steckte die Hand zur Thüre hinaus, und erhielt eine kleine kupferne Flasche, welche er sehr sorgfältig in seine eigene Flasche ausleerte, worauf er die fremde in Begleitung von sechs Stübern wieder zur Thüre hinausschickte.

Ha, wie schmeckte das frische Wasser dem Alten in der kleinen schwülen Kammer! Er trank und spazierte hin und her, wischte dazwischen hinein mit dem Schlafrockzipfel den Staub von dem einen oder andern Möbel, bis sich alle sammt und sonders seiner gleichen Vatersorge erfreut hatten.

Schon mit dem frühsten Vormittage sollte, wie es schien, das Hauptgeschäft des Tages seinen Anfang nehmen. Der Kammerer öffnete seinen Pult und holte mit eifrigen Blicken eine Menge interessanter Papiere daraus hervor, betrachtete sie genau, schrieb dann ein paar Linien in ein großes Buch, rechnete verschiedene Bündel von einer weit dünnern Papiersorte und allerlei Farben und Größen zusammen. Nachdem er sich bei dieser angenehmen Beschäftigung eine ziemliche Zeit verweilt hatte, trat er zu dem benannten Schrank, öffnete ihn und ließ den lieblichen Geruch der eingeschlossenen Luft, von allerhand darin aufbewahrten Eßwaaren sich im

Zimmer verbreiten. An dem Absatze zwischen dem Bücherschrank und dem Schenkbrett befand sich ein kleines Aufschlagbrett, auf dieses setzte er nun alle die unterschiedlichen Raritäten, welche der Schrank verwahrt hatte. Da sah man zum Exempel eine kleine hölzerne Butterbüchse, in welcher eine Menge von Brodbrosamen umherhing, eine zerbrochene Glasflasche, welche ehedem ein paar Blutigeln zum Aufenthalt gedient hatte, nun aber zur Hälfte mit Pottkäse angefüllt war, eine bis auf den Knochen abgenagte Hammelskeule, in eine alte Prozeßschrift eingewickelt, eine zerbrochene Theekanne mit Sardellen, und ein halber Laib Schwarzbrod. Ueber diese Leckerbissen machte sich unser Kammerer mit trefflichem Appetit her, und nachdem er Alles wieder sorgfältig eingeschlossen hatte, holte er ein Spitzglas und eine Flasche Portwein hervor, betrachtete sie genau, machte ein Zeichen mit dem Daumen daran und hielt ein paar Mal im Einschenken an, um zu sehen, ob er nicht das bestimmte Maaß überschreite. Als das Glas bis zu Dreiviertel voll war, sagte er: „halt," verschloß die Flasche mit dem Kork, setzte sich auf einen Stuhl und schlürfte mit einem langezogenen „Ah!" zuerst in kleinen Portionen, dann auf Einen Zug den Göttersaft der Traube hinab.

„So!" sagte der Kammerer vergnügt, wischte sich den Mund ab und schloß den Schrank zu. Ein Junggeselle kann es nicht besser haben?"

Hierauf zog er aus der Schlafrocktasche einen Schlüssel, welcher von offenbarem häufigem Gebrauche ganz blank war, und schloß damit eine Art Blindthüre in der Tapete auf. Diese Thüre führte zu dem schon erwähnten Winkel, oder besser gesagt, zu des Kammerers eigentlichem Heiligthume. Im Anfange sah man Nichts darin als die vollständigste Dunkelheit, sobald aber der Kammerer, nicht ohne große Mühe, einen Laden weggeschoben hatte, kam ein Fenster zum Vorschein, durch welches die Sonne das kleine Wundergemach mit seinem

noch wunderbarern Inhalte nur spärlich zu erhellen vermochte.

Seiner Form nach war es ein Dreieck, und von dem spitzigsten Winkel desselben bis zur Thüre liefen an beiden Seiten zwischen dem Fußboden und der Decke breite Wandbretter der Reihe nach übereinander an den Wänden her. Hätte Frau Norman, welche sich doch der best assortirten Trödelbude in ganz Stockholm rühmen konnte, ein Mal dieses gefeierte Land betreten dürfen, so würde ihr sicher der Athem versagt haben und sie sprachlos vor Erstaunen und Verwunderung am Boden gewurzelt dagestanden seyn. Alle Bänke waren voll von den ausgesuchtesten Sachen und Waaren: da waren Haufen von kostbaren Gemälden, die schönsten Alabaster und Marmorvasen, das feinste ostindische Porzellan, Silber und Krystallwaaren aller Art, Spiegel, Uhren, Kronleuchter, Gueridons, Pokale — Alles was man nur denken mag; auf andern Brettern lagen ganze Stöße Vorhangzeuge, Kleider, Kattun, Weiberstrümpfe und dergleichen; kurz alles Mögliche was in Auktionen bei heruntergekommenen Kaufleuten zu haben ist. Laßman hatte seit dreißig Jahren fleißig alle solche Zwangsversteigerungen besucht, wo die kostbarsten Sachen um die Hälfte, manchmal um den Viertelstheil des Werthes weggingen. Viel davon, ja den größten Theil, hatte er als Pfänder im Versatz, viel davon war ihm statt Bezahlung geblieben. Auf diese Weise hatte er nun eine große Sammlung, sowohl von Antiquitäten als auch von neuen Sachen, welche ihres Gleichen suchten. Allein irgend einen Nutzen für sich zog er nicht aus allen diesen Herrlichkeiten, außer den, daß er alle Tage sich an denselben ergötzte, wenn er das Fenster öffnete, um eine Menge altes Pelzwerk auszulüften, welches er auf die nämliche Weise an sich gebracht hatte.

Es könnte sonderbar scheinen, daß der Kammerer dieses bedeutende todte Kapital nicht in baares Geld verwandelte; er hätte jeden Tag eine Ausstellung veran-

stalten können, eben so gut wie Herr Lesas und viele Andere; allein er hatte sich in so hohem Grade an alle diese verschiedenen Artikel gewöhnt, daß er nicht ohne Herzbeklemmung an die Trennung von einem derselben denken konnte. Und wie jeder Mensch irgend eine Schwachheit haben muß, so erlaubte sich unser Kammerer in aller Stille den Genuß, welchen ihm der Anblick seiner Raritäten gewährte, die er wenigstens Ein Mal in der Woche mit der größten Sorgfalt abstäubte und putzte.

Ein anderer wichtiger Grund konnte auch noch als eine jener Triebfedern angesehen werden, warum der geldliebende Mann nicht nur seine Sammlung unvermindert behalten wollte, sondern auch von Zeit zu Zeit ein neues Inventarienstück für einen etwas noch leeren Platz auf den Bänken acquirirte. Der Kammerer ging nämlich seit fünf Jahren mit dem gigantischen Plane um, sich mit einer „stillen, bescheidenen, verständigen" Person zu verehlichen, welche außer der Eigenschaft, Hemden flicken und Strümpfe stopfen zu können, auch im Stande seyn sollte, die Honneurs im Hause zu machen. Obgleich die Heirath sich etwas in die Länge zog, so hatte er doch ernstlich im Sinne, sich eine hübsche Wohnung zu miethen und da alle seine Schätze aufzustellen und zu sortiren, und zuweilen ein paar alte gute Freunde auf ein Butterbrod und ein Glas Bier zu sich zu bitten. Er hatte die Leiden und Freuden des Junggesellenlebens pflichtmäßigst gegen einander abgewogen und gefunden, was er in seiner Jugend sowohl als in seinem mittleren Alter nie entdeckt hatte, daß die ersten die letzteren weit überwogen. Hauptsächlich im Winter kam der Kammerer zu diesem Schluß. Der Winter ist ein arger Schrecken für einen alten einzelnen Herrn, gerade so wie für ein altes isolirtes Haus. Wenn die Aufwärterin bis in den hellen Tag hinein schlief, und der Kammerer hinter seinem Schirm lag und fror und kein Mensch Feuer im Kachelofen anmachte, oder ihm seinen Kaffee kochte —

ein Getränk, welches er sich übrigens nur in der kältesten Jahreszeit erlaubte — da murmelte er zwischen den Zähnen und schwur, dieß müsse „anders werden'" Und wenn erst noch das Waschwasser in der Waschschüssel und das Trinkwasser in der zersprungenen Karafine gefroren war, wenn in dem Zimmer eine so grimmige Kälte herrschte, daß das Barbiermesser nicht schneiden wollte, und das gelbbraune Handtuch vom Blute des geschundenen Kinns starrte — wo er nicht ein Mal bei den Schätzen des Triangels Trost und Ersatz finden konnte, denn dort war es noch um drei Grade kälter, mit Einem Worte. im strengsten Winter, welcher den armen Kammerer ordentlich krank machte, und wo die zerrissenen Hemden und löcherigen Strümpfe ihn tausend Mal mehr als im Sommer plagten, da gelobte und schwur er hoch und theuer, sobald der Frühling, käme wolle er sich auch ein Weib nehmen.

Der Frühling kam, aber siehe da, diese Jahreszeit hatte nicht dieselbe Wirkung auf den Kammerer. Es war kein Eis mehr in der Waschschüssel, das Barbiermesser schnitt, die Löcher in den Strümpfen waren jetzt gar nichts so Unebnes — und es verging ein Frühling um den andern, ohne daß unser ehrlicher Kammerer das Ziel seiner winterlichen Wünsche erreicht hätte. Man darf sich indessen keineswegs einbilden, als habe er deßhalb seine guten Vorsätze vergessen und über Bord geworfen und es blos bei leeren Worten bewenden lassen. Nein — beim ersten Gezwitscher der Lerchen rüstete er sich jedes Jahr zu einer großen Freierfahrt, ein Jahr zum Norden, das andere zum Süden, aber er mochte reisen wie und wohin er wollte, noch so viel Freunde und Freundesfreunde besuchen — es wollte nicht glücken. Hätte er sich um die Winterszeit auf die Socken gemacht, wo er über die Säumigkeit seiner Aufwärterin zu schelten und zu fluchen Ursache hatte, wäre er sicherlich weit eifriger gewesen. Gleichwohl war er noch nicht ein Mal so weit gekommen, daß er nur um Eine gefreit hätte,

und dieß kam daher, weil er noch nirgends auf so eine „stille und bescheidene Person“ gestoßen war, welche den von Jahr zu Jahr sich steigernden Prätensionen an seine zukünftige Ehehälfte entsprach.

Diese Reisen wurden, was ihren Zweck betrifft, vor den drei Basen außerordentlich geheim gehalten, welche sich von der bevorstehenden Gefahr Nichts träumen ließen und nicht entfernt vermutheten, daß dem Alten das Heirathen noch in den Sinn kommen könnte, wodurch ihnen die Erbschaft, auf welche sich Alle Hoffnung machten, entgehen mußte. Nein, der Kammerer war schlauer; er ließ sie sich bücken und drehen, winden und scherwenzeln, — heimlich lachte er aber bei dem Gedanken, wenn ein Mal die Zeit kommen würde, wo Frau Norman in Verzweiflung über ihre mißlungenen Anstalten, über alle die hinausgeworfenen Schnäpse und Punsche, sich das Gallenfieber an den Hals ärgern würde, wenn er eine junge Frau in sein Haus einführte — eine Frau, welche es vielleicht für eine große Herablassung halten konnte, eine von Frau Normans Gesellschaften zu besuchen oder sie selbst zum Kaffee zu bitten. „Meiner Seele, weder die Eine noch die Andere soll einen Pfennig kriegen!“ so schwur der Kammerer hoch und theuer und hatte es auch fest im Sinne zu halten, denn nie konnte er die Worte der Frau Norman vergessen: „Gott gebe, daß der Alte ein Mal ein schöner Engel wäre, da wollten wir mit den Goldfüchsen rappeln.“ Er hatte diese feinen Worte zufällig mit eigenen Ohren aus ihrem Munde gehört und „die Andere“ hatte mit eingestimmt. Inzwischen war die Reise, welche der Kammerer dieses Jahr gemacht hatte, ebenso fruchtlos abgelaufen wie alle vorherigen. Da aber sein Beschluß, nun durch die mannigfachen Beschwerden geschärft, so fest stand, als nur ein Beschluß irgend seyn kann, wo zwei betheiligt sind, nahm er sich vor, auf den Herbst eine besondere Fahrt anzutreten. Aber nicht genug damit:

die Zwischenzeit bis zu einem ernstlichen Versuche wollte er sogar noch zu Anfragen in öffentlichen Blättern benutzen. Man hatte schon oft gehört, daß solche ganz vortrefflichen Erfolg gehabt — und der Kammerer war gar nicht entgegen, ein abermaliges Beispiel davon abzugeben.

Während nun unser alter Junggeselle aufs Beste daran ist, seine Schätze im Triangel auszulüften und nebenbei in Gedanken das Formular zu der beabsichtigten Zeitungsannonce in Gedanken aufsetzt, wollen wir die unsrigen anders wohin wenden.

Viertes Kapitel.

Welchergestalt Frau Norman Anfangs dem Notarius feine Stiche gibt, ihm endlich aber wirkliche Sottisen sagt; worauf eine junge Dame ein paar Stiefel unter einem Weiberrock hervorgucken sieht.

Die Glocke auf der Hauptkirche hatte schon zehn geschlagen. Vor der offenen Thüre von Frau Normans Kleiderbude flatterte der unsterbliche schwarze Frack an der Seite des rothen Linonkleides. Der grüne Regenschirm baumelte wie gewöhnlich über dem etwas verschossenen Uniformsrock und das Konterfei der Königin Christine blickte, wie immer, freundlich auf die gewaltigen Gardistenhosen; aber die andern Bilder — Gott weiß, wessen Porträte — waren schon längst hinter den podagrischen Sopha mit dem Kattunüberzug verwiesen worden, um einem andern, bessern Kunstprodukt — wenigstens hatte es einen neuen, kostbaren Rahmen — den ersten Platz einzuräumen.

Am Fenster surrten die Fliegen zu Millionen um alle die in Parade aufgestellten Gläser und Karafinen, und in dem innern der Bude standen alte und neue Möbel in gedankenvolle Träumereien über Frau Normans republikanisches Gleichheitssystem versunken. Alles war

in behaglichem Untereinander. Hier guckte eine alte Saloppe griesgrämig zu einem modernen Morgenrock hinaus, welches seinen hohen Platz über einem Leuchter eingenommen hatte; dort starrten ein paar Stiefel in großer Verwunderung mit aufgesperrten Mäulern ein weißes Mousselinkleid an, welches seine Arme traulich um ein ungeheures Pfeifengestell schlang, hier stieß ein lümmelhafter Eisentopf einen schmächtigen messingenen Theekessel in die Rippen — aber trotz der Disharmonie, welche unter all' diesen ungleichen Repräsentanten der verschiedensten Stände zu herrschen schien, kam dennoch kein revolutionäres Wort über ihre Lippen — dafür sorgte die Präsidentin der hier vereinigten Staaten mit aller Wachsamkeit.

Weit hinten in einer Ecke der Bude saß Frau Malla Fogelquist und las in einem Roman, worauf sie so erpicht war, daß sie nicht nur vergaß, das alte Toilettentischchen zu poliren, welches sie vor sich hatte, sondern auch nicht ein Mal die ihr sonst wohlbekannten schwesterlichen Tritte vernahm, bis Frau Norman ganz unvermuthet auf der Schwelle stand.

„Was in des Herren Namen, liebste Hofmeisterin! weißt Du denn nichts Besseres zu thun, als die Nase in eine solche Scharteke zu stecken? Am Sonntag Abend mag so etwas noch angehen . . . . Aber was ist denn das? Wo ist dieß her, wer hat es gebracht?" Frau Normans schneller Blick, der mit einem Nu Alles überflog, hatte sogleich gesehen, daß die alten staubigen Bilder einen Nachbar von modernem, stattlichem Aeußern bekommen hatten.

„Ja so;" erwiederte die Hofmeisterin, welche froh war, mit ihrer Nachlässigkeit so leichten Kaufs davon zu kommen und ihr Buch eiligst unter ein großes Kissen schob, „er ist heute Morgen da gewesen. Ich wünschte, daß Du ihn nur gesehen hättest; er sah wahrlich heute anders aus als gestern, wo er uns von Winters Fenster aus nicht kennen wollte."

„Was, wer, der Notarius? Na, das wäre noch schöner! Will er haben, daß wir das Ding da für ihn verkaufen sollen?"

„Er hatte ein größeres Anliegen: er will, Du sollst es selbst kaufen, wie es da ist. Da Du aber nicht hier warst, so bestellte ich ihn wieder auf zwölf Uhr."

„Recht so, liebe Malla! Es juckt mich just, den Spindelbein dazwischen zu nehmen! Was verlangte er denn für den Plunder? Wenn ich es gehörig betrachte, so sehe ich nicht viel von Werth daran." Frau Norman setzte bei diesen Worten die Brille auf und stellte sich mit der Miene einer Kunstkennerin vor das Bild.

„Er sagte, es sey von ausgezeichnetem Werth — unter fünfunddreißig Reichsthalern könne er es unmöglich geben," ergänzte die Hofmeisterin.

„Fünfunddreißig Reichsthaler! Ist der Kerl ein Narr? Fünfunddreißig Reichsthaler! Hat man je so Etwas gehört! Hm, ich kann gar nicht begreifen, wie die mattblauen Berge im Vordergrund neben den dunkeln Schattenpartien irgend Effekt machen können. Und hier die grüne Wiese — dort der große Baum z. B., der geht ja gar über den Rahmen hinaus: weder Färbung noch Zeichnung taugt Etwas. Nein, da wird noch mancher Tropfen-Wasser in's Meer fließen, bis der einen Pinselstrich führen kann wie Schakspir. Und doch will er fünfunddreißig Reichsthaler! Ja, ja, er ist so verdammt hochmüthig, daß ihn seine Verwandten, wenn er deren hat, wohl ein Mal werden in's Narrenhaus einkaufen müssen. Aber hör' ein Mal, Malla, hast Du denn Nichts wegen seines gestrigen unanständigen Benehmens erwähnt?"

„Kein Wort!"

„Nun ja, für Dich schickt sich das Schweigen wohl." sagte Frau Norman im Tone großer Ueberlegenheit, „aber nicht für mich, für mich, die ich erstens und hauptsächlich Lucies Mutter bin — Lucies, in welche er so verliebt ist, daß er die Finger darnach leckt, um ihr

Schuhband küssen zu dürfen — und dann, weil ich die Eigenthümerin der Kleiderbude bin, welche dem gelbschnäbeligen Hungerleider schon manchmal aus der Noth geholfen hat. Ich bin aber gezwungen, verstehst Du, gezwungen, meine Reputation und die Würde meines Standes aufrecht zu erhalten, deßhalb muß ich ihn nothwendig nach Verdienst striegeln."

„Du weißt wohl, was das Beste ist," pflichtete ihr die Hofmeisterin bei.

„Er sah übrigens heute ordentlich krank aus, viel blässer als sonst, und wenn ich recht gesehen habe, stand ihm das Weinen näher als das Lachen, wie er das Bild aufhing. Er bat mich, wo möglich dafür zu sorgen, daß es nicht zu lange da hängen möge."

„Das will ich herzlich gerne glauben!" lachte Frau Norman aus vollem Halse." Hochmuth und Hungerleiderei taugen nicht zusammen, ist ein altes Wahrwort. Am Ende soll gar kein Mensch das Bild sehen! — und wir sollen es doch möglichst gut verkaufen! Aus lauter Zorn und Aerger will ich es jetzt aber auch unter das allerelendeste Zeug hängen, daß es ihm in der Seele weh thut, wenn er wieder kommt. „Mit inniger Schadenfreude griff Frau Norman nach einem Stuhl, nahm das Bild herab und stellte es vor die Thüre auf einen großen alten Küchenschrank.

„Nun wollen wir sehen, wenn der Herr Notarius kommt!" sagte sie, und stellte sich an das Fenster. Ihr heißes Gesicht nahm aber soviel Platz ein, daß es zwischen dem Fensterchen und einem mit Grünspan überzogenen Waldhorn, welches neben daran hing, wie eingekeilt war. In dieser Stellung blieb sie fast eine Viertelstunde, während welcher sie zum ergötzlichen Zeitvertreib der Hofmeisterin erzählte, wie sie den Notarius, als er einmal tüchtig in der Klemme gewesen, wieder flott gemacht habe. „Du hättest nur sehen sollen, liebste Hofmeisterin," hieß es, „wie jämmerlich er aussah! Er kam gelaufen wie ein fechtender Schneidergeselle, dem

der Bettelvogt auf den Fersen ist. Liebste, beste Frau Norman, sagte er und machte ein paar Augen dazu, wie eine Ziege auf dem Todtenbette; seyn Sie doch so gütig, goldne, himmlische Frau Norman, lassen Sie mich nur auf ein Stündchen herein! Ich erwarte . . . ich glaube . . . Die Stimme blieb ihm im Halse stecken, ich merkte aber, woher der Wind blies, denn es war nicht das erstemal. Erwarten Sie vielleicht den Schloßkanzleidiener? fragte ich, oder nicht? — Ich weiß nicht, ächzte er (er war mein' Seel' so erschrocken, daß er gar nicht wußte, was er sagte), wenn aber Jemand kommt und nach mir fragt, so sagen Sie, beste, liebste Frau Norman — nicht wahr, Sie sagen dann, Sie hätten mich nicht gesehen! Und hübsch war er drinnen, unter der alten großen Wildschur, welche schon so lange hinten im Winkel hängt. Er stack noch nicht lange darunter, so sah ich schon einen von den Herren, die ich wohl kenne — Gottlob, meine Umstände sind aber von der Art, daß ich für mein Theil nicht nöthig habe, ihnen gute Worte zu geben. Ich stellte mich dick und breit unter meine Thüre, und als er fragte, ob ich nicht einen jungen Herrn gesehen hätte, welcher, wie er glaube, hier herein, oder vielleicht auch wohl vorbeigelaufen seyn müsse, nahm ich eine gehörig barsche Miene an und fragte ihn dreist, ob er denn glaube, daß meine Bude ein Schlupfloch für die ganze Welt sey. Uebrigens, sagte ich, und trat etwas zurück, mag der Herr selbst nachsehen!" aber er fürchtete sich doch, Visitation zu halten — denn ich habe auch höhern Orts meine Freunde — blieb auf der Schwelle stehen, wo Du jetzt stehst, sah sich nur ein wenig flüchtig um, empfahl sich und ging seiner Wege. Nun denke Dir, Malla, es ist kaum ein Jahr, daß die Historie passirte, und schon weiß der Taugenichts kein Wort mehr davon, will mich nicht mehr kennen, wenn ich auf dem Markte stehe mit Lucie, mit Lucie, sage ich, die so hübsch ist, daß Jedermann, wer ihr begegnet, sich umdreht, um ihr nachzusehen! Der

Regierungs-Sekretär Rosell, der hält sich nicht für zu gut, Einen zu grüßen! Das ist ein ganz netter junger Mensch, wenn er nicht so arm wäre, könnte ich ihn schon zum Schwiegersohn annehmen. Aber st, — st — halt ein Mal — ja, wahrhaftig! Da kommt der Notarius! Was er rechts und links seine Augen spazieren läßt, und sich an den Häusern herdrückt! Ja, ja es soll ihn Niemand da herein schlüpfen sehen. Es muß aber überall sauber seyn, denn er steuert gerade auf unser Haus los. Ho, ho, ho, komm mir nur, Du sollst Dein Fett kriegen!" — Nun stieg Frau Norman von ihrem erhöhten Platz herab und ging in ihrem kupfrigen, mit Grünspanstreifen schattirten Antlitz, dem Notarius entgegen, der gerade zur Bude hereintrat, und die Eigenthümerin mit einer artigen, um nicht zu sagen unterthänigen Verbeugung grüßte.

„Ah, Dienerin, gehorsame Dienerin! Haben Sie doch die Güte und nehmen Sie ihre Lorgnette, sonst kennt der Herr Notarius ja doch so gewöhnliche Leute, als ich und meine Schwester Hofmeisterin sind, nicht — auch Lucien nicht zu vergessen — welche leider nicht da ist, weil sie eben ihre Toilette macht. Ei, Ei, was doch der Herr Notarius so kurzsichtig geworden sind! Bedaure unendlich, daß Sie gestern Nachmittag so schwache Augen hatten. Was für ein Augenwasser brauchen Sie denn, Herr Notarius?"

„Ich verstehe Sie gar nicht, beste Frau Norman," erwiederte der Notarius, und gab sich alle Mühe, recht verwundert auszusehen.

„Ach, Sie werden wohl so viel Gedächtniß haben, daß Sie mich recht gut verstehen!" entgegnete Frau Norman, kniff den Mund zusammen und nickte einmal über das andere mit spöttischer Artigkeit.

„Ich versichre Sie, daß ich nicht im geringsten begreife!"

„So also," platzte die erblaßte Frau heraus, und konnte sich nicht länger halten, „so also, eine feine

Anspielung will der Herr nicht verstehen? Da muß ich ihm schon mit dem Holzschlägel winken, und geradezu in's Gesicht sagen, daß er ein eingebildeter Laffe ist, der beständig den Vornehmen spielen will, obgleich er es wahrlich nicht aufzuwenden hat! Ja, ja, das ist sehr schön von Ihnen, sich so gegen ehrliche Leute aufzuführen, Leute, welche Sie fünfzigmal aus dem Schuldthurm loskaufen können, und die Sie auch noch überdieß aus den Händen der Schloßkanzleidiener gerettet haben — Wissen Sie noch? — Pfui Teufel — schämen sollten Sie sich! — Statt dessen sind Sie aber schamlos genug, Einen vor der ganzen Welt zu verläugnen, und dieß noch dazu, wo ich dabei bin!"

Frau Norman, welche stufenweise ihre Stimme immer mehr erhoben hatte, war bis in den gellendsten Diskant hinaufgestiegen, wogegen der Notarius, glühendroth vor Aerger, Schaam und Verzweiflung, daß irgend ein Vorübergehender Zeuge seiner Erniedrigung werden möchte, unabläßig flüsterte: „Um aller Welt willen, meine beste theuerste Frau Norman, schreien Sie doch nicht so fürchterlich!" — jede Wiederholung seiner Bitte begleiteten die beweglichsten, flehentlichsten Geberden mit Händen, Füßen, Augen und Lippen.

Hätte die erboßte Trödlerin nur einen einzigen Blick auf Wetterquist geworfen, wie er, so gut es anging, unter dem bewegenden Schatten der baumelnden Kattun- und Bombasinkleider dastand, so wäre es vielleicht möglich gewesen, daß sie sich durch den angstvollen Ausdruck seines Gesichtes, auf welchem die Röthe der Schaam und die Bläße des Zorns mit einander abwechselten, einigermaßen hätte bewegen lassen, — so wollte es aber sein Unstern, daß sie durch seine Bemühung sich verbergen zu wollen nur noch mehr aufgebracht wurde, und deßhalb, statt ihre Stimme zu dämpfen, nur noch heftiger kreischte, beide Hände in die Seiten stemmte und dicht vor ihm stehend ihrer spitzen Zunge freien Lauf ließ:

„Ja, ja, glauben Sie denn, ich werde mich von einem solchen Laffen Mores lehren lassen, von einem so armseligen Schlucker, der den einen Rock verkaufen muß, um den andern bezahlen zu können — ja, Sie sind mir just der Rechte! Mein' Seel', es wäre doch wohl gescheidter, Er lernte selbst etwas Lebensarten, — aber so ein hochmüthig .... Gehorsame Dienerin, gehorsame Dienerin", brach sie plötzlich im Strom ihrer Rede ab, und trat mit einer höflichen Verbeugung auf die Schwelle der Bude.

Dem armen Notarius versagte schier der Athem vor Angst, Frau Norman möchte ihn verrathen. Es fuhr ihm eiskalt über den Rücken und durch alle Glieder, das Herz klopfte ihm fieberhaft; er wußte sich in seiner Verzweiflung nicht besser zu helfen, als sich mit dem Kopf und dem übrigen Oberkörper in den dicksten Haufen von muffigen alten Kleidern einzugraben. Allein, o ihr himmlischen Mächte! wohin mit den Stiefeln? Diese konnten dem jungen hübschen Mädchen, welches eben vor der Bude stand, ganz gewiß nicht entgehen!

„Potz tausend, das liebe, gute, gnädige Fräulein!" rief die Hofmeisterin aus, welche mitten auf der Schwelle stand, und, wie allezeit, in Entzücken gerieth, wenn sie Jemand auch noch so entfernt Verwandtes von dem gräflich L' — schen Hause ansichtig wurde, wo ihr Mann selig Haushofmeister gewesen war, und sie geheirathet hatte, während sie nach wie vor bei der bekannten hochadeligen Familie dem würdevollen Amte einer Schaffnerin vorstand.

Das besagte junge Fräulein, welches Frau Malla Fogelquist als Kind in seines gnädigen Herrn Oheims Hause gesehen hatte, ging nie durch die Kramgasse, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben und die Hofmeisterin freundlich zu grüßen, zuweilen auch ein paar Worte mit ihr zu plaudern, denn der Anblick der alten Freundin erinnerte sie stets an Heidelbeermuß und Pfannkuchen.

„Dieß ist ein prächtiges Bild," sagte das junge Fräulein, und stellte sich ein paar Schritte davor; „es

ist ja ganz neu! Wie sind Sie dazu gekommen, Frau Norman?"

„Ach," antwortete die Trödlerin mit geheimnißvollem Blick und noch geheimnißvollerem Lächeln, „das ist eine ganz lustige Geschichte, wahrhaftig in Gott, ganz köstlich!"

„O, wenn ich dem Satan nur den Hals umdrehen könnte!" ächzte der Notarius und biß in die von der Luft hin und her bewegten Kleider, um sie im Zaum zu halten. „Sie ist im Stande und zeigt mit dem Finger auf mich, das . . . . das . . . ."

Er fand kein Wort dafür in seiner Angst, machte sich aber die lebhaftesten Vorwürfe, daß er seinem gewöhnlichen unseligen Hochmuth nachgeben und eine solche Bekanntschaft gegen sich aufbringen konnte. Er that nämlich einen theuern Schwur, wenn und wo er Frau Norman wieder treffen würde, und sollte es selbst in Norrbro seyn, möchte er auch in einer Gesellschaft seyn, in welcher er wolle, so werde er sie gewiß und wahrhaftig auf das freundlichste grüßen.

„So, es hängt also eine Geschichte damit zusammen?" fuhr das Fräulein fort und warf ihre Augen auf die Hofmeisterin. Diese ergriff aber mit weit mehr Zartgefühl, als sich erwarten ließ, schnell das Wort: „Es gibt gar Manches in einer Trödelbude, mein gnädiges Fräulein, von dem sich ganz eigene Geschichten erzählen ließen. Niemand trennt sich gerne von seinem Eigenthum und Armuth ist keine Schande!"

„Aber Hochmuth und Armuth, das paßt sich gerade zusammen," fiel Frau Norman dazwischen, „wie, mit Respekt zu melden, ein güldenes Halsband zu einer . . ."

„Was soll das Bild kosten?" unterbrach sie das Fräulein. „Wenn es nicht zu theuer ist, möchte ich es wohl kaufen; denn es ist offenbar zu gut um hier hängen zu bleiben."

„Den nächsten Preis können wir sogleich erfahren," versetzte Frau Norman, mit einer Stimme, welche nicht

im Geringsten ihren teuflischen Triumph verbarg. „Der Herr, dem das Bild gehört, hat es eben erst hergebracht. Er steht dahinten und unterhält sich damit, meine alten Kleider zu mustern! Wenn es Ihnen gefällig ist, mein Fräulein . . . —"

„Ich komme morgen wieder," erwiederte das Fräulein eilig, und ehe Frau Norman aussprechen konnte, war die junge Dame mit einem flüchtigen Gruß verschwunden.

Es war klar, daß das Fräulein, der Richtung von Frau Normans Augen folgend, die unter dem blauen Bombasinkleide hervorguckenden Stiefel erblickt und die ebenso unerwartete als verdrießliche Entdeckung sie in die Flucht gejagt hatte.

Nun konnte unser Notarius doch wieder frei athmen. „Welch ein Engel von Barmherzigkeit und Zartgefühl," — dachte er von dem Fräulein — „und was für ein Herenpack von Trödlervolk," — damit meinte er die Frau Norman.

„Na, so kommen Sie endlich hervor," sagte die Letztere mit übermüthigem Lächeln. „Für diesmal haben Sie genug ausgestanden. Lassen Sie es sich einen Denkzettel für künftig seyn. So einer will den Vornehmen spielen! — Was soll das Bild kosten?"

„Ich werde den Preis auf einen Zettel schreiben und diesen heute Abend herschicken." Diese Worte stieß Wetterquist aus und sprang zugleich mit zwei Sätzen aus der Bude auf die Straße, wo er das heilige Gelübde that, nie mehr, möge auch kommen was da wolle, einen Fuß in dieses Fegfeuer zu setzen, welchem er so eben mit so vieler Mühe entgangen war.

Der aufgeregte junge Mann rannte mehr als er ging, bis er den engsten und ärmlichsten Theil der deutschen Kirchstraße erreichte, wo er in einem kleinen Dachkämmerchen, viele Treppen hoch, seine Wohnung hatte. Schon sah er seine anspruchslose Freistätte von ferne, dachte schon mit einem gewissen natürlichen Entzücken an

die trostreichen Stunden, welche er, allein mit seinen Gefühlen, seiner Unruhe und seinem Kummer jetzt werde zubringen können, als er mit seinem ihn gewöhnlich verfolgenden Unstern auf einen neuen Plagegeist stieß — den Regierungs-Sekretär Rosell.

„Was tausend gibt's da? Ich glaubte, Du wolltest mich über den Haufen rennen," rief der Regierungs-Sekretär aus und faßte ohne Komplimente den Widerstrebenden unter dem Arm. „Hast Du Nachricht erhalten, daß ein steinreicher Oheim gestorben ist und Dich zum Erben eingesetzt hat, hast Du einen Verleger für Deine Gedichte gefunden, oder hast Du das Bild vollendet, welches Dir die Unsterblichkeit sichern sollte, wenn Du es einmal auf die Kunstausstellung bringen würdest?"

„Nichts ist's — was sollt' es denn auch seyn! Aber ich habe Eile, laß mich los!" Dabei wand sich der Notarius wie ein Wurm unter dem schraubstockartigen Griff des Regierungs-Sekretärs.

„Keine Zeit hättest Du? Man hat immer Zeit für seine Freunde. — Aber hör' einmal und sey vernünftig. Du mußt hier in der Nähe in einem von den Mumienlöchern wohnen, laß mich Dich nach Haus begleiten, ich will Dir einen guten Rath geben, wenn Dir irgend Etwas fehlt. Guter Rath ist oft mehr werth als baares Geld! Vorwärts; wer wird viele Umstände machen mit einem alten guten Freunde, welcher die Welt kennt! — wo geht es hin?"

„Gar nirgends geht's hin! Ich wohne nicht hier."

Ja, mein' Seel', Du wohnst hier herum in der deutschen Kirchstraße, man hat mir's in Deiner vorigen Wohnung gesagt; und es ist ganz einfältig, einen guten Freund von sich stoßen zu wollen, bloß um ihm einen Verdacht zu benehmen, da er im Gegentheil gerade durch Deine Weigerung darin bestärkt wird."

„Denke in Gottes Namen was Du willst, aber laß mich mit Frieden!" sagte Wetterquist und bemühte sich

mit äußerster Anstrengung von dem unwillkommenen Theilnehmer an seinem Kummer los zu machen.

„Eigentlich sollte ich es thun," entgegnete Rosell ernsthaft, „wenn ich es nicht für eine Sünde hielt, Dich ganz und gar Deiner unseligen tollen Laune zu überlassen. Um Dir reinen Wein einzuschenken: vor ein paar Stunden ging ich an der Trödelbude der Frau Norman vorüber und sah Etwas, welches — gleichviel, es hätte einen — ja, ja — nicht die Frau Norman — Du weißt schon, was ich meine — kurz, es hätte einen bessern Platz verdient und auch sicherlich den besser ausgefüllt, welchen Du ihm bestimmt hast; — oder hätte es sich vielleicht nicht vortrefflich auf der Kunstausstellung ausgenommen? Nun hör' aber auf einen vernünftigen Vorschlag. Ich habe einen guten Freund, welcher gegen kleine Pfänder den Leuten aus der Verlegenheit hilft. Bist Du es zufrieden, so nehme ich das Bild und mache die Sache ab; auf jeden Fall ist es doch so honetter, wenn es sich in guter Gesellschaft in einer Privatsammlung befindet, als wenn es vor einer Trödelbude hängt. Donner und Doria! Wie kann man nur so alles Geschmacks und aller Urtheilskraft quitt und ledig seyn, wo es sich um Geldaffären handelt!"

„Ich danke Dir für Deinen guten Willen, allein ich habe schon einen Käufer," versetzte der Notarius stolz und bekämpfte nicht ohne große Ueberwindung den Aerger, seine dürftigen Umstände verrathen zu sehen, und außerdem noch eine Lektion über Mangel an Urtheil anhören zu müssen. „Du bist sehr dienstfertig," fügte er mit einer gewissen verbindlichen Artigkeit hinzu — „allein Du würdest Deiner Güte die Krone aufsetzen, wenn Du mich für mich selbst sorgen ließest, bis ich Deine Hülfe in Anspruch zu nehmen käme."

„Nun, so sorg' für Dich selbst, Du hochmüthiger Erznarr! — Du kannst lange warten, bis ich Dir wieder meine Dienste anbiete!" Und Etwas zwischen den Zähnen murmelnd, was der Notarius, zum Glück für

sein empfindliches Selbstgefühl, nicht hörte, verließ ihn der Regierungs-Sekretär mit einer Miene, als habe er Hunderttausende zu kommandiren.

Nachdem Rosell unsern Notarius verlassen hatte, blieb dieser ein paar Minuten, die Hand vor den Augen, still stehen. Es schien, als kämpfe er mit sich selbst, ob er dem Regierungs-Sekretär nachgehen, oder es bleiben lassen sollte. Vermuthlich beschloß er das Letztere, denn er trat hastig in ein nahes Haus und eilte die Treppen hinauf in seine Dachkammer, wo wir ihm Gesellschaft leisten wollen.

Fünftes Kapitel.

Nähere Beleuchtung aller der Ursachen, welche endlich den Notarius Wetterquist vermochten so hoch hinauf zu ziehen, wohin Stolz, Schloßkanzleidiener und Postillons d'amour doch den Weg finden.

Der Notarius Wetterquist, mit dessen unterschiedlichem Mißgeschick der Leser schon Bekanntschaft gemacht hat, hatte so zu sagen den Saamen zu all' diesen beklagenswerthen Seelenleiden, welche nicht allein an ihrem Opfer zehren, sondern es gar verzehren, schon mit auf die Welt gebracht. Er litt an Etwas, woran er von jeher und alle Zeit gelitten hatte, an einem unersättlichen Ehrgeiz und an einer unersättlichen Sucht, seinen verkehrten Hochmuth zu befriedigen. Allein er befand sich auch schon früh in der isolirten Lage, welche für ein fühlendes Gemüth und für den angebornen Hochmuth vielleicht das Allerbitterste ist.

Seine Mutter war an einen Edelmann verheirathet gewesen, aber von ihm geschieden worden, und hatte in ihre zweite Ehe einen Sohn ohne Namen mitgebracht. Der kleine Ehrenfried wurde indessen von seinem Stiefvater adoptirt, welcher von der außerordentlichen Schönheit der jungen Mutter geblendet und bestochen, die kleine Mystifikation übersah, welche den Grund der Scheidung

von ihrem vorigen Gatten gewesen war. Da ihre eigene Ehe kinderlos blieb, so trug der ehrliche Rathsherr Wetterquist seine ganze Zärtlichkeit auf den heranwachsenden Jungen über. Die Liebe der Mutter war aber fast eine abgöttische und in ihrer thörichten Blindheit legte sie in seine junge Seele den ersten Keim zu der Unzufriedenheit mit seinem jetzigen Leben und Stand, da sie ihn ohne weiteres, auch als er schon in die Jahre gekommen war, wo er besser verstehen lernte, was sie damit sagen wollte, nie anders als ihr Gräfchen nannte, welches zu etwas Anderem geboren sey, als zum Spießbürger eines Landstädtchens; in dunklen Redensarten spielte sie oft auf seine hohe Verwandtschaft an und nährte so den schon geweckten Ehrgeiz des Jungen.

Als er vierzehn Jahre alt geworden und verständig genug war, um einen Begriff von der bedauerlichen Ursache zu bekommen, welche die Scheidung seiner Mutter veranlaßt und ihn selbst namenlos in die Welt hinausgeworfen hatte, machte ihn sein Stiefvater mit dem ganzen Verlaufe der Dinge bekannt. Aber ungeachtet der Vorsicht und wahrhaft liebenden Schonung, womit dieser ihm die vertrauliche Mittheilung machte, war doch bald eine gewisse Kälte im Gegensatze zu seinem sonst so zärtlichen Benehmen gegen seine Mutter an dem Knaben bemerkbar. Er sagte kein Wort darüber, ließ nie gegen seine Mutter irgend Etwas davon merken, vermied sie aber immer mehr und es dauerte nicht lange, so war alles gegenseitige Vertrauen für alle Zeit verschwunden.

Mit den zunehmenden Jahren nagte das heimliche Bewußtsein immer mehr an seinem ohnedieß nie sehr frischen Leben. Allein er studirte und arbeitete mit verdoppeltem Eifer, denn seine Phantasie zeigte ihm in der Ferne ein Ziel, welches zwar noch keineswegs eine bestimmte Form hatte, allein jedenfalls ein großes war. Er wollte sehen, was er zu leisten im Stande wäre; unermüdlich vorwärts eilend galt es die Probe, ob es ihm

gelingen würde, die rechte Bahn so schnell zu wählen, auf welcher er am sichersten den ersehnten Ruf erwerben konnte. Vorwärts wollte und mußte er — weit voraus vor allen seinen Kameraden, welche ihm die Ehre und den Vortritt streitig zu machen gedachten.

In einer bessern Lage hätte er vielleicht, bei reiferen Jahren, seine durch erwähnte Erziehung geweckten Träume für Kindereien angesehen und über den Riesenschritt gelacht, welchen er in seiner Traumwelt auf dem Weg in die Zukunft that, wo er sich selbst einen Namen schuf und alle möglichen unverwelklichen Lorbeern um seine Schläfe wand. Aber bald sollte eine Kette von Widerwärtigkeiten die krankhafte Reizbarkeit seines Gemüths noch steigern und ihn zugleich in der Ueberzeugung bestärken, daß es seine Bestimmung in der Welt sey, mit dem schwärzesten Geschick einen blutigen Kampf zu bestehen, ehe er die Siegerkrone weltlicher Ehre und dauernden Ruhmes zu gewinnen vermöge.

Der erste Schlag, welcher ihn traf, war der fast gleichzeitige Tod seiner beiden Aeltern, den er übrigens mit großer Ruhe ertrug, indem er seinen Vater eigentlich nie recht hatte lieben lernen und ebenso wenig Achtung vor seiner Mutter fühlte, welcher er es heimlich verdachte, zum zweiten Male eine Ehe eingegangen zu haben, die ihn in ein so großes Mißverhältniß brachte. Viel herber traf ihn der mit dem Todesfall in Verbindung stehende Schlag, nämlich ein Concurs, welcher ihm nicht mehr als ein paar hundert Reichsthaler übrig ließ — sein ganzes Erbe.

Um diese Zeit war der junge Wetterquist fünfzehn Jahre alt, und hatte als Gymnasiast zu Skara so eben auf eigene Hand, ohne eine Privatanleitung dazu, den eigentlichen Grund zu der ungeheuern Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu legen begonnen, womit er im Laufe der Zeiten in den schwedischen Annalen neben all' den großen Männern zu glänzen hoffte, welche jetzt durch Lektor Luths interessanten und lebhaften Vortrag Tag

und Nacht anschaulich vor des Jünglings weitausgreifender Einbildungskraft standen. Die plötzlich auf ihn einstürmende Armuth, eine Bürde, vor welcher ihn bisher die mütterliche Schwachheit sorgfältig bewahrt hatte, machte seinen bisherigen Gewohnheiten ein höchst unangenehmes Ende. Allein bei dem Gedanken an all' die Einschränkungen, welchen er sich nun zu unterwerfen gezwungen war, litt er bei weitem weniger als bei der Furcht, sein Unglück könnte die Verachtung und den Spott seiner Kameraden erregen, welche er durch beständige Hindeutungen auf seine Ueberlegenheit sammt und sonders zu Feinden gemacht hatte. Diese Furcht war auch nicht ungegründet: es bildeten sich allerlei Parteien gegen ihn, oft mußte er unter der beißenden Spottlust leiden, welche sich stets auf den wirft, dem nicht dieselbe Waffe zu seiner Vertheidigung zu Gebot steht. Allen solchen Ausfällen suchte er kalte Verachtung entgegenzusetzen; er wollte sich zwar überzeugen, als ob er diese wirklich hege, aber sein empfindliches Gemüth fühlte doch jeden Stich tief und schmerzlich, und hätte er so viel physische Kraft gehabt, als er Feuer besaß, wäre er sicherlich ein gewaltiger Raufer geworden — unter bewandten Umständen zog er aber vor, den fünfzehnjährigen Philosophen zu spielen.

Allein er hatte bisher nur erst ein ganz schwaches Vorgefühl von Dem gehabt, was ihn erwartete. Nach ein paar Monaten setzte ihn sein Vormund in Kenntniß, daß er ihn nur noch mit den erforderlichen Büchern und den nothwendigsten Kleidungsstücken ferner zu versehen im Stande sey, deßhalb habe er durch den stets überall hülfreichen Lektor Torin ein paar Bürger, unter welchen namentlich ein paar alte Freunde seines verstorbenen Pflegevaters, zu veranlassen gewußt, seinem Sohn der Reihe nach einen Freitisch zu geben.

„Ich soll mich umhalten lassen," rief der Jüngling

aus, bleich wie der Tod, „umhalten lassen! Nimmermehr, — lieber Hungers sterben!“

„Das steht Dir frei, wenn es Dir besser gefällt,“ erwiederte der Vormund in größter Ruhe. „Solltest Du Dich indessen doch noch entschließen am Leben zu bleiben, so fängst Du Deine Woche nächsten Montag bei dem Rathsmann Bilgers an, am Dienstag ißt Du bei Tischler H . . ., Mittwoch bei Professor Kulberg, Donnerstag bei dem Herrn Bürgermeister, Freitag bei Hutmacher Colvin, Sonnabend — ja, warte — ja, in der Domprobstei — und Sonntag bei uns.“

Wetterquist stand wie vernichtet.

„Besinn Dich darüber!“ sagte der Vormund. „Du hast noch fünf Tage, ehe es anfängt. Ich habe bereits mit Frau Hungquist gesprochen und ihr gesagt daß sie später keinen Kreuzer für Essen auf Deine Rechnung zu erwarten hat.“

Wetterquist ging nach Hause, mit dem festen Vorsatz, lieber allen Schrecken des Hungers und der Entbehrung zu trotzen, als sich einem solchen Schimpf auszusetzen — umgehalten zu werden. Als der Sonntag kam, dieß war der Tag, an welchem er bei seinem Vormund essen sollte — kaufte er sich eine Portion Essen im Wirthshause und ging den ganzen Tag nicht aus seiner Stube, wo er sich in dem Entschluß bestärkte, dem doppelten Mißgeschick — seinem Vormund und dem Hunger Trotz zu bieten. Am Montage lebte er von einem alten Komödienbuche, welches er so glücklich gewesen war Morgens an einen Schulkameraden zu verkaufen. Als er aber am Dienstag abermals einen Handel eröffnen wollte, erfuhr er zu seinem großen Leidwesen, daß es sich durchaus nicht schicken wollte, entweder weil seine Kameraden den Anlaß benutzten, sich an ihm zu reiben und ihn in der Klemme stecken zu lassen, oder weil sie vielleicht durch den aufmerksamen Vormund gewarnt waren, mit seinem Mündel keinen Handel einzugehen. Für den Dienstag, wo er sich eigentlich bei dem Tischler

H... einfinden sollte, welcher, nebenbei gesagt, Wetterquist für den Tod nicht leiden konnte, blieb ihm kein andrer Ausweg als von trocknem Brode zu leben, welches er sich für die letzten paar Pfennige kaufte, die er in der Tasche hatte. Vergebens besann er sich nun auf weitere Subsistenzmittel, denn wenn er auch ein oder das andere Kleidungsstück entbehren konnte, war er doch dagegen wieder zu stolz sie Jemanden anzubieten, und die Uhr von seinem Vater durfte er nicht versetzen, weil er fürchten mußte, sein Vormund werde dieselben Vorsichtsmaßregeln in dieser Beziehung gebraucht haben, wie bei seinen Kameraden. Am Mittwoch erwachte er mit heftigem Kopfweh, ging aber wie gewöhnlich in das Gymnasium und um zehn Uhr von dort weg und stand lieber den heftigsten Hunger aus, als daß er sich zu Professor Kulberg und dessen wohlwollenden Frauenzimmern begeben und dort in schönster Ruhe sein Frühstück verzehrt hätte. Auf seinem Gesichte war indessen der innere Streit deutlich zu lesen: eine fieberhafte Röthe lag auf seinen sonst bleichen Wangen, und ein scharfes Feuer brannte in seinen dunklen Augen. Der Geist war aber doch stark genug, um den Körper zu überwinden; er hielt seine zwei Stunden aus, — mit einer fast bis zur Verzweiflung gesteigerten Aufmerksamkeit. Als aber die Zeit kam, wo er wieder nach Hause gehen sollte, vermochte er sich kaum auf sein Kämmerchen zu schleppen. Wenn nun in ganz Skara nur ein etwas größeres Wasser gewesen wäre als die Pfützen, in welchen man kaum die Katzen des Städtchens ersäufen kann, so hätte er sich wahrscheinlich — — nein, das wäre niederträchtig, unmännlich, feig gewesen!

Wetterquist litt geistig und körperlich. Aber so viel Kraft über sich haben, um buchstäblich Hungers zu sterben, muß doch eine physische Unmöglichkeit seyn, wenn man weiß, wo man ohne weiteres zu Essen haben kann. Es war fast kein Kampf mehr in der Kunst des ver-

wirrten Jünglings: es war Instinkt, der ihn nach des Professors Haus geleitete.

Und nun waren die Kosttäge angefangen.

Ha, was für eine Zeit trat nun ein, was für eine Zeit der Demüthigung, einer Legion wirklicher und eingebildeter Demüthigungen! Wetterquist kam an mehreren Orten mit einem armen Bauernsohn zusammen, welcher Pfarrer werden sollte und seines Eifers und Fleißes halber mit Kosttagen überhäuft wurde. Seinen Mittagstisch mit diesem gebornen Sohne der Dürftigkeit theilen zu müssen, für Seinesgleichen angesehen zu werden und sogar noch ihn um die Dienstfertigkeit beneiden zu müssen, womit er die Güte seiner Wohlthäter zu vergelten strebte, dieß waren eben so viele Giftpfeile für Wetterquists Hochmuth. Und vollends noch die Zumuthungen, das Kind zu hüten, dieß oder jenes zu thun, diese oder jene kleine Kommission auszurichten, für Nichts und wieder Nichts von einem Ende der Stadt zum andern zu laufen — Alles dieß war mehr als er für möglich hielt, daß ein Mensch aushalten könne.

Deßhalb studirte er Tag und Nacht, um auf die Hochschule zu kommen, wo er denn auch endlich — nach zweijähriger verzweifelter Anstrengung auf dem Gymnasium zu Skara — mit zwanzig Reichsthaler in der Brieftasche, nach Abzug der Reisekosten, anlangte. Während seines Aufenthalts zu Upsala griff ihm sein Vormund, so gut er konnte, unter die Arme; trotz dem spann sich Wetterquists Studienzeit viel weiter hinaus, als er sich eigentlich Rechnung gemacht hatte — nicht daß es ihm an Kraft und Lust zur Arbeit gefehlt hätte, sondern aus Mangel an zureichenden Mitteln. Er mußte Unterricht geben, um seinen Unterhalt zu erschwingen: auf diese Weise verlor er viele Zeit und es gingen fünf Jahre darüber hin bis er endlich nach rühmlich bestandenem Examen als Auskultant bei dem Hofgerichte zugelassen wurde. Nun hatte er doch wenigstens einen Titel, so unbedeutend er auch seyn mochte; — dieß war aber

auch Alles. Sein kleines Erbe war längst verbraucht; und Alles, womit er sein Auftreten zu Stockholm beginnen konnte, waren fünfzig Reichsthaler Banko, welche ihm sein bisheriger Vormund vorgeschossen hatte.

Unsers jungen Notarius erste Sorge war nun, sein Aeußeres etwas in ordentlichen Stand zu setzen. Wenn er in den Spiegel sah, fand er, nicht ganz mit Unrecht, daß er ein hübscher Bursche sey, mit einem interessanten Zug um die tief liegenden Augen. Allein das konnte er sich doch nicht verbergen, daß er abgezehrt, ausgehungert und verstudirt aussah — kurz, daß er sich in keinem Zustande befand, welcher große Aufmerksamkeit zu erregen vermochte. Es war aber so keine leichte Sache, sich für neunundzwanzig Reichsthaler, welche ihm nach Abzug der Einschreibgebühren noch übrig blieben, ein wohlgenährtes Aussehen, Farbe, geschmackvolle Garderobe, geschweige denn andere Kleinigkeiten, als da sind: Wohnung, Holz, Licht, Wäsche u. s. w. anzuschaffen. Deßhalb machte er, bezüglich der beiden ersten Punkte, keine besonders großen Fortschritte; aber mit Nro. 3 ging es schon bedeutend besser und dazu verhalf ihm das Glück bald, nämlich durch Kredit bei einem gefälligen Schneider, einem ditto Schuster und einem ditto Hutmacher, welch' Letzterer noch ein alter Bekannter aus der Heimath war.

Somit war nun mit Wetterquists Aeußerem nach einem Monat eine höchst vortheilhafte und erwünschte Veränderung vorgegangen. Allein sein innerer Mensch blieb sich gleich; es verzehrte ihn eine nie ruhende Sehnsucht in der Welt emporzukommen, vornehme Bekanntschaften zu machen und Aufsehen zu erregen, kurz nach Allem, was er ganz leicht erlangen zu können glaubte, sobald er nämlich das Ziel erreicht haben würde, welches ihn bisher unter Demüthigungen und Nachtwachen stets aufrecht erhalten hatte — das große Ziel, seinen Namen in den Akten des Obergerichtes unterschrieben zu sehen. Dieß war nun freilich endlich auch eingetroffen. Ein Kanzleidiener brachte ihm einen ahnsehnlichen Akten-

faszikel zum Abschreiben und er hielt sich den ganzen Tag fleißig daran, um am andern Morgen, wo er im Frack und übrigen vollständigen Aufwartungsstaat in das Hofgericht wanderte, einen oder den andern Beweis seiner Emsigkeit mitbringen zu können. Allein dieses Heiligthum der Gerechtigkeit ward in kurzer Zeit ein Fegfeuer für unsern jungen Themispriester. Da sitzt der Herr Hofgerichtsrath L—s, der Herr Vorstand, dessen Sektion unser Notar zugetheilt ist, strotzend vor Hochmuth und Amtsgewalt und blättert in einer Zeitung oder sonst Etwas der Art. Der junge Extraordinarius macht einen tiefen Bückling nach dem andern. „Ich wollte gehorsamst gebeten haben," sagte er mit demüthiger, etwas zitternder Stimmung, „die Abschrift hier zu durchsehen." — „Aha;" — läßt sich der gnädige Wortführer vernehmen, der längst vergessen hat, mit welchen Gefühlen er selbst ehedem vor dem gestrengen Herrn Direktor gestanden hat — „der Herr Notar mag einen Augenblick warten, es soll dann sogleich geschehen." Nun steht der Bedauernswerthe mit seiner Papierrolle unter dem Arme und wartet eine Viertelstunde, zwei Viertelstunden: dann geht er abermals vor und wiederholt dasselbe. Wenn er nun vielleicht gerade heute einen Ueberrock an hat oder sein Rockschoß nicht nach der Kleiderordnung sich in die schwanzartige Frackfarce endigt, so darf er beinahe gewiß seyn, daß es heißt: „Ich habe jetzt keine Zeit, Sie können in einer Stunde wieder kommen," er alsdann vielleicht aufs Neue mit ähnlichen Umständen aufgehalten wird. Und ist es endlich glücklich „durchgesehen" und liegt das Urtheil zur gehörigen Unterschrift auf dem Tische, wie manchen Schritt muß er da vergebens thun — einen, zwei, drei, ja acht Tage — bis es dem gestrengen Herrn ein Mal einfällt, seinen hohen Namen zu unterzeichnen, und kaum ist dieß geschehen, so muß der diensthabende Aufwärter Alles so eilig wieder wegnehmen (in diesem Fall ist die Zeit höchst kostbar), daß die Tinte kaum trocken geworden seyn kann. —

Bei jeder solchen Folter litt Wetterquists Stolz schrecklich, was nur ein Gemüth wie das seinige zu bemessen vermag. Mit seiner Arbeit auf der Kanzlei war er indessen ganz zufrieden. „Da geht es" — sagte er zu Rosell — „gar nicht so übel her: Man lebt da im Allgemeinen auf einem recht kameradschaftlichen Fuß und der Vorstand zeigt schon so viel Menschenkenntniß, daß man sieht, er weiß meine zukünftigen Kollegen von einem Aufwärter zu unterscheiden."

Allein, verzehrt von Ehrgeiz, Armuth, Menschenscheu und Mißtrauen gegen Alles, außer sich selbst, führte Wetterquist das freudenloseste und einsamste Leben. Er versagte sich oft das Nothwendigste, um auf sein Aeußeres das Gehörige wenden zu können, denn daran fand er noch allein Vergnügen und seine Person war noch das Einzige, was seinem Stolze zuweilen Genugthuung verschaffte.

Durch den oben erwähnten Rockhandel, welcher sich jedes halbe Jahr wiederholte, war er mit Frau Norman bekannt geworden und hatte bei einem seiner Besuche im Hause die schöne Lisa gesehen. Von dieser Zeit an war die Trödlerin sein Faktotum, und Beide standen stets im besten heimlichen Vernehmen zu einander, denn wenn es Niemand sehen oder erfahren konnte, so hinderte den Notarius Nichts, ihr die ausgesuchtesten Artigkeiten zu erweisen. Inzwischen machte Lisa den ersten lebhaften Eindruck auf sein Herz und ohne zu bedenken, wohin oder wie weit dieß führen könne, überließ er sich dieser ersten Regung. Die Seligkeit, ein Mal etwas Anderes, als Bitterkeit und Verdruß zu empfinden, war für ihn zu groß, als daß der Rath des Verstandes hierbei mit in Berechnung kommen konnte.

Was Lucie betraf, die verzogene, vergötterte Tochter einer vermöglichen Trödlerin — sie fand die Huldigung des Notars ganz natürlich und es kam bei ihr nichts Anderes in Frage, als ob sie ihn unter die Zahl ihrer Freier aufnehmen wolle oder nicht. Indessen wendete

sie alle kleinen Künste der Gefallsucht bei ihm an und war der Ansicht, daß man die ernsthafte Seite der Sache einstweilen unberücksichtigt lasse und sich vor der Hand auf das rein romantische Verhältniß Liebender beschränke. Eine förmliche Freierei mit Gratulationen, Verlobungsring und verlorner Freiheit schien Lisa immer noch früh genug zu kommen. Die Unruhe des Liebhabers, seine Eifersucht, seine entzückenden Liebesbetheuerungen und die Schwüre ewiger Treue kamen ihr viel herrlicher vor; auch sparte sie keine Mühe, sein Feuer beständig zu erhalten. Eifersucht liebte sie hauptsächlich, denn diese war ja offenbar der beste Beweis der Liebe!

Es war Lisa nie eingefallen, ihrer Mutter Etwas davon zu sagen, wie weit ihre Liebe zum Notar gehe, oder ob und wann sie ihm ihr Jawort zu geben im Sinn habe; denn an dieser werktäglichen Seite der Sache fand sie nicht den geringsten Geschmack. Meistens pflegte sie auch mit ihrem Geliebten — wenn sie ihm nämlich das Glück eines Stelldicheins gewährte — an einem der an wenigsten besuchten Plätze zusammenzutreffen, deßhalb entging es auch sowohl der Frau Norman als der Hofmeisterin, daß ein völliger Liebeshandel zwischen den jungen Leuten im Gange war.

Ungefähr ein Jahr war dieß so fortgegangen, als der Notarius auf ein Mal zu sich kam und das alte Leben wieder anfing, — dazu gaben häufige gerichtliche Klagen gegen ihn Veranlassung. Er hatte bisher auf Kredit gelebt; da er aber weder an die Zinsen noch an das Kapital dachte, so versiegten die Quellen endlich und, nun wieder in sein altes Elend zurücksinkend, war er nahe daran, seine Narrheit zu verfluchen — denn als etwas Anderes konnte er seine Neigung für die Tröblerstochter nicht ansehen — die ihn vermocht hatte, so den gewöhnlichen Schlendrian fort zu leben, bis ihm die Schulden über den Kopf gewachsen waren.

Als dem Notarius nun die Augen aufgingen und er den offenen Abgrund vor sich sah, fand er, daß die leicht

zu zählenden Küsse, welche ihm Lucie während eines ganzen Jahres vergönnt hatte, mochte man sie auch noch so hoch anschlagen, doch allzutheuer erkauft waren. Er schwur die Liebe, als abgesagte Feindin der Armuth, feierlich ab; war er ein ganzes Jahr gegen den nagenden Wurm in seinem Innern gepanzert gewesen, so begann dieser nun um so schlimmer zu wüthen. Er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, so daß ihm Nichts weiter übrig blieb, als die Aussicht, in den Schuldthurm zu wandern. Für ein Gemüth wie Wetterquist mußte der bloße Gedanke an diesen Ort das beste Gegengift für die Liebe seyn.

In dieser Klemme befand er sich für den Augenblick; er hatte sich etwas von Lucie zurückgezogen, auch sein hübsch möblirtes Zimmer in der kleinen Neustraße aufgegeben, seine goldene Uhr für das letzte Quartal verpfändet und Alles, was er nur irgend entbehren konnte, im Stiche gelassen. Gleichwohl hatte er noch bedeutende Schulden, wohin er ging hatte er ein paar Schloßkanzleidiener auf den Hacken und wußte nicht ein Mal, wie er sein Mittagessen bezahlen sollte. In dieser schrecklichen Lage, in welcher er nicht wußte, wo aus und wo ein, hatte er eines Morgens seinen einzigen Reichthum, sein Bild, das erste große Stück, an dem er so lange arbeitete, zu Frau Norman getragen. Er hatte sich schon so sehr gefreut, es in der Kunstausstellung zu sehen, wo es gewiß großes Aufsehen machen mußte — und nun sollte es in Brod verwandelt werden, denn jetzt war wieder der Hunger, wie in seiner Schülerzeit, sein grimmigster Feind.

Der Gedanke an den Regierungs-Sekretär, welcher ihm so oft seinen Rath aufgedrungen hatte, den er aber stets verschmähte, stand lebhaft vor ihm, während er auf dem kleinen Rohrcanapé seines Dachkämmerchens sich umherwarf und den Kopf über die widerwärtigen Händel zerbrach. Er fühlte freilich, wie immer, so auch jetzt, einen Widerwillen gegen den lebensfrohen Regierungs-

Sekretär, welcher, ungeachtet seine Aktien um kein Haar besser standen, als Wetterquists, dennoch lebte und zu leben wußte, als ob er die besten Einkünfte von der Welt hätte. Vielleicht mischte sich auch Neid in diesen Widerwillen. Davon konnte aber jetzt keine Rede seyn, wo Alles darauf ankam, irgend einen trätabeln Menschen aufzufinden, der sich zu einem Anlehen verstünde, womit alle seine Schulden, an welche er stündlich gemahnt wurde, auf ein Mal bezahlt werden könnten; und dann handelte es sich auch um einen vernünftigen Rath, was er nun eigentlich beginnen und welche von seinen Ressourcen er in Anspruch nehmen solle, um aus eigenen Mitteln Etwas für seine Leibesnahrung und Nothdurft zu thun. Konnte ihm Rosell dieß wohl sagen? konnte er ihm Schirm und Rath, konnte er ihm Freund und Helfer seyn? Und konnte Wetterquist selbst ihn darum angehen? Aber — er hatte ja sonst keinen Freund, keinen Verwandten, keine Seele auf der ganzen weiten Erde, welche den geringsten Antheil an ihm zu nehmen schien!

In tiefster Niedergeschlagenheit, schwer gedemüthigt und noch innerlich kochend vor Aerger und Schaam über die so eben in der Trödelbude erfahrene Beschimpfung, gingen ihm eine Menge der verschiedenartigsten Gedanken durch den Kopf. Er konnte zu keinem Entschluß kommen; denn sein Stolz, sein unseliger aufrührerischer Stolz erstickte jeden hellen Funken von Vernunft. Halb träumend versank sein Körper in einen Zustand von Betäubung. Während derselben kam ihm zum ersten Male die Erinnerung an das junge Mädchen, welche er, hinter den Kleiderbündeln hervor, verstohlen erblickt hatte — die Käuferin seines Bildes. Bei dem Gedanken an ihr Zartgefühl zog für einen Moment süßer Friede durch seine Brust — aber es war nur ein schwacher Schimmer davon, welcher schnell wieder verschwand — dann war es wieder schwarz und düster.

Da klopfte es an der Thüre. Er sprang auf. Es klopfte abermals. Sein Ohr war so sehr an die ver-

schiedenen Nüancirungen des Klopfens gewöhnt, daß er einen Manichäer im Augenblick erkannte; deßhalb öffnete er; ein kleines Mädchen reichte ihm ein Billet und bat um Antwort.

Wetterquist erkannte die Hand seiner „weiland" Geliebten, erbrach den Brief und las:

„Mein theurer Geliebter!

Es war ein wenig unvorsüchtig von Dir, gestern Nachmidag von Winters Fenster aus mich und Mama nicht zu grisen, aber ich bin überzeicht, daß Du Dich nur deßhalb so gleichgüllltig gezeigt hast, damit die Mama nichts mörken soll. Aber, lieber süßer Wetterquist, ich bin nun der Meinung, daß wir Unrecht haben, unsre Liebe länger zu verpörgen, und wenn es gestern nur halb angegangen wäre, so hätte ich Dich herbei gewunken und dann gesagt: ‚Mama, hier ist mein Breitigam, der uns gerne Gesellschaft leisten möchte.' Wir haben unsre Verpindung lange genug geheim gehalten. Ja mein theurer Freind — ich wahr nahe daran dies zu thun, allein ich habe geforchten die große Freide konnte Dir Schaden bringen. Nun habe ich aber beschlossen, daß Deine Bropzeit aus seyn soll, Du treier Rider; komm heite Abend um sechs Uhr in den Hopfengarten, da will ich Dir die mindtliche Bekreftigung Deiner Seligkeit geben, Addje mein deierster Geliebter — ich hoffe, Du wirst Deinen Weibchen bald die kleinen munteren Streuche verzeihen, welche Dir gespillt hat Deine zärtliche Freindin

Lucie.

N. S. Du brauchst wegen unser künftigen Wohnung nicht in Sorche zu seyn, was ich vermuthe. Mama hat einen so großen Vorrath von Möpels, daß es uns nicht daran fehlen wird, auch komme ich nicht so arm, wie Du wohl weißt. Der Unkel war, wie Du gesehen hast, gestern auch mit und ich weiß gewiß, wenn ich mir recht Mühe gebe, ihm schen zu thun, und ihm zu Gefallen zu leben, so setzt er mich zur Erpin ein — näm-

lich wenn ich ihm Bällmans Lider singe und etwas liebenswürdiger, nicht so schniebisch bin, wie der Alte sagt.

Deine Dich ewig liebende
Lucie."

„Das fehlte noch!" platzte der Notarius heraus und warf einen verzweifelten Blick durch das Fenster seines Dachkämmerchens an den kleinen Streifen Himmel, welcher heute all das düstere Elend hatte über ihn kommen lassen. „Ist sie toll?" war sein nächster Gedanke. „Bildet sie sich ein, ich werde mir den Weg für alle Zukunft versperren — ich sollte mich so heruntergeben und sie heirathen! Das ist zu viel!"

„Ich habe Eile," sagte das kleine Mädchen, „seyen Sie doch so gut und geben mir die Antwort für die Mamsell!"

Mechanisch ging der Notarius zum Schreibtische und schrieb ebenso mechanisch die Worte: „Ich werde kommen;" faltete den Zettel zusammen, siegelte und ließ das Mädchen hinaus; dann verriegelte er die Thüre mit dem Vorsatze, unter keinen Umständen heute mehr zu Hause zu seyn, möchte auch klopfen wer da wolle.

Sechstes Kapitel.

Der Kammerer Laßman merkt, daß Spione auf den Beinen sind und macht ein saures Gesicht; dieses klärt sich aber bald auf und die einzige Tochter eines steinreichen Grubenbesitzers bringt ihn wieder völlig zur Ruhe.

Der Kammerer war eben von seinem bescheidenen Mittagsmahle nach Hause gekommen und im Begriffe, den Schirm wegzuschieben und in sein Schlafzimmer zu treten, als ein hastiger leichter Schlag an die Thüre die Anwesenheit eines genauern Bekannten ankündigte.

„Zum Teufel, so lauft! kann man denn gar keine Ruhe haben, nicht einmal so lange man schläft!" brummte

der ärgerliche Hausherr, indem er den Schlafrock wieder aus und einen blauen Frack anzog, welcher eigens für solche Extrafälle an einem Nagel hinter dem Schirm hing.

Da klopfte es zum dritten Male, ehe alle nöthigen Vorbereitungen zum Einlaß des Eindringlings getroffen waren.

„Geh' zum Henker!" ließ sich der Kammerer nun in deutlicherer Sprache vernehmen und stieß eine Menge herumliegender Kleidungsstücke mit dem Fuße hinter den bergenden Schirm. Dann ging er, um dem unwillkommenen Gaste die Thüre zu öffnen, der kein Anderer war, als der Regierungs-Sekretär Rosell.

„Hoffentlich komme ich nicht ungelegen, mein bester Herr Kammerer Laßmann!" sagte der höfliche junge Mann und schüttelte dem Kammerer mit großer Herzlichkeit die Hand. „Wenn dies der Fall wäre, so bitte ich aufrichtig zu seyn! Wer so junge Beine hat wie ich, kann wieder kommen, wenn ich Sie vielleicht im Geringsten hindere . . . ." Rosell dehnte seine Worte ein wenig, um dem Wirth Gelegenheit zu geben, ihm in die Rede zu fallen.

„Ach, hindern möchte ich gerade nicht sagen, ich wollte nur eben mein Mittagsschläfchen machen — aber haben Sie die Güte Platz zu nehmen! Was beliebt Ihnen eigentlich?"

„Eigentlich sollte mir durchaus nichts belieben," erwiederte Rosell mit einer artigen Verbeugung, „als nur ein Bischen zu schauen, wie Sie sich befinden, verehrter Freund. Aber heute muß ich doch leider bekennen, daß ich in der That ein kleines Anliegen habe."

„Hab' ich mir's doch gedacht!"

„Es handelt sich nämlich darum," nahm Rosell wieder das Wort, ohne daß er im Geringsten das verlegene Wesen zeigte, oder den Drang, seinen Hut zusammen zu drücken, wie man oft bei denen zu bemerken Gelegenheit hat, welche Geld leihen wollen. „Es handelt sich nämlich darum, daß ich Morgen einen verfallenen Wechsel

von hundert Thalern Banko zu bezahlen habe und da sollen Sie mir den großen Dienst erweisen und mir das Geld dazu auf ein paar Monate, oder lieber ein halbes oder ganzes Jahr vorstrecken."

„Hm," versetzte der Kammerer mit ziemlich ausdrucksvollem Lächeln, „es sind ja noch nicht volle vierzehn Tage, daß Sie mir gerade so viel heimbezahlt haben, und nun kommen Sie schon wieder . . . . ."

„Ich muß freilich gestehen, daß es ein wenig früh ist, aber Noth kennt . . . . Sie wissen wie das Sprichwort sagt. Und da ich mich in all' meinen Angelegenheiten an die größte Pünktlichkeit gewöhnt habe, so muß ich das Geld heute noch schaffen."

„Ja, ja, man kann durchaus nicht anders sagen, als daß Sie sehr ordentlich einzuhalten pflegen, aber diesmal bin ich selbst außer Stand Rath zu schaffen, denn ich habe erst gestern ein bedeutendes Geschäft gemacht, welches alle meine baaren Mittel in Anspruch genommen hat."

Die Sache verhielt sich indessen so: der Regierungs-Sekretär mußte unbedingt das kürzlich erst heimbezahlte Geld wieder haben, denn er hatte, um seinen Kredit bei dem Kammerer zu erhalten und zu befestigen, das Geld von einem guten Freund geliehen, der am andern Tage eine Reise anzutreten gedachte, und den Rosell um keinen Preis in Verlegenheit bringen durfte. Außerdem war Rosell der Meinung, der Kammerer könne schon hinlänglich zufrieden seyn, wenn er sein Geld nur vierzehn Tage im Hause gehabt habe.

„Mein bester Herr Kammerer, Gott verdamm' mich, wenn ich weiß, was ich anfangen soll, wenn Sie mich diesmal im Stiche lassen!"

„Hm!"

„Ich habe gehofft, die Pünktlichkeit, welche ich bisher zu zeigen bemüht war, würde mich bei Ihnen empfohlen haben; wenn Sie außerdem die Güte haben

wollen, einen Blick auf dieses Papier zu werfen, so werden Sie einen höchst zuverlässigen Bürgen finden."

„Hm, ja, aber!"

„Ich könnte mich wohl einem Juden in die Arme werfen, allein ich habe einen eingefleischten Widerwillen gegen die Söhne Abrahams."

„Ja, ja, sie sind auch, meiner Seele, keinen Schuß Pulver werth!"

„Mit einem Worte, Herr Kammerer, ich befinde mich in einer höchst mißlichen Lage. Wenn ich das Geld nicht schaffen kann, so bringe ich meinen Freund in Verlegenheit, der in mich so viel Vertrauen setzte, daß er mir seine Reisebaarschaft geliehen hat — und ehe ich das thue, will ich lieber das Geld stehlen. Aber ich sehe wohl," fuhr er in dem überredendsten Tone fort, „daß ein so verzweifelter Schritt nicht nothwendig seyn wird. Sie lassen sich schon bewegen, denn Sie haben ein zu gutes Herz, als daß Sie einen ordentlichen jungen Mann in der Patsche sitzen ließen, wo Sie durch ein einziges Umdrehen des Schlüssels ihm heraushelfen können."

„Sie wissen Ihre Worte gut zu setzen, Herr Sekretär, die Kunst verstehen Sie aus dem Fundament," meinte der Kammerer mit einem Tone, in dem gleichwohl ein kleiner Vorwurf lag, machte verschiedene Schwenkungen im Zimmer umher, wobei übrigens doch der blaue Frackzipfel in einige Berührung mit dem Pult kam. „Außerdem," dabei nahm der Kammerer einen gewissen feierlichen und würdevollen Ernst an, „habe ich mein Geld immer kaum vierzehn, in der Regel kaum acht Tage im Hause, so kommen Sie schon wieder und wollen abermals leihen. Ich glaube am Ende gar . . ."

Weiter kam der Kammerer nicht; denn nun war es an Rosell, sich in die Brust zu werfen und eine Miene beleidigter Würde anzunehmen. „Ich sollte glauben," versetzte er, „daß es einem Gläubiger genug seyn müßte, wenn er sein vorgestrecktes Geld auf den Tag heim-

bezahlt erhält; ob er dann dasselbe abermals ausleihen will, hängt natürlich von ihm, und nach meiner Ansicht, von dem Rufe der Pünktlichkeit und Ordnung ab, dessen sich der Schuldner zu erfreuen hat."

Es lag etwas männlich Bestimmtes und zugleich Ueberzeugendes in dieser kurzen Erklärung, welche Rosell in einem Tone vorbrachte, dessen er sich so selten zu bedienen pflegte, daß er in der That die beabsichtigte Wirkung auf den Kammerer nicht verfehlte, und dieser nach einer genauen Besichtigung des erwähnten Bürgscheins, den kleinen perlfarbigen mit Tintenflecken marmorirten Pult aufschloß.

Als einmal die Sache auf diesen Punkt gekommen war, athmete unser Regierungs-Sekretär um vieles leichter, der Kammerer schöpfte aber noch bedeutend tiefer Athem, als er die benannte Summe durch den Daumen laufen ließ und sie Rosell hinreichte, in dessen Brieftasche sie auch alsogleich verschwand. Soweit den Kammerer sein geübter scharfer Blick nicht täuschte, war es nur ein einziger armer Achtzehnschillingschein, welcher sich des ehrenden Besuchs der gelben und grünen Notabilitäten zu erfreuen hatte.

Nachdem der Schuldschein gehörig geschrieben und unter Schloß und Riegel war, hielt der Alte die Sache für abgemacht, und wollte schon dem Regierungs-Sekretär guten Tag wünschen, als dieser zu seinem großen Erstaunen, um nicht Aerger zu sagen, ganz ungenirt und vertraulich Platz auf dem Sopha nahm, mit der Versicherung, bei so schwülem Wetter sey ein so kühles Gemach, wie das nette Besuchzimmer des Herrn Kammerers in der That eine Wollust.

„Ich dachte, Sie hätten noch nicht zu Mittag gespeist, Herr Sekretär," bemerkte der Kammerer in nichts weniger als einladendem Tone.

„Wenn es so heiß ist, hat man keinen großen Hunger. Außerdem habe ich auch in der „blauen Thüre" tüchtig gefrühstückt, und wenn es Sie nicht genirt, so

nehme ich mir die Freiheit und bleibe ein Weilchen da und plaudere mit Ihnen."

„Das ist zwar sehr artig und außerordentlich charmant von Ihnen" meinte der Kammerer, aber unglücklicherweise ist jetzt meine Zeit, wo ich mein Mittagschläfchen halte, und einem alten Mann, wie mir, thut es wehe, wenn er aus seiner Gewohnheit kommt."

„Mein allerliebster, bester Herr Kammerer, nichts auf der Welt ist billiger, als daß man in seinen eigenen vier Pfählen seine Bequemlichkeit genießen darf. Ich habe durchaus keine Eile, und wenn Sie erlauben, so mache ich gleichfalls unterdessen ein kleines Schläfchen auf Ihrem Sopha."

„Was doch die jungen Leute der jetzigen Zeit für unverschämte Gecken sind! brummte der Alte in den Bart, mußte sich aber in Gottes Namen darein ergeben, denn der Regierungs-Sekretär hatte schon seine Beine auf dem Sopha ausgestreckt, „um" wie er sagte, „seinem Wirth das Beispiel zu geben, daß man keine unnöthigen Umstände machen müsse."

Als der Kammerer sah, daß sich hier nun einmal nichts machen lasse, fügte er sich, wohl oder übel, in sein Schicksal, schlich nach dem Schirm, hängte den blauen Frack an seinen gewöhnlichen Nagel, und trat dann in das Allerheiligste, nachdem er sich vorher vergewissert hatte, daß der Schlüssel zum Triangel in seiner Westentasche stack. Bald darauf verkündete sein starker und gleichförmiger Athemzug, daß er auf seinem harten Junggesellenbette eingeschlafen war.

Während der alte Laßman sich des vollen Genusses einer angenehmen Ruhe erfreute, lag unser Regierungs-Sekretär und schlug nach den Schnacken und Fliegen, welch' letztere in großen Schwärmen aus den ansehnlichen Rissen des Schrankes unter dem Büchergestelle hervorkamen.

„Verdammtes Geschmeiß!" brummte Rosell, warf

sich von einer Seite auf die andere, und schlug unaufhörlich mit dem Taschentuche um sich. „Ein Ameisennest kann nicht mehr Inwohner haben," dachte er, „als das infame Loch hier Fliegen beherbergt. Ich bin begierig, wie lange der alte Knasterbart schlafen mag; doch gleichviel, wenn er nur mit einem guten Humor aufwacht, so habe ich meine Pein nicht zu theuer erkauft — st! spricht er nicht im Schlaf?" Rosell lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und schnappte einige abgerissene Worte auf.

„Dreißig Jahre Einsamkeit ..... Bedürfniß meines Herzens, ..." hier machte ein lang ausgehaltenes Schnarchen eine Pause; aber unmittelbar darauf ließ sich seine Stimme weiter vernehmen: „ist mein fester Entschluß ..... mein fester und unabänderlicher Entschluß ... den Rest meiner Tage ...." hier machte ein Husten das Weitere unhörbar, und der Regierungs-Sekretär vernahm nichts mehr.

Die unzusammenhängenden Sätze standen übrigens in den Träumen des alten Laßman in ganz klarem Zusammenhange mit einigen anderen, welche das Konzept zu dem für das Tagblatt bestimmten Heirathsantrag enthielt. Da aber Rosell weit entfernt war, auch nur zu ahnen, daß der Kammerer mit derartigen grausamen Verschwörungs-Gedanken umging, so legte er den gehörten Worten einen ganz andern Sinn unter: er glaubte nämlich, der Kammerer habe im Sinne sein Testament zu machen, und das Vernommene seyen einige Brocken daraus; diese frommen, erbaulichen Gedanken betrachtete der Regierungs-Sekretär als etwas ganz Günstiges für sein interessantes Projektchen.

Mit dem ersten Glockenschlage vier, schlug der Kammerer die Augen auf, denn seit mehr als zwanzig Jahren erwachte er pünktlich um diese Stunde. Gleich darauf sah Rosell mit heimlichem Vergnügen ein Stückchen von der Nachtmütze, und ein Stück von seinem Arm hinter dem Schirm hervorkommen, und nach dem blauen

Frack greifen, welcher alsbald verschwand, worauf der Kammerer ohne Verzug in vollständiger Toilette und ganz freundlichem Aussehen zum Vorschein kam.

„Wahrhaftig," rief der Regierungs-Sekretär ihm entgegen und nahm dabei die allerbehaglichste Miene von der W lt an, „in meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so gut geschlafen; auf dem Sopha liegt sich's aber auch in der That göttlich — „höllisch" sagte er in Gedanken.

„Freut mich zu hören, daß Sie ein Freund von Möbeln aus der guten alten Zeit sind! Den Sopha habe ich in der Auktion gekauft" — nach seinem Mittagschläfchen war der Alte immer gesprächig — „bei Doktor B.... der am Münzplatze wohnte. War ein ordentlicher Mann, der Doktor B...! Ich erinnere mich noch, daß er einmal eine sehr glückliche Operation an einer alten Frau gemacht hat, welche sich das Genick verrenkt hatte.

„Ach ja, Sie haben es mir schon einmal erzählt, ein ganz interessanter Fall!" unterbrach ihn der Regierungs-Sekretär, welcher nie ein Wort von der Geschichte gehört, aber zu viel Mitleid mit sich selbst hatte, als daß er nicht der Erzählung zu entgehen wünschte.

Rosell wußte nämlich recht gut, daß der Kammerer, wenn er einmal mit einer Sache im Zug war, welche nicht gerade Geschäfte betraf, sich gerne in ein Labyrinth von Nebenumständen verwickelte, welche für den, der das Unglück hatte, sie mit anhören zu müssen, etwas ganz Unausstehliches waren.

„Ja, ist es nicht eine verflucht hübsche Geschichte? Aber es gibt noch eine andere, welche auch gar nicht übel ist. Es war um die Zeit, wo B... noch das Lazareth besuchte — da hatte er einmal einen Gardisten mit einem Schaden am Beine in der Kur. Aber da wir gerade vom Bein reden, fällt mir eine schaudervolle Geschichte ein, von dem Speisewirth Ryberg, der...."

„Ach ja, das war ein furchtbarer, schauriger Vor-

fall! Ich habe am Sonntag bei Winter davon gehört; aber à propos, eben fällt mir ein, daß ich Sie bei jener Gelegenheit mit vier Frauenzimmern gesehen habe, Sie schienen eine Lustfahrt machen zu wollen. Die alten Junggesellen haben doch ihren Vortheil!“

„O, der Vortheil war nicht sehr groß. Lise Norman ausgenommen, waren es lauter alte Weiber — meine Basen, Gott tröste sie!“

„Ich habe die Ehre, Frau Norman zu kennen, eine gescheidte und angenehme Frau.“

„Hm, was das Angenehme betrifft, so geht das so mit. — gescheidt — na, das wüßte ich so eigentlich auch nicht recht; durch die Art, wie sie ihre Tochter erzieht, scheint sie mir wenigstens nicht viel von der Waare an den Tag zu legen.“

„Bester Herr Kammerer, in diesem Punkt darf man es mit den Frauen nicht zu genau nehmen! Mutterliebe geht oft in Schwachheit über. Aber Mamsell Norman kommt mir vor, als wäre sie ein ganz einnehmendes Frauenzimmer, sehr einnehmend.“

„Ach ja, wenn sie nur nicht so voll Launen steckte — sonst wäre sie im Ganzen ein recht liebes Mädchen, hat hübsche Manieren, aber sie ist verzogen, daß Gott erbarm!“

„Gibt sich mit der Zeit!“ tröstete Rosell lächelnd.

„Ja, aber nur wenn sie einen Mann bekommt, der ihr den Daumen auf das Auge hält. Denn das braucht sie, mein' Seel'!“

„Liebe und Vertrauen halte ich für sichrere Führer; ich meine ihr künftiger Gatte müßte in höchstem Grade beneidenswerth seyn,“ setzte Rosell in einem Tone hinzu, in welchem Spaß und Ernst so gleichmäßig vertheilt waren, daß man ihn auf beide Seiten auslegen konnte, und der dem Kammerer einen kleinen Wink gab, daß er möglicherweise das Vergnügen habe, einen Spekulanten vor sich zu sehen.

„Sie braucht einen Mann, der gehörige Batzen

hat" erwiederte der alte Laßman, und in seiner Stimme ließ sich abnehmen, daß er wohl den Köder merke, ohne daß er übrigens Lust bezeigte, anzubeißen.

„Wenn sie ihren Gatten liebt," Rosell fand hier für gut eine gewisse Empfindsamkeit im Ausdruck anzunehmen, „so wird sie sicher gerne jedes Loos mit ihm theilen, das er ihr zu bieten vermag."

„Hm, hm, daran zweifle ich sehr!"

„Außerdem weiß man ja, daß Mamsell Norman der Liebling ihres hochachtbaren Oheims ist, und daß dieser mit gewissen Gedanken umgeht, welche ....."

„Welche, so wahr ich das Leben habe, ganz das Gegentheil von dem sind, was sich der Herr Sekretär einbildet!" fiel ihm der Kammerer mit kirschrothem Gesichte in die Rede.

„Ich — ich bilde mir nicht das Geringste ein!" versetzte Rosell mit großer Kaltblütigkeit. „Wir reden ja nur ganz im Allgemeinen."

„Ach, so, im Allgemeinen — ich verstehe mich auf solche Finessen. Aber um Ihnen ein für alle Mal klaren Wein einzuschenken, werde ich nie Geld dazu hergeben, das Mädchen unter die Haube zu bringen. Will sie Einer — in Gottes Namen! — ich habe nichts dagegen; allein ich gedenke selbst noch so alt zu werden, daß ich Allen, welche auf meinen Tod warten, die Zeit lang genug zu machen hoffe."

„Wenn es nach meinem Wunsche geht, so sollen Sie noch ein halbes Jahrhundert leben! Ich versichere Sie hoch und theuer, daß ich gar nicht begreife, was Sie eigentlich gegen mich aufgebracht hat. Aber so viel weiß ich, wenn Sie irgend glauben, ich habe mit einigem Hinterhalt in Bezug auf mich gesprochen, sind Sie in gewaltigem Irrthum. Ich war schon vor zwei Jahren mit einem Mädchen in Ostgothland verlobt .... welche mich seit einem halben Jahr aufgegeben hat" — hätte er hinzu setzen sollen, vergaß aber ohne Zweifel den kleinen Umstand.

„Verlobt — hm, so, wirklich?“ Der Kammerer war in der That überrascht ob seines Mißverständnisses. „Sollte man glauben, daß junge Leute so gut ihren Vortheil kennen? Ein reiches Mädchen wahrscheinlich?“

„Die einzige Tochter eines reichen Grubenbesitzers! Nach der Verlobung ließ mich mein Schwiegervater selbst merken, daß ich eine Tonne Goldes als Mitgift zu erwarten habe.“

„Schön, sehr schön! Ich begreife nur nicht, warum Sie noch nicht bereits verheirathet sind, Herr Sekretär.“

Rosell zuckte die Achseln. „Meine Braut ist, soweit ich mich erinnere, gerade keine absonderliche Schönheit — und außerdem — wünschte ich doch vorher auch eine Anstellung zu haben.“

„Das ist sehr vernünftig von Ihnen, so sollten alle junge Leute denken. Es taugt wahrhaftig Nichts, wenn der Mann Alles aus den Händen der Frau bekommt.... Aber es thut mir leid, daß ich Ihnen keine Tasse Kaffee nach dem Mittagsschläfchen anbieten kann! Ein armer alter Junggeselle wie ich hat nicht über viele Bequemlichkeiten zu gebieten.“

„Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, mit mir eine Tasse Kaffee zu trinken, so möchte ich den Vorschlag machen nach dem Thiergarten zu gehen. Das Mittagessen habe ich doch einmal verschlafen.“

„Ergebenster Diener, wenn Sie so befehlen, warum nicht?“ Nachdem der Kammerer hinter dem Vorhange im Triangel seinen Spazierrock, einen bouteillengrünen Sürtout — wir waren noch Kind, als wir zuerst seine Bekanntschaft machten, erst drei Jahre alt — hervorgeholt und sich damit festlich bekleidet hatte, traten Beide, wie es scheinen wollte, gegenseitig sehr zufrieden, ihren Weg an.

Als die Herren spät am Abende heimkamen, stand der „durchtriebene“ Rosell so sehr in der Gunst des Alten, daß wenn auch gleich die Hauptsache nicht durchgegangen war, doch eine nicht unangenehme Nebensache geglückt

sein mußte, wenigstens ließ das vergnügte Aussehen des Regierungs-Sekretärs darauf schließen, als er am andern Morgen aus dem Hause des Kammerers kam und unaufhörlich mit der Hand in der Brusttasche spielte.

Für Rosells Gefühle, wenn wir doch davon reden wollen, hatte eine mißlungene Heirathsspekulation nicht sehr viel zu bedeuten, wenn er nur auf irgend eine Weise Gewinn daraus zu ziehen wußte. Jedenfalls war seine Neigung für Lisa Norman gerade nicht von der ernsthaftesten Art, sein Verstand blieb stets Herr über sein Herz und ohne großen Kampf kam er zu dem Entschluß, sich deßhalb nicht todt zu schießen, weil sein Plan, sie zu seiner glücklichen Gattin zu machen, an des Kammerers selbstsüchtigem und gewiß sehr tadelswerthem Eigensinne, sie nicht zur Erbin einzusetzen, gescheitert war.

„Man muß sich in Alles zu schicken wissen und mitnehmen was man kann;“ sagte Rosell in seiner egoistischen Weise, als er vom Kammerer ging, um ein paar lustige Kameraden aufzusuchen, welche ihm mit größter Bereitwilligkeit behülflich waren, bei einem flotten Mittagessen den flüchtigen Inhalt der Brusttasche um ein Erkleckliches leichter zu machen.

Siebentes Kapitel.

Lisa Norman weiß nicht ob sie träumt oder wacht. Als sie dennoch das Letztere findet, gelobt sie sich hoch und theuer, nie mehr an ein gewisses Unthier zu denken.

Vor etlichen Jahren als der Hopfengarten sich noch nicht in dem fast verlassenen Zustande befand, in welchem er jetzt ist, als man sich noch erinnerte, wie Ihro Majestät die Königin mit Ihrer hohen Gegenwart dem alten Spazierplatze neues Leben zu geben geruhte, als die Rotunde sich einer bessern Restauration und der kleinen Zimmer mit den geheimen Gesellschaften rühmen konnte, wo

die Herren mit Doppellorgnetten noch die durch die Alleen schwebenden Nymphen beäugelten, und die buntesten Gruppen sich überall auf dem Rasen bewegten, kurz, zu der Zeit, da der Hopfengarten noch nicht gänzlich von der Welt Abschied genommen hatte, oder besser die Welt von ihm, zeigte sich an einem herrlichen Juliabende Lisa Normans anmuthige Gestalt unter den dichtbelaubten Bäumen der Allee, welche geraden Wegs auf die Rotunde los führt.

Alles, was zu einer vollständigen Toilette gehört, hatte Lisa in Contribution gesetzt, um ihren Liebhaber außer sich zu setzen. Lisa besaß in der That Geschmack. Sie war durchaus nicht überladen angezogen und wenn sie auch einen oder den andern unächten Schmuck trug, so hatte sie doch keineswegs ein prunkendes Aussehen, sondern sah im Gegentheile ganz nobel aus. Heute Abend war sie hübscher als je, ihre Wangen glühten im Purpur der Sehnsucht und Unruhe, und ihre sonst so schelmischen Augen hatten einen Ausdruck, welcher in Folge der schwärmerischen Bedeutung des Augenblicks fast lieblich genannt zu werden verdiente — wehmüthig wäre zu viel gesagt. Ihr Herz, — denn wir müssen doch annehmen, daß Lisa ein Herz hatte — hüpfte mit unruhigem Schlage dem Geliebten entgegen und wenn ihr halb verstohlener Blick, während sie in der Allee auf und nieder ging, hie und da auf die Rotunde fiel, um zu erforschen, ob die Herren auf den grünen Bänken auch nach ihr sähen, so that sie dieß, wie wir glauben, eher aus Gewohnheit, als aus dem absichtlichen Wunsche, in dem Augenblick einem Andern zu gefallen, als dem erwarteten Geliebten, den sie in Gedanken schon in einem an Wahnsinn gränzenden Zustande von Entzücken ankommen sah.

In dieser für ihre Eitelkeit so schmeichelhaften Hoffnung wurde sie durch das kleine Billet bestärkt, welches sie ein Mal über das andre aus dem Arbeitsbeutel zog. Die halb undeutlichen, in sichtbarer Eile und Aufregung

hingeworfnen Worte: „Ich werde kommen!" was bedeuteten diese? Ja, in Lisas Uebersetzung bezeugte just dieser unsichre Federzug die innigsten, von Seligkeit überwallenden Gefühle des Schreibers — und wie unendlich viel lag in den drei einfachen Worten; sie faßten Alles in sich. „Ich werde kommen!" will so viel sagen: „Verlang' keine Worte! meine Seele ist im Himmel, auf den luftigen Schwingen der Liebe fliegt sie Dir entgegen!"

So ungefähr phantasirte Lisa, denn sie besaß eine sehr lebhafte Einbildungskraft, welche sie durch das Lesen von Romanen aller Art bedeutend gesteigert hatte. Sie konnte sich freilich nicht verbergen, daß bereits zehen Minuten über die zur Zusammenkunft festgesetzte Zeit verflossen waren — allein was wollte dieß sagen. Die Uhren gehen schrecklich ungleich und außerdem war es auch sehr wahrscheinlich, wenigstens möglich, daß der arme Wetterquist in seinen seligen Träumen Zeit und Raum vergessen haben konnte.

Bei den früheren Bestellungen in den Hopfengarten, deren gar nicht wenige waren, hatte sich Lisa stets in die abgelegensten Theile desselben zurückgezogen, um, ungesehen von unberufenen Augen, mit ihrem Liebhaber kosen und scherzen zu können, in der einen Minute schmachtend und zärtlich, trotz einer Liebhaberin von Kotzebue selig; in dem andern stolz wie eine Königin mit einer studirten Kälte, würdig einer von Miß Edgeworths Heldinnen; aber zwischen allen jenen früheren Stelldichein und dem, was sie von dem jetzigen erwartete, war in Lisas Augen, im Vergleich der Bedeutung beider, ein himmelweiter Unterschied.

Damals hatte sie die Rolle einer launenvollen veränderlichen Herrscherin gespielt — heute betrachtete sie sich als Braut. Der auserwählte Bräutigam war es, den sie heute erwartete und deßhalb — denn der Unterschied kam ihr nicht ohne Grund als ein sehr bedeutender vor — wollte sie ihren Wetterquist heute just an dem allerbesuchtesten Platze empfangen. Es war dieß blos

eine Aufmerksamkeit, welche er durch das geduldige Ausharren seines langen Probejahres wohl verdient hatte.

Lisa sah auf ihre kleine Repitiruhr; es war beinahe schon eine halbe Stunde über die bestimmte Zeit. Ein leiser Seufzer hob ihre Brust und sie wünschte, der unerträgliche Positivspieler möchte ein Mal aufhören, denn der Walzer, welchen er spielte, erinnerte sie ganz zur Unzeit an einen längst verabschiedeten Liebhaber, den sie nach einem halben Jahre seiner treusten Huldigung, verächtlich und unfreundlich, verabschiedet hatte. Der einfältige miserable Walzer führte ihr gleichsam aufs Neue das ganze damalige Abentheuer vor ihre bewegliche Phantasie. Die letzte Zusammenkunft mit dem Verabschiedeten fand auf einer Art von subscribirtem Maskenball bei „Klas an der Ecke," nunmehr „Hôtel d'assemblé" statt. Mit bittrer Grausamkeit und kaltem Hohne verlachte sie den Kummer des Hoffnungslosen, und gab ihm, ziemlich vornehm, nicht undeutlich zu verstehen, daß der edle griechische Stolz — sie trug zufällig ein griechisches Kostüm vom Maskenverleiher — sich bei der bloßen Vorstellung an eine Vereinigung mit einem simplen Matrosen empören müsse.

„Aber morgen," erwiederte der verzweifelte Liebhaber, „morgen wenn Du wieder Lisa Norman und ich ...."

„Still, still," unterbrach ihn Lisa, „morgen werde ich gerade so denken wie heute; und Du bist in der That recht einfältig, mein lieber Nicke, daß Du Dir einbilden konntest, ich hätte etwas Anderes vor, als mich an Deiner Leichtgläubigkeit zu ergötzen."

Jetzt, da die flatterhafte Lisa auf dem Sprunge stand, einem andern Liebhaber auf eine ziemlich schreiende jener ganz ungleichen Weise, entgegenzukommen, fühlte sie doch Etwas wie Gewissensbisse über die Behandlung des armen Nicke, und die Erinnerung an seinen krampfhaften Händedruck fuhr ihr wie Eis durch die Adern. Allein plötzlich war Alles verschwunden, denn so eben ging die Thüre des Hopfengartens auf und der Notarius

trat ein. „Mein Gott, wie sieht er aus!“ mußte Lisa unwillkürlich denken. „Es muß ihm irgend ein Unglück begegnet seyn. Vielleicht der kleine Vorfall, von welchem mir Mama erzählte. — Er ist so stolz, so edel, mein Wetterquist! Sicher hat sich sein feines Zartgefühl verletzt gefunden. Irgend Etwas muß es seyn.“

Lisa hatte allerdings Recht; denn der Notarius sah eher jedem Andern gleich, als einem vor Seligkeit bebenden Liebhaber.

Sobald er so nahe war, daß sein Blick Lisa treffen konnte, ermahnten seine Augen sie ganz deutlich, sich weiter zurückzuziehen. Lisa wollte dagegen ihre Einwendungen machen, und ging ihm gar noch ein paar Schritte entgegen.

Das Antlitz des Notars färbte sich, gelinde gesagt, so roth wie die rötheste Pfingstrose; sobald er sich aber durch einen flüchtigen Rundblick vergewissert hatte, daß alle Personen in ihrer Nähe lauter Unbekannte waren, ging er mit leichtem Herzen der wartenden Lisa entgegen, welche ihm fast überlaut entgegenrief: „Was gibt es denn, liebster Wetterquist? Du siehst so angegriffen aus!“ Und ohne darauf zu achten, ja ohne nur zu merken, wie sehr er einer solchen Annäherung auszuweichen trachtete, nahm sie ihn unter dem Arm und begann mit ihm die Allee hinabzuwandern.

„Wollen wir denn dorthin gehen, um uns vor Gott und der Welt sehen zu lassen?“ waren die ersten Worte des Notarius. Zugleich machte er eine schnelle Schwenkung links, nach dem abgelegeneren ruhigern Theile der Promenade, wo der Hopfengarten sein ländlichstes Ansehen gewinnt, und wie man weiß, deßhalb auch am wenigsten besucht ist.

Stumm vor Verwunderung über einen so unerwarteten Anfang folgte ihm Lisa, ohne ein Wort zu sagen. Als er aber endlich stehen blieb und nachlässig mit dem Taschentuch einige Blätter wegkehrte, welche auf einer Bank lagen, die er ihr zum Niedersetzen anbot, platzte

sie auf ein Mal heraus: „Träume oder wache ich denn? Bist Du es, Wetterquist, der mich mit solch' vermeßner Gleichgültigkeit an eine Stelle führt, welche wohl für ein heimliches Rendezvous paßt, aber nicht für Leute, welche sich öffentlich mit einander sehen lassen dürfen? Was, um des Himmels Willen, ist Dich denn angekommen, Mensch? Bist Du übergeschnappt? So antworte doch wenigstens! Es wird mir wahrhaftig ganz angst und bange vor dir!"

„Uebergeschnappt!" hohnlachte der Notar. „Ich wollte, ich wäre es; aber so wohl ist mir nicht! Hat Dir Deine holde Frau Mama Nichts von der schönen Komödie erzählt, welche sie heute Morgen in ihrer Trödelbude aufgeführt hat, und worin sie sich eine so schöne und dankbare Rolle auserseh en?"

„Ich muß mir sehr ausbitten, daß Du meine Mutter nicht schmähst!" sagte Lisa beleidigt, denn so nachlässig sie selbst auch oft dieselbe behandelte, litt sie doch keineswegs, daß sonst Jemand ihr etwas Schlimmes nachsagte. „Ich kann auch wirklich nicht begreifen was Du von der Mama für Artigkeit erwarten kannst, nachdem Du sie gestern so schändlich vernachlässigt hast, wo Du es nicht der Mühe werth hieltest, ihren Gruß zu erwiedern." Aber weg mit All' dem, — ich will die Mama schon wieder gut machen. Und was Dein feines Ehrgefühl dabei leiden mochte, — so denk' nicht mehr daran, um meinetwillen, liebster Wetterquist. Bezwing' Deinen Stolz mir zu liebe: ich beschwöre Dich heilig, daß nie mehr so etwas vorfallen soll."

„Das glaube ich selbst," versetzte der Notarius mit einem gewissen Nachdrucke; „ich habe nicht im Sinne, mich ihrer teuflischen Zunge fernerhin bloszustellen!"

„Pfui, lieber Wetterquist, wer wird so von der Mutter in Gegenwart der Tochter sprechen! Das ist wahrlich nicht recht von Dir" — und weißt Du mir nichts Anderes zu sagen, so... Ich hätte doch geglaubt,

daß das kleine Briefchen, welches ich Dir heute schrieb, Deine schlechte Laune mildern sollte."

Da Wetterquist hinsichtlich dieser Vermuthung keine passende Antwort in Bereitschaft hatte, so schwieg er; allein der Ausdruck in seinem Gesichte konnte auch eine Antwort seyn und zwar eine recht häßliche: denn nach einer kleinen Pause setzte Lisa mit von Verdruß halb erstickter Stimme hinzu:

„Ich sehe, daß Deinen stolzen Sinn auch nicht einmal die Sonnenstrahlen der Liebe zu schmelzen vermögen. Das ist eine höchst traurige, schauerlich düstre Aussicht auf die Zukunft."

„Auf die Zukunft?" bemerkte der Notarius lakonisch.

„Ja, ja, mein Herr, just für die Zukunft." Oder hältst Du mich für so eine kindische Puppe, welche sich einbildet, die Flitterwochen werden ewig dauern?"

„Flitterwochen!" Der Notarius lachte, aber es war ein gräßliches Lachen. Es hätte einen Engel gereizt! um wie viel mehr die leicht aufzubringende Lisa Norman.

—„Lach' nur, wenn es Dir Spaß macht, es kleidet Dich herrlich! Wahrhaftig ganz charmant und zeugt von viel gutem Ton — Du solltest Dich schämen! Ich verstehe gar nicht, wie Du Dich auf eine solche Weise betrügen kannst? Aber soviel weiß ich, daß ich eigentlich zur Strafe für Dich unser ganzes Verhältniß abbrechen sollte. — Aber, noch einmal laß uns vernünftig seyn, und ernsthaft mit einander reden. Denn wie man solche Szenen vor der Hochzeit aufführt, was soll dann nachher werden? Man muß damit warten, bis sie ohnedieß keimen, oder wie?" Dabei lächelte Lisa wieder, denn ihr, wie sie meinte, ganz naiver Einfall ergötzte sie selbst.

Der Notarius drehte seinen Hut und sah in die Bäume hinauf.

„Das Beste wird wohl seyn, liebster Wetterquist, wenn man sich so in einander schickt, daß aller Streit vermieden wird."

„Allerdings! Aber um aufrichtig zu seyn, — ich

weiß in der That nicht, für was wir über all' dieß mit einander dahlen sellen."

„Was, um des Himmels Willen, sollen wir denn sonst mit einander reden, da wir uns ja doch heirathen wollen."

„Heirathen wollen wir uns?" fragte der Notarius und machte eine verzweifelte Anstrengung, etwas Kreisches in seinen Ton zu legen.

Lisa erblaßte. „Warum fragst Du denn so sonderbar?" sagte sie und sah ihm forschend in die Augen.

„Die Frage könntest Du wohl voraussehen nach dem herzlich lächerlichen Billet, welches Du mir heute Morgen geschickt hast."

„Herzlich lächerlich — soll dieß ein Spaß seyn, lieber Wetterquist, so ist er sehr schlecht gewählt!" Lisa zitterte vor Bewegung.

„Keineswegs! Gott weiß, daß ich im Augenblicke zu nichts weniger als zum Scherz aufgelegt bin; aber Du wirst bei näherer Prüfung selbst finden, daß Dein ganzer Plan, gelind gesagt, aus der Luft gegriffen ist. Wir sollen uns heirathen! Ich könnte mich todtlachen, wenn ich nicht eher zum Weinen gestimmt wäre. Ha, es ist zu toll!"

„Endlich verstehe ich Dich, mein armer, edler, zartfühlender Wetterquist! Gott, wie konnte ich auch nur einen Augenblick Dein Herz verkennen!"

Lisa's klare Augen strahlten von Neuem bei der Illusion, welche ihre allzeitfertige Einbildungskraft ihr abermals vorgespiegelt hatte. Mit dem Ausdrucke des größten Zutrauens in jeder Bewegung faßte sie die etwas widerstrebende Hand des erstaunten Liebhabers.

„Was meinst Du?" fragte er.

„Gräme Dich nicht länger, Ge iebter!" bat sie in zärtlich schmeichelndem Tone. „Jetzt sehe ich erst, was Dir ist. Du denkst an Deine Lage, an Deine Armuth, daß Du nicht im Stande bist, mir Etwas zu bieten.

„Laß Dir darüber keine graue Haare wachsen, theuer-

ster Wetterquist, wir können ganz gut in Mamas hübschem Logis wohnen. Muhme Malle muß uns, haushalten, und die Mama miethet sich ein paar kleine Stuben im obern Stock. Ich habe mir dieß Alles schon so überlegt — mit ein paar Schmeichelworten vermag ich bei der Mutter Alles auszurichten und also ist mein Vorschlag nicht aus der Luft gegriffen.

„Jedenfalls ist es doch auffallend, meine gute Lucie, daß Du bei der ganzen prächtigen Affäre meine Gedanken und Wünsche darüber gar nicht einmal gehört hast.“

„Habe ich das denn nicht? Wie kannst Du mir so Unrecht thun? Was um's Himmels willen habe ich denn zu Rath gezogen, wenn nicht Deine Wünsche. Ich bin es doch wohl nicht, sollte ich meinen, die gerne heirathen möchte?“

„Auf Ehre, ich bin es nicht, wenigstens für dießmal nicht — dessen kannst Du sicher seyn, meine schöne Lucie.“

Jetzt fiel endlich die Binde der Verblendung von Lisa's Augen. Welcher Stoß für ihre Liebe — und noch schlimmer für ihre Eigenliebe! Sie stand auf — ihre lebhaften schwarzen Augen schoßen giftige Blitze auf den Notar, welcher ganz kaltblütig, vielleicht aber doch nicht so ganz wie es scheinen mochte, mit der Lorgnettenschnur spielte.

„Also hast Du nur Dein Spiel mit mir getrieben!“ sagte sie langsam und jedes einzelne Wort bildete für sich einen Satz, der ihren gekränkten Stolz aussprach, welcher ihr die Brust mit dem gewaltsam klopfenden Herz zusammenschnürte.

„Nein, das wäre doch zu stark!“ antwortete der Notarius in einem Tone, welcher wenigstens ganz frei von allem Hohn war. „Wie Du selbst auch, habe ich mich blos von dem Vergnügen, ein kleines unschuldiges

Verhältniß zu unterhalten, leiten lassen — einen kleinen unschuldigen Liebeshandel."

„Und nie, nie war es Dein Ernst — niemals, so oft Du auch von Liebe sprachst — hast Du an das Heirathen gedacht?"

„Auf Ehre, niemals! Kannst Du behaupten, je das mindeste Wort, welches darauf hindeutete, von meinen Lippen vernommen zu haben? Besinne Dich übrigens ordentlich, habe ich mich wohl wie ein Freier, oder wie ein Liebhaber benommen?"

Lisa's heiß glühende Wangen lieferten den Beweis, daß in dem Augenblicke eine Umwandlung in ihr vorgegangen war, und ein bisher dunkles Bewußtseyn plötzlich Farbe und Gestalt annahm. Bisher hatte sie blos ihr Herz und ihre Eitelkeit um Rath gefragt, niemals ihre Vernunft. Jetzt hätte sie sich ob ihrer eigenen Thorheit auslachen mögen, aber ein krampfhaftes Erstarren der bleichen Lippen machten ihr das Lachen unmöglich.

Der Positivspieler und sein Walzer fiel Lisa wieder ein. Der Walzer kam ihr wie ein Gruß des verschmähten Nicke aus der Ferne vor; sie seufzte reuevoll bei der Erinnerung an den Maskenball bei Klas an der Ecke. Jetzt war Nicke gerächt; allein in Lisa's Herzen stürmte es gewaltig. Sie ließ den Kopf auf die Hand niedersinken und verlor sich ein paar Momente mit ihren Gedanken in die vergangene Zeit. Am Ende mußte sie aber doch ihr schaamrothes Antlitz emporheben, und Zeuge des feinen triumphirenden Lächelns seyn, welches auch um die Lippen des Notars spielte. Das war mehr, als ein Weib zu ertragen vermag; Zornesgluth schwellte ihre Adern — Luft, — Luft mußte sie haben.

„Usch, Du schlechter, gemeiner Mensch!" rief sie zwischen Lachen und Weinen, denn sie hatte alle Gewalt über sich verloren; sie fühlte das Bedürfniß vor Zorn zu weinen, und wollte doch lachen, um ihm zu zeigen, daß sie wenig nach ihm frage.

„Usch, Du schlechter, gemeiner Mensch! hast Du

gemeint, ich sey zu einfach für Dich? Was bildest Du Dir ein? Du wirst doch nicht gedacht haben, ich ließe mich auf eine solche Ehe ein, wie sie in Paris der Brauch ist, wo jeder Student, wie man sagt, sein Kebsweib hat? Nein, mein lieber Wetterquist, wer sich will rühmen können, ein Mädchen mit meinen Grundsätzen verführt zu haben, muß ein anderer Kerl seyn als Du! Allein es ist Nichts so schlimm, das nicht auch wieder für Etwas gut wäre: hinterdrein wird man klüger. Geh' jetzt nur Deiner Wege, denn ich muß Dir nur sagen, Du machst mir eine ganz klägliche Figur; auch mußt Du nur ja nicht glauben, daß ich bei der Geschichte so viel leide, wenn Du so schlecht wärst, sie bekannt zu machen, — Du bist es im Gegentheil, den man auslachen kann, und zwar mit allem Fug und Recht, denn von Deinem jahrelangen Poussiren hast Du am Ende doch Nichts weiter als ein paar Dutzend armselige Küsse davongetragen!"

Ohne ein Wort auf Lisa's heftigen Ausfall zu erwiedern — welcher indessen doch seine beabsichtigte Wirkung nicht ganz verfehlte — machte der Notarius eine steife Verbeugung, dankte ihr mit zweideutiger Artigkeit für das Vergnügen des letzten Rendezvous und verschwand dann hinter dem Gebüsche mit einer Eile, welche fast einer Flucht glich.

Sobald der treulose, undankbare Liebhaber aus dem Gesichte war, hatte es auch mit Lisa's Heldenmuth ein Ende. Weinend warf sie sich auf den Boden nieder und verbarg das Haupt unter den Blumen des Grases. Die Liebe war es aber nicht, welche ihr so große Qual verursachte: diese flog bei dem ersten Lichtstrahl davon, der ihr zeigte, wie er sein Spiel mit ihr getrieben und sich selbst betrogen hatte. Viel schlimmer stand es mit ihrer verletzten Weiblichkeit, oder besser gesagt, mit ihrem tödtlich beleidigten Stolze: dieser blieb und peinigte und marterte sie auf alle mögliche Weise.

Wie heiß floßen in diesem bittern Augenblicke Lisa's Thränen, wie heilig und ernstlich waren ihre Vorsätze, nach der eben empfangenen scharfen Lektion, daß sie auf ewige Zeiten ihrer Lust zum Kokettiren und Komödiespielen Valet sagen wolle! „Der schändliche undankbare Mensch, er ist gar nicht werth, daß ich noch an ihn denke, viel weniger um ihn seufze und weine!" sagte sie endlich, stand auf und trocknete ihre rothgeschwollenen Wangen. „Ich will nimmermehr daran denken, daß ein solches Unthier in der Welt ist!"

Achtes Kapitel.

Dieses Kapitel enthält: Erstens eine Beschreibung von Meister Ficker und seiner Familie; zweitens Etwas von Fleischbrühe und deren geheimen Naturkräften.

Im Hinterhofe von Nro. 19 rechts in der „schmalen Gasse", liegt ein rauchiges Häuschen, an dessen einer Seite ein paar Stufen sichtbar sind, welche hinab führen. Wenn man sich nicht vor der Dunkelheit und Unbequemlichkeit scheut, über irgend ein geheimes Hinderniß zu stolpern, so steigt man hübsch hinab und kommt endlich, wenn man eine Weile vorsichtig herumgetappt ist, an eine ziemlich breite Thüre, welche den Eingang zu einer Wohnung im Erdgeschoß verwahrt; dieß ist das kleine bescheidene Stübchen des Böttgermeister Ficker und seiner theuren Ehehälfte, Muhme Neta.

Es thut Einem ordentlich im Herzen wohl, wenn man sieht, wie sauber — nein das wäre zu wenig — wie fein Muhme Neta ihr kleines Reich in Ordnung hält. An den Fenstern, deren niedrige Scheiben dem Boden gleich sind, hängen frischgestärkte Vorhänge, so nett und zierlich gestopft, daß man glauben sollte, sie seyen gestickt, und selbst die Fensterrahmen, so wenig Anstrich sie auch behalten haben, prangen gleichwohl in so

glänzenden und schönen Farben, wie sie nur immer der reichste Flor von Levkoien, Nelken, Rosen, Hiazynthen und Immergrün bieten können. Muhme Neta ist aber nicht bloß eine Freundin von Blumen, sie ist auch Kennerin und hat schon längst manchen Gewinn aus ihrer kleinen Orangerie gezogen. Sie hält am Mönchsbrunnen und, wenn es angeht, auch sogar am Jakobsplatz einen kleinen Blumenverkauf. Der ganze Handel wird indessen mit der größten Heimlichkeit betrieben, nicht um Muhme Neta's willen — sie würde mit größtem Vergnügen selbst an ihrem Blumentische sitzen — nein, wegen ihrer Schwester, Frau Norman. Diese ist nämlich höchst empfindlicher Natur, und die ganze Welt weiß ja, welch gewaltiger Abstand zwischen einer Trödlerin in der Kramgasse und einer armen Blumenverkäuferin am Mönchsbrunnen ist. Wir kehren aber zu der Beschreibung des Zimmers zurück.

In der Mitte an der Wand, gerade der Thüre gegenüber, steht das Bett des alten Ehepaars, ein weithervorstehender blau gemalter Koloß, welcher rechts und links gleichsam ein kleines Kabinet bildet, deren jedes von den beiderseitigen Fenstern sein Licht erhält. In einem dieser kleinen Kabinete sitzt Meister Ficker selbst; er hat gerade Platz genug für seine eigene Person, den Stuhl, worauf er sitzt, und das Oelfaß, welches er mit Reifen versieht. Das andere Kabinet hat seine Ehehälfte mit ihrer Wursterei inne, und Alles ist so vollständig und pünktlich aufgeräumt, daß nicht ein Mal ein Zipfelchen von dem Handtuche, an welchem Muhme Neta zuweilen ihre Hände abwischt, unter dem bergenden Bettvorhange hervorsieht.

Der übrige Theil der „großen Stube“ verrieth viel Sinn für Behaglichkeit und ein unverkennbares Streben darnach. Nirgends weder Schmutz, noch Flecken, noch umherliegende Unreinigkeiten; das Auge weilt gerne auf der einfachen, aber höchst saubern Ausstattung der Stube. Das merkwürdigste Möbel ist ein kleines braunes Wandschränkchen, in welchem Meister Ficker den ärgsten Feind

seiner theuern Ehehälfte, seine liebe „blaue Flasche“ verwahrt, welche ihr schon manche bittere Stunden im Leben gemacht hat. Indessen hat sie es doch durch Klugheit so weit gebracht, daß die Thüre zu dem Wandschranke weit seltener knarrt als vor Zeiten.

Wenn dem würdigen Paare bei seiner Arbeit die Zeit manch' Mal zu lang wird, pflegen sie sich die Langeweile mit Plaudern zu vertreiben, freilich wird unter dem geräuschvollen Treiben des Meisters Ficker die Unterhaltung zuweilen etwas undeutlich, zumalda das ungeheure Bett sie hindert, einander von Angesicht zu Angesicht zu sehen, also auch jede Möglichkeit wegfällt, das durch Mimik zu ersetzen, was der Hammerschlag übertäubt.

Es war am Sonnabende nach der Hessinger Parthie. Muhme Neta war heute ungemein sanften und gnädigen Humores, welches wohl dem Umstande zuzuschreiben seyn mochte, daß das miserable kleine, aber bedeutungsvolle Wörtchen „Ach!“, welches jeder Zeit auf das Knarren des Wandschrankthürchens folgte, sich heute noch nicht öfter als fünf Mal hat hören lassen. — „Gott sey Lob und Dank,“ seufzte die gute Frau mit andächtigem Herzen, „der Herr hat meine glückliche Erfindung gesegnet. Wenn der Alte auch Etwas merkt, so getraut er sich doch nicht zu fragen.“

Muhme Neta, die vom Himmel so begünstigte, hatte nämlich einen Versuch gemacht, welchen mitzutheilen wir für eine Gewissenssache halten; denn es könnte wohl der Fall eintreten, daß es einer Frau unter gleichen Umständen sehr zu statten käme.

Wir wissen bereits, daß der alte Ficker ein großer Freund der blauen Flasche war. Ja er liebte sie zuweilen in so hohem Grade, daß er sie ohne weiters mit seinem Verstande davon laufen ließ — von der Lust und Fähigkeit zur Arbeit gar nicht zu reden, mit welcher es in der Regel nicht mehr weit her war, wenn es ein Mal zwölf Uhr geschlagen hatte. Nachdem nun seine Frau manches liebe Jahr Allerlei mit ihm ausgestanden

hatte, was zwar nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehörte, sich aber doch ertragen läßt, so lange die Jugendkraft noch da ist, wenn aber das Alter ein Mal heran rückt, immer unerträglicher wird, suchte sie endlich ein Mittel ausfindig zu machen, um die häufigen Wallfahrten ihres Alten zu dem Gnadenschranke minder schädlich zu machen, was ihr um so mehr von überwiegendem Gewichte zu seyn schien, indem weder ihre Wurstlerei noch ihr Blumendebit weiter reichten als um die Hausmiethe zu bezahlen.

Nachdem Muhme Neta die Sache reiflich überlegt hatte — wir müssen zugestehen, daß sie allerdings ein tiefes Nachdenken verdiente — fand sie endlich ein eben so kluges als unschädliches Mittel. Sie verschaffte sich nämlich zwei Flaschen, ganz der ähnlich, welche ihr Mann besaß und füllte sie, die eine mit zwei Drittheilen Schnaps und einen Drittheil Wasser, die andere mit der Hälfte von Beiden.

Wenn er nun Morgens die ersten zwei ganz unverfälschten Schlücke genommen hatte — er holte sich seinen Schnaps selbst und schloß ihn selbst ein — so verwechselte sie behende die Flaschen und stellte eine von den ihrigen an den gewöhnlichen Ort. Nach Tisch tauschte sie diese wieder mit noch mehr verdünntem aus.

So ging es regelmäßig mehrere Monate lang fort und die Wirkung der Kur war so augenfällig, daß der Alte nicht nur auch Nachmittags an seinen Tonnen arbeitete, sondern sogar — obgleich er bei dem Beginnen der neuen Diät drei Mal so viel auf ein Mal schluckte als gewöhnlich vorher — nach und nach seine Liebhaberei zum Schränkchen abnehmen fühlte, war es nun, daß ihm der ungewohnte Zustand der Nüchternheit Neuheitshalber Spaß machte, oder daß er der Ansicht wurde, es lohne sich nicht der Mühe, über die Gebühr zu trinken, da er es ja doch nicht zur vollen Seligkeit bringen könne.

„Hör' Mutter," begann Meister Ficker und hielt mit

seiner Arbeit inne, — „warum kochst Du denn einen und alle Tage Fleischbrühe? Früher hatten wir nur Sonntags welche!“

„Das kommt daher, weil ich immer so viele Knochen habe, weißt Du! Wenn ich das Fleisch zu meinen Würsten abgeschabt habe, so koche ich Suppen davon. Das gibt Dir Kraft, Alterchen.“

„Ja, ja, das stärkt mich gewaltig; aber es wäre auch nicht übel, wenn Du ein Mal Brei oder sonst Etwas kochen wolltest, ich bin des ewigen Einerlei satt.“

„Die Milch ist zu theuer, Alter! Brei kann ich keinen kochen.“

„So koch' etwas Anderes — früher hast Du zuweilen auch Wassersuppe gekocht. Das ist kein schlechtes Essen und das Wasser hat man umsonst.“

„Aber Pflaumen und Syrup nicht. Das ist nur eine Suppe für reiche Leute, die mußt Du Dir aus dem Sinne schlagen! Du wirst aber doch selbst zugeben, daß Du Dich bei weitem besser befindest, seit Du beständig Fleischbrühe genießest.“

„Hm, hm, das ist wie man's nimmt. Da hast Du ein Zwölfschillingstück, kauf' Milch dafür und koche auf morgen Mittag Brei. Der Alte hatte nämlich im Sinne ebenfalls eine Probe zu machen. Er vermuthete, die Fleischbrühe stärke ihn mehr als von Nöthen sey; außerdem fühlte er eine gewisse geheime Sehnsucht, wieder ein Mal, sey es auch nur für einen einzigen Tag in seinen alten seligen Zustand zu kommen.

Muhme Neta war scharfsinnig genug, um zu merken, wo den Alten der Schuh drückte und versprach ihm auf morgen einen Brei, war aber pfiffig genug, es mit einem gewissen scheinbaren Widerwillen zu thun; dieß bestärkte gerade den Meister Ficker in seinem Verdacht, daß auch sie einen großen Glauben in die Wunderwirksamkeit der Fleischbrühe setze.

In der Freude seines Herzens auf den morgenden Tag, den er gehörig genießen wollte, hielt sich der Alte

mit einem Eifer an seine Arbeit, daß sein versprochenes Faß schon um sechs Uhr fix und fertig war. Er ging nun hinüber in das Kabinet zur Mutter, um zu sehen, wie es mit ihrer Wurstmacherei ging.

Meister Ficker, wie er so da stand, war eine kleine kuriose Figur, bedeutend unter Mittelgröße, aber sein Bauch eine prächtige Kopie der nützlichen Gefäße, mit welcher er sich täglich beschäftigte. Er hatte ein großes, breites Gesicht, von einen gewaltigen rothen Backenbart beschattet; über der Stirne erhob sich ein Widerborst von grau und roth gemischten Haaren, welcher trotz Muhme Neta's unabläßiger Bearbeitung mit Bürste und Wasser allen Civilisationsversuchen spottete. Im Uebrigen sah der Alte frisch und lustig drein, wie alle Bacchuspriester, und erfreute sich einer höchst blühenden Nase.

Muhme Neta, welche gleichfalls schon ihr Tagwerk beschlossen hatte, kniete mit aufgeschürzten Aermeln auf dem Boden und zählte der Frau, welche die Würste an ihren Bestimmungsort zu bringen hatte, Stück für Stück in ihren Korb.

„Hast Du Nichts für mich, Mutter? Mein Magen bellt gewaltig!" sagte Meister Ficker und stellte sich dicht neben seine Frau.

„Potz Wetter, andre Leute gehen vor! Wie viel sind es denn gewesen — vier — fünf — sechs — sieben — acht. Sie sieht es ja selbst, liebe Frau," und nun ging das Vorzählen weiter, bis die Frau ihre richtige Anzahl hatte und mit einem Knix ihres Wegs ging.

„Ich habe Dir schon oft gesagt, Vater," wandte sich Muhme Neta an ihren Mann, „Du sollst mich nicht unterbrechen, wenn Du siehst, daß ich in meinen Geschäften bin. Etwas für Deinen Schnabel, sagst Du? Ja, ja, das sollst Du haben, ich will ein paar Würste zurecht machen, denn Will kommt, denke ich, wohl zum Abendessen."

„Bis dahin ist's aber noch gar zu lange!" meinte der Alte verdrießlich, tröstete sich aber doch wieder, als

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

ihn die Mutter mit einem Stück Brod und einer Käserinde beglückte. Nachdem er seinen Imbiß mit einem Schlückchen aus der blauen Flasche hinabgespült hatte, wusch er sich, nahm Rock und Hut und ging aus, um sich vor dem Abendessen noch eine kleine Motion zu machen.

Jetzt ging Muhme Neta rasch an das Aufräumen, und auch die kleinste Spur ihrer Wurstmacherei verschwand. Drei Mal kehrte sie den Boden; Meister Fickers sämmtliche Werkzeuge wanderten in eine Kiste, welche zugleich eine Wandbank bildete, und auf den Kachelofen wurde ein Strauß Jasmin gesetzt. Draußen in der Küche prasselten die Würste in der Pfanne, einige frische Kartoffeln — zur Ueberraschung für Will — ein Geschenk von irgend einer befreundeten Bauerfrau, deren Muhme Neta eine Menge kannte, dampften in einem Topfe, und an der Anrichte in der kleinen, fast zu kleinen Küche stand die Köchin selbst und quirlte die Milch, eitel dicken Rahm, denn am Sonnabende, wo Will nach Hause kam, gab sie gerne was Küche und Keller vermochte.

Nach vollendeter Vorkehrung für das Abendessen kam die Toilette an die Reihe. Muhme Neta war bis jetzt im tiefsten Neglige gewesen, nämlich in einem alten grunen Unterrocke und einer braunen Jacke; jetzt wurde das gelbcarrirte Baumwollenkleid hervorgeholt, ein reines Halstuch, eine ditto Schürze und zu guter Letzt eine frischgewaschene gestärkte Rokokohaube, in welcher sich die Alte absonderlich reizend ausnahm.

Als die Glocke ein Viertel auf zehn schlug, hörte man Tritte auf der Stiege. Ein heller Freudenglanz flog über das Antlitz der Mutter. Ihre horchenden Ohren betrogen sie nicht. Es war Will's Gang und in dem nächsten Augenblicke stand er in der kleinen Stube vor ihr.

„Guten Abend, Mutter;“ dabei küßte er ihr die Hand. Die Alte gab ihm einen herzlichen Kuß auf den Mund und klopfte ihm mit einiger Zärtlichkeit auf die

vollen frischrothen Wangen. „Was macht der Vater? Ist er ausgegangen?"

„Ja, es geht ihm ganz gut. Wahrhaftig in Gott, der Alte ist ein ganz anderer Mann, seit ich die Erfindung mit den Flaschen gemacht habe; und das lustigste ist, er glaubt steif und fest, die Fleischbrühe habe ihn so stark gemacht, daß der Branntwein ihn gar nicht angreife."

„Aber Gott sey Dir gnädig, Mutter, wenn er eines schönen Tags merkt, was Du ihm für einen Strich gespielt hast!"

„Ah, er kommt mir nicht hinter die Schliche, verlaß Dich darauf, Will! Siehst Du, er traut mir gar nicht zu, daß ich mir so Etwas herausnehmen sollte. Uebrigens, hoffe ich, wird Jedermann sagen, daß ich ganz Recht habe und daß es gescheidter ist, auf solche Weise einem Uebel vorzubeugen, als den ganzen Tag brummen und zanken. Oder was meinst Du dazu, mein Kind?"

„Ja wohl, da die Sache ihren guten Nutzen hat, so kann man Nichts dagegen sagen, vielleicht ist es sogar auch zu loben; aber jedenfalls, wenn ich einmal heirathe, wollte ich doch nicht gerne, daß mir meine Frau ein X für ein U machte. Offenes Spiel bleibt doch stets das Beste."

„Das verstehst Du nicht, Will, Du darfst mir's glauben, mein Junge! Offenes Spiel! ja! — Ich sollte denken, die Männer fahren selbst am besten dabei, wenn ein verständiges und gescheidtes Weib hinter ihren Rücken ein listiges Spiel treibt, das nur darauf berechnet ist, Zank und Hader zu vermeiden! Jedenfalls, mein Kind, ist aber ein großer Unterschied zwischen Dir und dem Vater. Was meinst Du, wohin es geführt haben würde, wenn ich unaufhörlich zur Zeit oder Unzeit gebrummt und gemiaut hätte? Ach Du lieber Gott, da hätten wir bald auf der Straße gesessen, wenn wir nicht vorher Hungers gestorben wären! Nein, siehst Du, wenn ein Mann den Fehler hat, hie und da Einen auf die Lippen zu nehmen, so muß sich eine arme Frau in

Gottes Namen darin zu finden wissen, wenn es nicht gar zu arg wird. Wenn es aber einmal so weit kommt" — dabei machte Muhme ein ganz grimmiges Gesicht — „da wird sie, hol' mich dieser und jener, kein Blatt vor den Mund nehmen, sondern rund heraus ihre Herzensmeinung ihm ins Gesicht sagen. Und wenn dies denn noch nicht helfen will und es trotz dem beim alten bleibt, da muß man List gebrauchen, soweit es erlaubt und schicklich ist. Das ist meine Meinung, so wahr ich Neta Britta Ficker heiße!"

„Du wirst ja ordentlich böse, Mutter," sagte Will, und war ganz betrübt, daß er seine Mutter so in Harnisch gebracht hatte.

„Nein, mein Junge, böse bin ich wahrhaftig nicht, das verstehst Du in Deiner Einfalt nicht besser. So viel kann ich Dir aber im Vertrauen sagen, wenn Du einmal so glücklich seyn solltest, Deine liebe, vornehme Base Luschie zur Frau zu bekommen, so denk' an mich, ob sie Dir nicht auch hie und da einen solchen Streich spielt, wie ich meinem Alten; denn so viel weiß ich, Gottlob, und kann es auf mein Gewissen nehmen, daß mir noch nie ein Gedanken gekommen ist, der nicht zu seinem Besten wäre!"

„Wie kannst Du aber auch einen solchen Vergleich machen?" sagte Will verschämt, und seine Wangen färbten sich hochroth. „Ich sollte jemals meine Gedanken zu Lisa erheben? Ja, ich wäre eine schöne Partie für ein Mädchen, welches schon so viele Anträge zurückgewiesen hat!"

„Ach — ich habe noch viel Wunderbareres erlebt! Hast Du denn nicht gehört, was der Kammerer sagte? Das ist ein Mann, ein wahrer Ehrenmann! Ich wünsche ihm nicht den Tod, wie die Anderen; denn ich bin gewiß, wenn er das Leben erhält, kommst Du sicher auf dem grünen Zweig. Meine Schwester mag sich krümmen und winden und noch so schön thun, der Kammerer macht die Luschie doch nicht zu seiner einzigen Erbin. Und

wenn Du nun die eine Hälfte bekommst und sie die andere, da könnte wohl Etwas aus der Sache werden. Ich habe so meine Gedanken, aber, Gottlob, ich kann auch schweigen, bis es Zeit ist zu reden."

„Lauter Luftschlösser!" meinte Will mit einem halben Seufzer. „Man sieht wohl, was Lisa oder Lucie, wie Ihr sie heißt, auf mich hält und wie wenig sie mich anschlägt! Die Fahrt nach Hessingen werde ich so bald nicht vergessen!"

„Laß Dich das nicht anfechten, lieber Junge! Es haben schon feinere und wähligere Mädchen als Lisa genommen, was sie vorhin weit weg geworfen hatten. Du mußt nur nicht so unterthänig seyn! Aber Du bist zu verzagt, viel zu einfältig, mein armer Junge!"

„Es kann sich Keiner ein anderes Gemüth geben," versetzte Will mit einem leichten, kaum merkbaren Beben der Stimme.

„Du brauchst Dich dessen nicht zu schämen," entgegnete ihm die Mutter; „die Einfalt liegt nicht im Gemüthe, sie liegt im Herzen. Du hast, Gott sey Dank, Kopf genug, und ganz und gar mein eigenes Genie, das merkt man deutlich, wenn wir von Sachen reden, die das Höckergeschäft betreffen. Aber, wenn ich eben meinte, Du seyst zu einfältig, so soll das so viel heißen, daß Du zu gut und zu schüchtern bist, zu gering von Dir denkst und zu hoch von Lisa. Nur Courage! — Deine Birnen sind so viel werth als die ihrigen — Du mußt nicht so übertrieben dienstfertig gegen sie seyn, sonst gewöhnt sie sich daran und betrachtet Dich als ihren Diener."

„Ja, das ist's gerade, was mich verdrießt und niederdrückt. Wenn sie mich als Verwandten behandelte, dann wäre es noch Etwas — aber wie einen Knecht. Du darfst mir's glauben, Mutter, das thut weh genug! —"

„Ja, ja, ich sehe wohl, was das gefallsüchtige Mädchen angerichtet hat! Aber Lucie ist nicht schlimm, wenn man sie nur gehörig zu behandeln versteht. Du

mußt Dich so gegen sie stellen, daß sie eine bessere Meinung von Dir bekommt; rede nur einmal ordentlich mit ihr und sey wie andere junge Leute!"

„Das ist leicht gesagt; kaum thue ich den Mund auf, wips schneidet sie mir das beste Wort von dem Munde weg — und das ist mit einem einzigen Zucken der Lippen oder mit einem spöttischen Lächeln geschehen. Sie kann mir zuweilen einen so schrecklichen Blick zuwerfen, daß mir jeder Blutstropfe in Wallung geräth!"

„Nun, da möge es nur Gottes Wille seyn, daß Du einmal überläufst und ihr gehörig die Wahrheit sagst; Du wirst dann schon sehen, wie sie andere Saiten aufzieht, als wenn Du mit Deinem ewigen Stillschweigen und Deiner Unterthänigkeit da stehst! Ich kenne die Welt, mein Kind: glaub' meinen Worten und folge meinem Rath — der Nutzen wird nicht ausbleiben — aber still, da kommt unser Alter."

Muhme Neta deckte jetzt den Tisch und bald saß die kleine Familie gemüthlich bei ihrem Abendessen. Wills Aufmerksamkeit war indessen zu sehr getheilt, als daß er, wie gewöhnlich, daran hätte Theil nehmen können. Er aß sehr wenig, dachte aber desto mehr, was gerade das Gegentheil von dem war, was er sonst bei ähnlichen Abendbesuchen im älterlichen Hause zu thun pflegte.

Meister Ficker dagegen ließ es sich aus Herzensgrund schmecken. Er war in der rosigsten Laune bei dem Gedanken an den morgenden Festtag.

Der Morgen kam. „Ein schöner Sonntag heute," sagte der Alte, als er sich im Bett aufrichtete und die Sonne hell ins Zimmer scheinen sah. „Gott gebe seinen Segen dazu!" Nach diesem kurzen, ausdrucksvollen Gebete stand er auf und kaum war die Mutter in der Küche, um die Kaffeemühle zu holen, knarrte die Schrankthüre. Aber Muhme Neta hatte schon ihre Disposition getroffen. Den ersten Grund zu seinem Versuch legte Meister Ficker in ächtem und gerechtem, ungetauftem

Schnaps, aber, oh weh, trotz dem, daß er keine Mühe sparte, sich in den Zustand von Seligkeit hinein zu arbeiten, nach dem er so sehr trachtete, wollte es ihm doch durchaus nicht glücken. In halber Verzweiflung seufzte der arme Mann am Schluß des Tages: „Die unselige Fleischbrühe hat mich total umgewandelt!"

Neuntes Kapitel.

„Um eines einz'gen Unthiers willen wird doch die ganze Welt nicht büßen sollen!" denkt Lisa, wird aber nervenschwach, als Muhme Malle Etwas zu merken scheint.

Seit dem Rendezvous im Hopfengarten war Lisa nicht ausgegangen. Eine ganze Woche war verflossen und hatte auch vollkommen hingereicht, in ihrem leichten Sinn das Gleichgewicht wieder herzustellen. Freilich dachte sie immer noch mit heftigem Zorn und Abscheu an das Benehmen des Notars, aber sie überredete sich auch nach und nach mit leichter Mühe, daß unmöglich alle jungen Männer ihm gleichen könnten, und daß es überhaupt höchst unrecht wäre, Alle wegen des Fehlers oder richtiger Verbrechens eines Einzigen zu verdammen. In Folge dieser mildern Denkweise erwiederte sie, zuerst, versteht sich, sehr steif, aber später mit ihrer frühern wohlwollenden Anmuth die Grüße von der Straße herauf. Denn man konnte doch nicht in so hohem Grade unhöflich seyn, die armen Burschen gar nicht zu grüßen, obgleich man sie mit allem Fug und Recht sammt und sonders tödtlich haßte, und unter den Vielen, welche vor Mamsell Lucie den Hut abzogen und nebenbei ein Geschäft bei ihrer Mutter hatten, war in der That mancher ganz hübsche, artige Bursche.

„Ich weiß gar nicht, liebste Lucie, warum Du so hartnäckig fort und fort zu Hause bleibst," sagte die Hofmeisterin, welche eines Nachmittags, da Frau Norman

selbst in der Bude war, im Zimmer sitzen konnte, um Lisa Gesellschaft zu leisten und sie zu unterhalten.

„Soll ich denn den ganzen Tag auf der Straße herumlaufen?" fragte Lisa in schnippischem Tone.

„Nein, aber kannst Du denn nicht Deine Freundinnen besuchen, und wie sonst Deinen Spaziergang machen?"

„Das ist mir Alles mit einander zuwider!"

„Nun das muß ich sagen! Du bist ja wie ein umgewendeter Handschuh! So laß Dich doch wenigstens bewundern!"

Lisa zog die Oberlippe spöttisch in die Höhe. Sie hatte ihren letzten Bewunderer noch in frischem Andenken.

„Ja, ja, das kannst Du verlangen, mein Zuckerherzchen!"

„So, kann ich das verlangen? Na, da seh' ein Mal Eins, was Muhme Malla für lustige Einfälle hat. Ich dächte, es wäre besser, mich darin zu bestärken, wenn es mich ein Mal ankommt, vernünftig zu seyn, daheim zu bleiben und etwas zu arbeiten."

„Es ist Dir ja auf ein Mal wie angeflogen, liebe Lucie, und es kommt mir immer vor. . . ."

„Als ob es nicht lange anhalten werde — da hast Du Recht, Muhme. Ich habe auch wirklich im Sinne, heute Nachmittag auszugehen und mein neues seidenes Kleid anzuprobiren; jetzt ist es mir aber noch zu heiß. Ich werde mich ein wenig auf den Sopha legen; Du kannst mir Etwas erzählen, Muhme, aber es muß recht interessant seyn!" Damit warf sie ihre Arbeit achtlos von sich, warf sich in eine Sophaecke und erwartete mit Ungeduld, daß die Hofmeisterin die Schleußen ihrer Beredsamkeit öffnen würde.

„Liebes Kind, man hat nicht nur so im Augenblick etwas in Bereitschaft! Was hörst Du denn gerne?"

„Irgend eine Geschichte. Natürlich eine, die Du selbst erlebt haben mußt, Muhme!"

„Ja, ich habe freilich Viel erlebt; wenn mir nur

gleich Etwas einfiele, das Dir gefällt. Aber wäre es nicht besser, wenn wir von Neuigkeiten plauderten? — Der Notarius hat sich ja die ganze Woche nicht sehen lassen."

Lisa drehte sich unruhig und verlegen in der Sophaecke um.

„Ich kann gar nicht begreifen, wo er steckt; — doch was geht es mich an!" meinte die Hofmeisterin.

„Es geht uns, mein' ich, alle Beide nichts an. Was haben wir mit dem Notarius zu schaffen?" Lisa wedelte eifrig mit dem Schnupftuch über das Gesicht.

Die Hofmeisterin, welche sonst nie vergebens diese Seite berührte, merkte nun wohl, daß irgend etwas, welches Bezug auf den Notarius Wetterquist hatte, Lisa's plötzliche Neigung zur Einsamkeit herbeigeführt haben müsse. Die Neugierde der guten Frau ward rege, aber weit entfernt, Lisa dieß merken zu lassen, nahm sie ganz gleichgültig wieder das Wort: „Es geht uns freilich Nichts an, aber den armen Menschen selbst, denn ich bin gewiß, daß er mit Schmerzen auf sein Geld für das Bild wartet. Die gnädige Frau von Lindfeldt hat es gekauft, da wir aber nicht wissen, wo der Notarius wohnt, können wir ihm das Geld nicht schicken. Vielleicht ist er krank und es wäre wohl am besten, man ließe in die Zeitung setzen, daß er sein Geld bei Frau Norman in Empfang nehmen könne."

„Das ist nicht nöthig. Er wohnt in der Kirchstraße Nro. 88" Kaum war die Hausnummer über Lisa's Lippen, so schwieg sie plötzlich; hochroth vor Aerger, sich so arg verrathen zu haben, verbarg sie ihr Gesicht in das Sophakissen.

Die Hofmeisterin hatte nicht umsonst in einem gräflichen Hause gelebt. „So hat er Dir das gesagt?" In ihrer Stimme konnte man weder Verwunderung noch Neugierde entdecken.

„Ich bin ihm neulich in der Weststraße begegnet,"

erwiederte Lisa, und es gelang ihr ziemlich gut, sich zu fassen.

„Wenn Lena nicht ausgegangen wäre, so könnten wir ihm das Geld sogleich schicken,“ fuhr die Hofmeisterin fort; „Will kommt aber auch ohne Zweifel heute Abend noch, da können wir diesen darum angehen.“

Es entstand eine kleine Pause. Die Hofmeisterin flickte mit großem Eifer an einem Ueberzuge über ein altes Möbelstück für einen Junggesellen. Lisa spielte mit der Katze zu ihren Füßen; zuweilen schmeichelte sie ihr, zuweilen gab sie ihr einen Tritt, je nachdem es ihr die augenblicklich wechselnde Laune eingab.

„Na, wird es denn heute Nichts mit der Geschichte, welche Du mir erzählen wolltest, Muhme Malla? Ich sterbe vor Langeweile, wenn ich nicht Etwas zu hören bekomme, damit ich selbst Nichts zu denken brauche.“

„Willst Du denn nicht ausgehen?“

„Warum willst Du mich denn durchaus fort haben!“ dabei ließ Lisa in der grimmigsten Laune ihr kleines Füßchen höchst unsanft mit der hübschen Boa spielen, in welche sich ihr vierbeiniger Liebling eingewickelt hatte.

Die Katze schrie jämmerlich. Lisa weinte, weil ihr heute Alles konträr gehe; aber Muhme Malla, welche wohl merkte, wo der Haas im Pfeffer lag, summte ein altes Liedchen und schneiderte emsig an ihrem alten Ueberzuge fort, bis er wieder fast wie neu prangte.

„Ach Gott, wie ist mir so übel!“ rief Lisa plötzlich aus. „Meine Brust ist am Zerspringen ....“ und von innerer Aufregung überwältigt, fühlte sie einen unüberwindlichen Drang, laut aufzuschreien.

Dergleichen stürmische Ausbrüche kommen bei lebhaften, reizbaren, hauptsächlich eigensinnigen und verzogenen Weibern vielleicht viel häufiger und allgemeiner vor, als man zugeben will, denn in der Regel gelten sie für „Nervenleiden,“ und es ist in der That ganz eigen damit — durch die Luft, welche bei derartigen Experimenten die Lungen einziehen, wird die innerliche Auf-

regung zehn Mal besser gestillt, als durch alle vernünftige Vorstellungen, welche die vernünftigsten Leute machen mögen.

Es braucht kaum hinzugesetzt zu werden, denn aus dem Frühergesagten geht es schon deutlich genug hervor, daß Lisa's Erziehung, was das Moralische betrifft, beinahe sich ganz und gar selbst überlassen war. Auch wissen wir nicht, ob selbst die sorgfältigste Erziehung und die anhaltendste Aufmerksamkeit angeborne Fehler unsrer Gemüthsverfassung vollständig zu verwischen vermag. Im Durchschnitt wird man wohl annehmen dürfen, daß unter zehn Fällen, wo eine eigenwillige, schlecht geleitete Erziehung solche Mängel noch dazu gesteigert hat, es kaum Ein Mal eintrifft, daß sich, auch bei der zweckmäßigsten und besten Behandlung, diese Ecken anders abrunden, als an den Klippen der Noth und Erfahrung — und vielleicht nicht ein Mal durch diese. Darum ist jedes junge Mädchen glücklich zu preisen, welches sich früh einer liebenden und sorgsamen Leitung ihrer Herzens- und Gemüthsbildung zu erfreuen hat!

Lisa Normans Reizbarkeit, welche während der letzten acht Tage, wo sie sich alle Mühe gab, ihre fehlgeschlagene Hoffnung und den heimlichen Aerger und Zorn zu verbergen, sogar noch zugenommen hatte, steigerte sich auf das Aeußerste durch den hingeworfenen Wink von einem möglichen Unwohlseyn des Notars und der jedenfallsigen schlimmen Lage desselben, woran sie doch nicht ohne eine gewisse Angst denken konnte. Die Unruhe ihres Herzens gegen Niemand ausschütten, nicht ein Mal erfahren zu können, ob ihre Furcht gegründet war oder nicht und endlich keine Ausrede gegen Muhme Mallas ewiges ärgerliches Nöthigen und Drängen zum Ausgehen zu finden — dieß Alles zusammengenommen war mehr als zuviel, um den ohnehin dünnen Geduldfaden unsrer launenhaften Heldin reißen zu machen. Sie war am Ersticken — schreien mußte sie und schrie auch, in Einem

Athem, dergestalt, daß die Hofmeisterin in ihrem Schrecken zwei Stühle über den Haufen warf und einen fast eben so lauten Angstschrei ausstieß.

„Lisa, mein Engel, was ist Dir? Bekommst Du Krämpfe?“ und Muhme Malla lief nach allem Möglichen und kam mit einem ganzen Arm voll Zeug herbeigelaufen, Wasserflasche, Prinzentropfen, Gichtpapier, Senfmehl, wollenen und leinenen Lappen zum Frotliren und Kataplasmen.

„Es ist mir wieder besser! Gib mir nur Wasser!“ Lisa trank und ächzte; dann sank sie auf den Sopha zurück und weinte stumm und still, denn das Weinen that ihr wohl.

„Beruhige Dich, um Gottes Willen!“ bat die Tante in heftiger Unruhe. „Das ist just so ein hysterischer Anfall, wie die selige Gräfin auf Dagstaholm einen bekam, bei einem Anlaß, den ich Tag meines Lebens nicht vergessen will. Ist Dir nun wieder besser, liebste Lisa? Wie fing es denn an? Stach es Dich nicht im Herzen und wurde Dir nicht schwarz vor den Augen? Ja, ja, das ist kein Spaß! Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so reizbare Nerven hättest, Du siehst sonst so stark aus! Freilich, was dieß betrifft, so war die Gräfin selig auch gerade von keiner sehr zarten Konstitution. Das liegt im Blute und dagegen hilft Nichts. Es ist aber doch etwas Kurioses um so ein Unwohlseyn — das kommt und geht, ohne daß man weiß wofür.“

Während Muhme Malla so schwatzte und folgerte, beruhigte sich Lisa nach und nach vollständig. Sie hatte es endlich selbst satt, was die Hofmeisterin daraus schloß, daß Lisa, nachdem sie sich noch einigemale mit Wasser erfrischt hatte, ihr dankbar die Hand drückte, mit den Worten: „Ich weiß gar keinen Namen für das, was mich eben angekommen ist, es wird aber wohl so Etwas seyn, wie Du es genannt hast. Das Beste ist übrigens,

glaube ich, wenn wir der Mama nichts davon sagen, es würde ihr nur unnöthige Unruhe machen!"

„Sie soll kein Wort davon erfahren! Und da ich so eben auf die Gräfin zu Dagstaholm gekommen bin, will ich Dir eine ganz hübsche, rührende Geschichte erzählen, welche mit dem erwähnten hysterischen Anfall im genauen Zusammenhange steht." Muhme Malla hatte die große Schwachheit, unendliches Bedauern mit Lisa zu hegen, und war deßhalb nur bemüht, sie zu unterhalten und zu zerstreuen, denn unsre Hofmeisterin war scharfsinnig genug, um zu wissen, daß es nirgends rauchte, wo kein Feuer ist.

„Wie gut Du bist, liebe Muhme Malla! — Was werde ich nun hören?" sagte Lisa, hauchte in ihr Taschentuch, trocknete die Augen und nahm sich fest vor, keinen Gedanken mehr an den unverschämten, undankbaren, hochmüthigen Notarius zu verlieren.

„Ich will Dir die Geschichte von dem Fischermädchen erzählen, welches so viel Unglück in zwei hochadelige Familien gebracht hat. Glaub' mir, dieß hat der seligen Gräfin zu Dagstaholm mehr als eine Thräne gekostet! Ich sah und sah nicht, was eine sehr nothwendige Kunst für Leute ist, welche mit Vornehmen leben und zusammen sind, wie bei mir der Fall war."

„Ach, liebe Muhme Malla, ich habe die Geschichte gewiß schon einmal gehört, weiß aber Nichts mehr davon. Sie war sehr interessant, so viel ich mich noch — fang nur an!"

Die Hofmeisterin wichste ihre Zwirne, fädelte ein, setzte sich gehörig zu Recht und begann mit wichtiger Miene:

„Es war damals, wo ich als Haushälterin zu Dagstaholm diente. Es ist schon eine schöne Zeit, daß die Geschichte passirt ist, denn es war noch, ehe ich den seligen Fogelquist heirathete, der erst ein paar Jahre nachher als Hofmeister hinkam. Das gehört aber eigentlich nicht dazu. Ich hatte großes Zutrauen bei der

Gräfin, und mußte fast jeden Sonnabend nach der Stadt, um eine Menge von Hausbedarf einzukaufen; alles stand auf einem langen Zettel, den ich selber nach der Gräfin Angabe schreiben mußte. Unter Anderem kannst Du Dir denken, daß wir auch wieder viele Fische brauchten, denn obgleich wir in Dagstaholm auch Fischerei hatten, so reichte dieß doch nicht aus. Ich stand immer gut bei meiner Herrschaft, denn ich richtete stets Alles auf's pünktlichste aus; und da ich mir das gute Zutrauen zu erhalten wünschte, pflegte ich immer selbst zu dem alten Fischer zu gehen, welcher abseits am Strande wohnte, um selbst auszusuchen, was ich brauchte. Der alte Sjöberg war Wittwer, hatte aber eine Tochter, welche ihm die Haushaltung führte; das Mädchen war so schön, daß alle jungen Leute in der Stadt, vornehme und geringe, sammt und sonders, ohne Unterschied ihr wie närrisch nachliefen. Und schön war sie auch wirklich; es ist gewißlich wahr — sie suchte Ihresgleichen; und obgleich sie wie ein Landmädchen ging, ein Tuch um den Kopf, so gab es doch kein Fräulein mit dem feinsten Hut, welches sich auf hundert Stunden Wegs ihr hätte an die Seite stellen dürfen. Vater Sjöberg war nicht wenig stolz auf sein schönes Töchterlein. Gleichwohl kann man es ihm im Grabe nicht nachsagen, daß er ihre Eitelkeit oder ihren Hochmuth unterstützt oder aufgemuntert hätte. Aber zuviel Schönheit ist oft ein Unglück, und Hochmuth kommt vor dem Fall, wie meine Schwester immer sagt."

Unter allen jungen Herren, welche vor Liebe zu dem hübschen Fischermädchen toll waren, stand es mit keinem schlimmer, als mit dem jungen Baron Henning Y.... Er war der Neffe eines alten steinreichen Freiherrn, welcher in der Stadt wohnte und mit der Gräfin auf Dagstaholm grausam gut Freund war. Ich weiß mich des alten Herrn noch recht wohl zu erinnern; er sah streng und barsch aus. Aber sein Neffe, der Lieutenant Henning, war ein hübscher, angenehmer Mensch,

der häufig zu uns herauskam, wenn der junge Graf, der Rittmeister von Stockholm in Urlaub daheim war. Aber über den jungen Grafen da fällt mir auf einmal etwas ein — ja, ja wie ein Ei dem andern — da fährt es mir ja auf einmal wie ein Blitz durch den Kopf, daß ich in meinem ganzen Leben nicht zwei Menschen gesehen habe, welche einander ähnlicher sehen, als der Graf Ernst.... und unser armer Notarius!"

Dieser außerordentlich sonderbare Umstand gab der Hofmeisterin Veranlassung, sich in eine unendlich weitläufige Untersuchung über die Naturspiele in den Gesichtern gewisser Leute, in ihrem Wesen, ihrer Körperstellung zu vertiefen, so daß es schrecklich lang dauerte, bis sie wieder den Faden der Geschichte aufnahm. Da indessen solche Abschweifungen jedem unserer Leser langweilig werden könnten, „so wollen wir selbst den Faden aufnehmen, und den Schleier, der die Familiengeheimnisse bedeckte, auf welche die Hofmeisterin anspielte, vollständig lüften. Diese Geheimnisse stehen übrigens mit unsrer Erzählung im genauen Zusammenhange, und verdienen deßhalb ein eigenes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Geschichte des Fischermädchens und der beiden Edelleute.

Der junge Baron Henning Y... war von der Natur mit einem allzuexcentrischen, romantischen Sinne begabt. Weichlichkeit lag indessen nicht in seinem Charakter, was sich schon in seiner Jugend deutlich genug zeigte; doch wollte man ihm später diesen Fehler vorwerfen und darinnen den Grund für sein Unglück und die letzten Folgen desselben finden. Es möchte indessen schwer darüber zu entscheiden seyn: Schwachheit des Herzens und des Charakters sind häufig sehr nahe mit einander verwandt,

und zuweilen muß der letztere allein für die Irrthümer des erstern leiden.

Baron Henning hatte die feurigste und zugleich dauerndste Leidenschaft für das, seiner Zeit allzuberühmte Fischermädchen, die schöne Christine Sjöberg, gefaßt. Seine Neigung war von der seltenen Art, daß sie nach zweijährigem Kampfe mit der Vernunft nicht allein noch bestand, sondern mit einer Stärke fortbestand, welche ihm den Muth, oder besser die Kühnheit gab, für die Erreichung seiner Wünsche Alles zu wagen.

Man erzählte sich damals, Christine sey vor ihrer Bekanntschaft mit dem Lieutenant Henning die Verlobte eines wackern Seemanns gewesen, eines Untersteuermanns auf einem größern Schiff, welchem sie aber bei zunehmender Neigung für den Baron, trotz den vereinten Bitten des Vaters und Bräutigams den Abschied gegeben habe. Statt in Henning den Verdacht eines flüchtigen Sinnes bei Christinen zu erregen, bestärkte ihn dieser Zug vielmehr in der Ueberzeugung von ihrer herzlichen und innigen Ergebenheit für ihn, und er war der Ansicht, eine solche Hingebung, welche ohne irgend eine Hoffnung auf möglichen Ersatz dem Hasse des Vaters, dem Gram des Bräutigams und dem Tadel aller Bekannten trotzte, die höchste Belohnung verdiene.

Wir übergehen alle weniger bedeutenden, und für den Hauptinhalt unsrer Erzählung überflüssigen Einzelnheiten, und wollen uns nicht mit der Schilderung von Hennings unzähligen heftigen Kämpfen befassen, bis er zu dem großen wichtigen Endentschluß kam; wir wollen weniger den Gang seiner Liebe als deren traurige Folgen schildern. Deßhalb erwähnen wir blos, daß nach einem heftigen Kampf mit seiner Vernunft, mit seinem Rechtsgefühl seiner Ehre und Pflicht gegen andere zarte Verhältnisse, welche seine Rücksicht verdienten, der blinde Gott siegte — und Henning in aller Form um Christine warb. Unter dem Schleier der Schüchternheit verbarg diese ihre Freude. Der Vater war allen Ernstes dage-

gen, denn er ahnete nichts Gutes für seine Tochter in dieser hohen Verbindung, und blieb standhaft seiner Behauptung treu, daß sie mit Olle Rasmundsson, dem braven Seemann weit glücklicher seyn werde. Da indessen seine Vorstellungen kein Gehör fanden, mußte er am Ende mit schwerem Herzen sein Jawort geben. Als nun Alles auf dieser Seite soweit im Reinen war, ging Lieutenant Henning zu seinem Oheim, um diesem mit den herzlichsten Bitten und den feinsten Sophismen seine schon früher versagte Einwilligung abzudringen. Nie wurde eine wärmere Ueberredungsgabe vergeblicher verschwendet. Anfangs suchte der alte Baron seinen Neffen mit guten Worten, dann durch Drohungen von seiner „horriblen Narrheit" abzubringen; allein dieser wollte sein Vorhaben durchaus für keine solche erkennen, und noch weniger seinen unumstößlichen, reiflich erwogenen Entschluß aufgeben.

„So enterbe ich Dich!" sagte der alte Baron. „Du kennst mich und weißt, daß dieß keine leere Drohung ist."

„Sie haben das Recht, über Ihr Vermögen nach Gutbefinden zu verfügen," erwiederte der Lieutenant mit kalter Ruhe." Habe ich mich dessen unwürdig gemacht, oder kann ich es nur dadurch gewinnen, daß ich von dem lasse, was ich für mein höchstes Glück ansehe — in Gottes Namen! Ich lerne ein Handwerk; Hungers werden wir nicht sterben."

„Du sollst mir nie mehr unter die Augen kommen!" setzte der Greis hinzu. „Bedenk' Dich wohl, mit Narren halte ich keine Verwandtschaft."

Ohne weitere Antwort verbeugte sich der Neffe und griff nach seinem Hut. Als er schon vor der Thüre war, rief ihm der Oheim zurück; seine Stimme verrieth jetzt eine tiefe, unterdrückte Bewegung.

„Ich gebe Dir ein Jahr Bedenkzeit," sagte er. „Geh' in Dich, um aller Liebe willen, die ich je zu Dir gehabt habe! Bleibst Du nach dieser Zeit Deinem

Vorhaben getreu, so sind wir auf ewig geschieden. Bis dahin mache ich kein Testament. Vielleicht gefällt es Gott, mich unterdessen zu meinen Vätern zu versammeln — dann hast Du die Freiheit, über Dich und meinen Nachlaß beliebig zu verfügen."

Lieutenant Henning hatte jedenfalls noch ein Jahr zu warten im Sinne, theils um die Bildung seiner Braut zu vollenden, womit er schon einen hübschen Anfang gemacht hatte, theils auch um selbst ein Handwerk zu lernen, welches ihm die Unterstützung seines Oheims entbehrlich machen könnte.

Deßhalb nahm er den Vorschlag sehr bereitwillig an; er schöpfte daraus gute Hoffnungen, und wenn der Alte früher binnen Jahresfrist sterben sollte, so entging ihm ja das Erbe ohnehin nicht. Allein dieß traf nicht ein. Der alte kränkliche Mann blieb am Leben, um an dem Eigensinn des Neffen seine letzte Hoffnung scheitern zu sehen.

„Nun, lieber Oheim," sagte der Lieutenant, als er nach Verlauf eines Jahrs abermals vor den alten Baron trat; „nun bin ich frei, ich habe heimlich das Uhrmacherhandwerk gelernt und bin jetzt unabhängig genug, wenn der Umstand eintreffen sollte, welchen ich nicht ohne Grund fürchten muß.

„Welcher Umstand?" fuhr der Baron heftig auf.

„Der Umstand" — des Lieutenants Wangen färbten sich hochroth und trotz aller Anstrengung seiner Stimme Festigkeit zu geben, verrieth sie dennoch ziemliche Unsicherheit, als er hinzufügte — „daß ich gezwungen bin, meinen Abschied zu nehmen."

„Schön, sehr schön, höchst vortrefflich arrangirt! Sehr verdienstlich für eine Tollhäusler=Idee seine ganze Zukunft in die Schanze zu schlagen, Erbschaft, Ehre, Beförderung, ohne von der weitern Kleinigkeit, dem Verlust, der Achtung seiner Freunde und Verwandten zu reden. Es ist sehr natürlich, daß Deine Kameraden Dich so lange necken und verspotten werden, bis Du

gezwungenerweise Deinen Abschied nimmst, denn nach einem Schritt, wie Du ihn vorhast, können sie nicht wohl mehr mit Dir dienen! Ich achte sie deshalb: es zeigt daß sie Ehre im Leibe haben, wie es einem Offizier und Cavalier geziemt. Du dagegen Du sagst Dich von der Achtung aller ehrenhaften Leute los!"

„Behalte aber meine eigene."

„Und das wagst Du mir zu sagen? — Ich frage Dich nun zum letzten Mal, willst Du Dir die listige Weibsperson auf immer aus dem Sinn schlagen und auf ewig mit ihr brechen, so soll Dir all' der Kummer und all' die Sorge, welche mir Deine Thorheit gemacht hat, vergeben nnd vergessen seyn, und nie soll mehr das geringste Wort davon zwischen uns zur Sprache kommen."

„Theuerster Oheim, dieß kann nicht seyn! Nichts vermag meinen Entschluß zu ändern. Hente noch besorge ich das Aufgebot."

Als sich der alte Baron überzeugte, daß alle Bemühung fruchtlos blieb, war sein Kummer ebenso tief als verschlossen. „Auch ich" sagte er mit ruhigem, kaltem Tone, „habe noch heute ein wichtiges Geschäft vor. Ich mache mein Testament — Du bist enterbt."

So schieden sie.

Ein Jahr verging. Der allgemein aufs strengste getadelte Baron Henning hatte sich gezwungen gesehen, nach der Hochzeit seinen Abschied zu nehmen, und bewohnte nun mit seiner schönen jungen Frau ein paar kleine Stuben in einem Nebengäßchen. Er behalf sich, so gut es ging, mit seiner Uhrmacherprofession und die Neugierde führte ihm manchen neuen Kunden zu. Nie kam eine Klage über seine Lippen oder ein Funke von Verdruß oder Reue in sein Herz; denn die Zeit flog rasch dahin und die Uhren um ihn her zeigten ja Stunde für Stunde nur das Steigen seiner Seligkeit an, und oft wenn die ewige „Unruh" ihm den Kopf schwindeln machte, freute er sich innerlich über seine eigne Ruhe, über die stille Zufriedenheit seines Herzens.

In den langen Winterabenden, wenn er an seinem an der Wand befestigten Tischchen saß, und bis spät in die Nacht hinein arbeitete, saß die hübsche Christine ihm zur Seite. Sie sahen mit einander in dasselbe Licht, und dasselbe Licht lebte auch in ihnen. Wie glücklich waren sie! Christine heftete alle Augenblicke die Augen auf ihren Gatten, um ihm den kleinsten Wunsch abzusehen. Und wenn sie ihn heimlich zu erfüllen vermochte, wenn sie von ihrem spärlichen Haushaltungsgelde so viel auf die Seite legen konnte, um seine Leibspeise zu bringen oder ihm sonst eine Freude zu machen, so war sie überglücklich.

Die Liebe veredelt. Von Christinens früherem, natürlich ungebildeten Wesen, war Nichts mehr zurückgeblieben, als daß es ihr zuweilen schwer wurde, den Gedanken ihres Mannes in höhere Regionen zu folgen. Unmerklich stieg der Baron selbst zu dem Standpunkte herab, von welchem er sie nicht emporzuheben vermochte, und Beide fanden darin ihre Ruhe und ihr Glück.

„Was habe ich denn verloren?“ rief Henning oft aus, wenn er nach vollendetem Tagewerke sein geliebtes Weib in die Arme schloß. So lange Du mich liebst, Christine, wollte ich mein jetziges Loos um keinen Preis mit dem vertauschen, welches früher meiner wartete.“

„Und ich,“ erwiederte sie, „ich wäre ja ein Abschaum der Menschheit, ein Ungeheuer, das nudankbarste Geschöpf auf Erden, wenn ich jemals aufhören könnte, Dich zu lieben, dem ich Alles verdanke. Tag und Nacht sollte ich auf den Knieen vor Dir liegen!“ Und die Sterne des Abendhimmels waren Zeugen, daß Beiden ihre Worte von Herzen gingen. Sie schliefen und erwachten wieder, unwissend und unbekümmert um den Spott und die Schmähungen, welche die Welt über sie ausgoß.

Aber wo gibt es ein dauerhaftes Glück auf Erden?

Vier Jahre nach Hennings Heirath starb der alte Baron J. — Die Festigkeit und Seelenstärke, welche der Neffe in seiner Thorheit gezeigt hatte, veranlaßten

den Greis in einem Nachtrage zu seinem Testamente, ihm eine jährliche Rente von fünfhundert Thalern auszusetzen. Das ganze übrige, ungeheure Vermögen fiel an einen Zweig der Seitenlinie.

Der ältere Baron J. — und der alte Graf auf Dagstaholm waren sehr eng befreundet. Zufolge dessen wurde der Graf von dem alten Herrn zum Testamentsvollstrecker bestellt und durch ihn sollte Henning vierteljährig, vom Todestag des Oheims an, seine Rente ausbezahlt erhalten.

Es war eben in der Mitte des Sommers. Der junge Graf Ernst, der Rittmeister, war auf Urlaub zu Hause, und der Vater schickte ihn an seiner Stelle nach der Stadt, um mit dem Exlieutenant, oder dem Uhrmacherbaron, wie er ihn gewöhnlich nannte, kurz mit dem Narren Henning etwas auf jenes Jahrgeld Bezügliches, mündlich abzumachen.

Der Rittmeister war schon längst neugierig, das Weib zu sehen, deren gefährliche Schönheit einen Mann hatte fesseln und ihm dergestalt den Kopf verwirren können; er ergriff den Vorschlag mit beiden Händen. Am andern Tage trat er seine kleine Reise an und war kaum angekommen, als er auch ohne Verzug die etwas abseits liegende Wohnung aufsuchte, wo das glückliche Paar sein kleines, bis jetzt noch unvergiftetes Paradies gefunden hatte.

Er fragte in der Nebenwohnung an, und wurde eine kleine Treppe hinauf gewiesen; er klopfte.

Der Herr Graf vernahm auf seine Anmeldung nichts weiter, als ein leises Rasseln mit Messern und Gabeln. Das ungewohnte Sporengeklirr hatte die Inwohner bei ihrem einfachen Mittagsmahle gestört. Und da Christine in dem Gesicht ihres Mannes eine gewisse Unruhe bemerkte, machte sie schnell Anstalt, den Tisch von dem bescheidenen Mahl zu säubern. Allein der Graf, welcher hier keine Ceremonien zu machen für nöthig fand, öffnete die Thüre selbst, als Christine gerade im Begriff war,

einen Topf, mit warmen Kartoffeln in der Schale, und einen Teller mit kaltem Fleisch aus dem Zimmer zu entfernen; Henning wollte ihr folgen, eine Breischüssel in den Händen.

„Ich bitte um Vergebung, wenn ich genire," sagte der Graf mit einem Lächeln, welches artig seyn konnte; „bitte sich nicht stören zu lassen!"

Henning erröthete stark, vielleicht mehr aus Aerger, sich über einer unwillkührlichen Schwäche ertappt zu haben. Allein er war im Augenblick gefaßt, wandte sich mit großer Selbstbeherrschung an seine Frau, welche verlegen mitten im Zimmer stehen geblieben war und sagte: „Das ist ein alter Bekannter, mein Engel! Setz' nur Dein Mittagessen wieder her, er erlaubt schon, daß wir fortfahren."

Mit einigem Widerstreben gehorchte Christine, setzte sich aber doch auf einen Blick ihres Mannes gleichfalls wieder an den Tisch, während Henning sich stellte, als merke er die vornehme Nachlässigkeit des Grafen nicht, und ganz im alten Tone sagte: „Willkommen, bester Ernst! was verschafft mir das Vergnügen Dich bei mir zu sehen? Geschäfte wahrscheinlich, wegen meines Oheims Testament? Oder hast Du vielleicht" setzte er mit einer Ungezwungenheit hinzu, welche Heldenmuth genannt werden konnte, „eine alte Uhr, welche der Reparatur bedarf?"

„Das Erste ...." antwortete der Graf, wie es schien, in größerer Verlegenheit als der Wirth. Aber sein Blick haftete auf der schönen, erröthenden Christine, und er mußte sich gestehen, daß er in seinem Leben nie so vollendete und harmonische Formen, nie eine blendendere Haut und nie entzückendere Augen gesehen habe.

Mit unbeschreiblichem Vergnügen, sogar mit Stolz, bemerkte Henning den Eindruck, welchen seine Christine auf den Grafen machte. „Wenn Ernst erst wüßte, oder nur ahnen könnte, was für eine reine edle Seele in dieser edlen Gestalt wohnt," dachte er, „so hätten wir gewiß einen Freund unter dieser stolzen Familie."

Das Essen war bald vorbei. „Wenn Du Kaffee bei uns trinken willst," sagte Henning, dessen Herz stets auf der Zunge saß, „so wird mein flinkes Weibchen Alles in Ordnung bringen, während wir unser Geschäft besprechen."

Der Graf nahm mit Freuden die Einladung an, sobald er nur vorerst zu Mittag gegessen haben würde. Sie machten schnell ihre Besprechung ab, deren Zweck Henning schon kannte; Ernst händigte ihm das erste Rentenquartal ein und entfernte sich mit dem Versprechen, in einer halben Stunde wieder zu kommen.

Als der Rittmeister wieder zurück kam, war die kleine Stube zugleich Besuchzimmer und Speisesaal — die innere war Schlafzimmer und Werkstätte — sauber und nett aufgeputzt, ein Kaffeetisch, mit frischen Blumen geziert und feinem Backwerk besetzt, stand einladend vor dem einfachen Sopha. Der Graf gewahrte indessen wenig oder gar nichts von dieser kleinen Aufmerksamkeit. Ein andrer Gegenstand, welcher ihm wichtiger war, zog ihn an: die junge Wirthin, welche sich umgekleidet hatte und zwar — den Grafen betrog sein gewohnter Scharfblick nicht — mit einem, wenn auch noch so kleinen Anstrich von Koketterie.

Als Henning in das Zimmer trat, sagte der Graf mit gut gewählter Herzlichkeit: „Die Alten, lieber Bruder, haben ihre Vorurtheile, welche wir ihnen nicht benehmen können. Allein ihre Zeit ist nicht mehr die unserige, deßhalb hoffe ich, daß Du nichts dagegen haben wirst, wenn wir von nun an wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuße mit einander leben! Ich wenigstens bin noch der Alte!"

Hennings Augen strahlten vor Freude; sein reines argloses Herz pochte mit verdoppelten Schlägen; denn fast ohne daß er es sich gestehen wollte, hatte er doch stets eine gewisse Leerheit in der Brust empfunden, welche durch die Rückkehr auch nur Eines der alten Freunde, nun ausgefüllt war.

„Ich danke Dir, Ernst," erwiederte er mit einer Stimme, welche innige Rührung verrieth. „Es ist edel von Dir, daß Du Dich über ein Vorurtheil erhebst, welchem meine übrigen Kameraden und Freunde strenge zugethan bleiben. Sprechen wir nicht weiter davon, — es ist uns Beiden unangenehm. Komm' zu uns, wenn Du willst, komm' oft, dann wirst Du Dich überzeugen, daß ich nicht so ganz Unrecht hatte, mein gegenwärtiges Glück jedem andern vorzuziehen."

Und der arme Henning fuhr fort, die Schlange im Busen zu hegen, welche ihm seinen Frieden und sein Paradies rauben sollte Der Graf machte von der herzlichen Einladung mit größter Freude und oft genug Gebrauch. Endlich kam er fast jeden Tag; denn mit Leidenschaft, mit wilder, verzehrender Leidenschaft liebte er die Gattin seines Freundes; und sie — sie, die ein „Ungeheuer" seyn müßte, „wenn sie einen andern Mann lieben könnte, als den, der ihr Alles geopfert hatte" — bestand sie wohl die Probe? — Nein — während der Zeit, wo der Rittmeister ihr seine heimlichen Huldigungen darbrachte, verschwand ihre Herzensreinheit immer mehr und machte dem angebornen, lange schlummernden Leichtsinn, der beinahe überwundenen Sucht, Mehreren zu gefallen, Platz. Sie lernte ohne Schwierigkeit ihrem verblendeten Gatten Zärtlichkeit zu heucheln, ohne sie mehr zu fühlen. Sie sank von Stufe zu Stufe; und um seinetwillen hätten Engel ihren Fall beweinen mögen.

Als Henning zuerst die Augen aufgingen, als der erste Verdacht der Untreue seiner Gattin in ihm aufstieg, fühlte er eine brennende verzehrende Gluth nicht in dem gefolterten Herzen allein, nein, auch im Kopfe, so daß er fürchtete — wenn sich sein Argwohn bestätigen sollte — wahnsinnig zu werden. Allein Christinens Wachsamkeit schläferte ihn wieder ein; er zwang sich zu dem Glauben, er sey im Irrthum gewesen. Dennoch lag Etwas in ihren Augen, das ihn zu ihr hinzog, und zu-

gleich wieder sein Blut mit Eiseskälte erfüllte. In solchen Stunden der Höllenseligkeit strich er schmeichelnd ihre blühenden Wangen und blickte ihr mit der unsäglichen, zitternden Angst in's Auge, welche nur der Liebende kennt und versteht. Es lag so unendlich viel Zärtlichkeit und so unendlich viel Qual in seinem Blick, daß die Heuchlerin, oft hocherröthend über seine Dreistigkeit, ihre Augen wegwenden mußte.

„Du könntest mich nie hintergehen, Christine! Sag', — nicht wahr, Du könntest es nicht?"

„Nie!" dabei schlang sie ihren Arm um seinen Hals, um ihm nur nicht in die Augen sehen zu müssen, und ihre heißen Lippen, noch brennend von den Küssen eines Andern, hafteten auf den seinigen.

„Sie ist schuldlos, ich habe ihr Unrecht gethan, die Eifersucht verblendet mich!" seufzte er. Aber so sehnlich er nach Ruhe und Glauben rang — keines von beiden wollte wiederkehren.

So ging es bis in den Winter. Der Rittmeister sollte bald zu seinem Regimente zurück, und mit leichterem Sinn dachte Henning an die Zeit, wo er wieder mit seiner Christine allein seyn werde. — Aber diese Zeit kam nicht mehr. — Der Schlag fiel wie ein Blitz auf ihn nieder — er vernichtete ihn auf einmal.

Eines Mittags kam er von einem kleinen Ausgange in die Stadt, zurück, und begegnete auf der Treppe der Magd, welche sehr eilig zu seyn, und ihm sichtbar ausweichen zu wollen schien. Dieß machte ihn stutzig: „Wohin?" fragte er. Ohne Zweifel war die Frage kurz und rauh, denn das Mädchen erschrack heftig, und verbarg die Hand unter der Schürze.

Eine gräßliche Ahnung stieg in Henning auf. „Wohin sollst Du gehen, Weib?" donnerte er, und ergriff das Mädchen am Arm.

„Ich darf es nicht sagen," stammelte sie zitternd.

„Du darfst nicht?" damit zog er die Schürze weg,

riß in demselben Augenblick einen Brief aus ihrer krampfhaft geschlossenen Hand, und eilte damit die Treppe hinauf, in das innere Zimmer.

Der Brief war von seiner Frau an Graf Ernst, und Christine sagte darin, da sie einander jetzt unmöglich allein treffen könnten, denn sie sey stets bewacht, so müsse sie ihm schriftlich mittheilen, daß ihre frühere Ahnung leider eingetroffen und sie ......

Ein schönes Geständniß für einen Mann, der seine Gattin vergöttert, und einen Engel zu besitzen wähnt.

Die weitere Geschichte ist kurz. Am nämlichen Abende noch schleppte sich Christine zu der Hütte ihres Vaters und wand sich zu seinen Füßen. Der Greis verdammte ihren Leichtsinn, allein der Verstoßenen konnte das Vaterherz eine Freistätte nicht versagen. Es war ihr aber eine bittere Freistätte. Nach ein paar Monaten war der Ehescheidungsprozeß zu Ende; — ihm hatte Henning alle Kraft gewidmet, welche ihm noch übrig blieb. Als er endlich den Scheidebrief in der Hand hielt — da — erlosch der letzte Funke von Verstand, der letzte Funke, welcher in seinem zerrissenen Innern noch glimmte. In den ersten paar Jahren war sein Wahnsinn unschädlich; elend und verlassen trieb er sich auf den Straßen umher und stand manche Nacht, in Sturm und Regen, vor der Thüre von Christinens Hütte, und lauschte mit gespannten Nerven und fliegenden Pulsen, und horchte auf das Knarren der Wiege, in welcher der Sohn des Grafen lag. So blieb es aber nicht lange. Sein Wahnsinn nahm zu, und zwar in so hohem Grade, daß der alte Graf zu Dagstaholm es für nothwendig fand, ihn in ein Irrenhaus bringen zu lassen, wo er nach zehnjährigem Elende sein trauriges Daseyn beschloß.

Für den Rittmeister war die ganze Geschichte eine Kleinigkeit, welche er über andere Triumphe bald vergaß. Die Gräfin, seine Mutter, nahm die Sache aber anders; sie linderte, so viel sie vermochte, Hennings Leiden bis zu seinem Tode, und unterstützte Christinen,

bis diese nach ihres Vaters Tode mit ihrem Kinde den Ort verließ, und sich anderwärts ein Unterkommen suchte.

* *
*

„Aber liebste Muhme Malla," sagte Lisa, als die Hofmeisterin nach vielen weitläuftigen Umwegen endlich auf den Punkt kam, wo unsre Erzählung jetzt steht, „wo ist sie denn hingekommen? Das wird man ja doch wohl wissen, und ich möchte es auch so gerne hören."

„Ach liebes Kind," entgegnete die Hofmeisterin und nahm eine höchst wichtige und geheimnißvolle Miene an, „es gab eine Zeit, wo man viel von der Sache gesprochen hat. Die Gräfin hat wahrlich manche Thräne darüber geweint — ja gewiß und wahrhaftig, das hat sie gethan, und was sie dem Rittmeister für Strafpredigten gehalten hat! Na, na, der hat sie auch längst vergessen, und inzwischen geheirathet, und wieder geheirathet. Und die alte Gräfin liegt nun wenigstens schon zehn Jahren in der Familiengruft."

„Aber Christine?" versetzte Lisa ungeduldig; „die ist doch nicht in die Familiengruft gekommen?"

„Nein, gewiß nicht! Aber was ich von ihr zu erzählen weiß, ist weiter Nichts als ein dunkles Gerücht;" dabei sah die Hofmeisterin sehr geheimnißvoll nnd romantisch aus. Man konnte wohl sehen, daß sie in ihrem Gedächtniß nach etwas recht Schönem und Interessantem suchte. Sie hatte freilich unter Verschiedenem die Wahl, denn mindestens zwanzig Varianten waren über die letzten Schicksale der berüchtigten schönen Fischerstochter im Umlauf.

„Wenn ich nur irgend einen Schluß erfahre, mag er seyn, wie er will, so bin ich schon zufrieden," erwiederte Lisa, „es ist ja gräßlich widerwärtig, auch gar kein Wort weiter zu wissen!"

„Nun denn — eines von den vielen Gerüchten sagte, sie hätte sich später mit einem Bürger verheirathet und

ein ganz ehrbares Leben geführt; das mag aber glauben wer will — so konnte es nun und nimmermehr ausgehen. Ich bin viel geneigter Etwas zu glauben, was mit Christinens ganzem romantischen Schicksal mehr in Einklang steht. Es ging nämlich damals die Sage, sie sey unter eine zusammengelesene Komödiantenbande gegangen und dem Namen nach die Frau eines Akteurs geworden, der sie jeden Tag, den Gott gab, braun und blau geschlagen habe, und daß sie am Ende so weit heruntergekommen sey, daß sie hinter den Coulissen stand, die Lampen putzte und dgl. mehr.

„Da begab es sich eines Tags," hier legte Muhme Malla ihre Hände in den Schooß, ließ, des größern Nachdrucks halber, die Nadel achtlos aus der Hand auf den geflickten Sophaüberzug fallen, — „da begab es sich eines Tags, sage ich, daß sie auch wieder hinter einer alten Waldcoulisse oder so etwas stand, als sie auf ein Mal in der Logenreihe gegenüber gerade auf der vordersten Bank, einen fein gekleideten eleganten Herrn erblickte, welcher sie mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. Plautz! lag sie mit einem lauten Schrei am Boden; — und dieß war auch kein Wunder — denn es war Niemand Anderes als ihr verschmähter Bräutigam, der ehemalige Steuermann Rasmundsson, jetzt Kapitän einer großen Brigg. Wo das Weib später hingekommen ist, weiß man nicht, ohne Zweifel ist sie vor Gram und Elend gestorben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der kleine Herr Graf bei der Truppe zurückgeblieben ist."

Nachdem Muhme Malla auf eine für sich selbst so wie für ihre Zuhörerin höchst befriedigende Weise die Geschichte von der Fischerstochter beendigt hatte, namentlich die Erzählung von ihrem eigentlich ganz unbekannten spätern Leben, so wurde noch viel über die Sache hin und her geredet, bis endlich der Klang der Hausglocke der großen weitläuftigen Abhandlung ein Ende machte.

„Das ist sicherlich Will — soll ich ihn hereinlassen? fragte Muhme Malla und sah Lisa an.

„Ach ja! Er kann jetzt den Auftrag ausrichten, von dem Du vorhin gesprochen hast!“ Erröthend wandte sich Lisa zur Seite.

Will, dessen Höckerbude ganz in der Nähe von Frau Normans Wohnung lag, hatte ein für alle Mal die Erlaubniß, wenn er wollte, einzusprechen.

„Guten Tag, Will!“ sagte Lisa und nickte dem eintretenden Jüngling zu. „Hast Du heute viel zu thun?“

„Nicht sehr viel, sonst wäre ich wohl nicht ausgegangen,“ entgegnete Will und machte den ersten Versuch mit der Freimüthigkeit, welche ihm seine Mutter angerathen hatte.

„Hast Du Lust für Muhme Malla eine Kommission zu besorgen? — nur in der Kirchstraße. Du bist bald wieder zurück.“

„Wenn Muhme Malla mich um Etwas zu bitten hat, so mag sie es nur selbst sagen!“ erwiederte der junge Gelbschnabel, jedoch nicht ohne eine gewisse Unsicherheit in der Stimme, denn der Wechsel in seinem Benehmen kam ihm selbst doch etwas gar zu auffallend vor.

Lisa fing zu lachen an. „Bist Du denn närrisch geworden? was soll dies für ein Betragen seyn? Willst Du gehen, frage ich Dich, oder nicht? Sey so gut und erzeige mir die Artigkeit, ja oder nein zu sagen.“

„Also nein!“ sagte Will, welcher einmal fest entschlossen war, sich nicht aus dem Konzept bringen zu lassen.

Lisa sprang vor Verwunderung von ihrem Sitze auf. Will, der bisher ja geantwortet hatte, sobald sie nur den Mund öffnete — wie kam der jetzt so plötzlich zu einer solchen Kühnheit? Es hätte nicht viel gefehlt, so bekam Lisa abermals einen Krampfanfall, denn es kam ihr gerade so vor, als ob alle ihre Anbeter bis herab zu dem unbedeutenden Will sich verschworen hätten, ihrer Gewalt Trotz zu bieten.

Muhme Malla gab dem unüberlegten jungen Menschen einen Wink um den andern. Sie blinzelte mit den

Augen, schüttelte den Kopf — vergebens — Will saß unbeweglich da und drehte den Hut in seinen rothen Händen.

Nach einer kleinen Pause der Ueberlegung fand Lisa, daß es Will doch nicht so übel kleide, wenn er auch einmal seinen eigenen Willen habe, besonders, da ihm sein Benehmen Gelegenheit gab, ihre kleinen Kokettериekünste etwas zu üben; ein so unbedeutender Gegenstand dafür auch ihr lieber Vetter war, so nahm sie in Ermanglung von etwas Besserem doch damit vorlieb — —

„Wilhelm," sagte Lisa mit herzlichem Tone, und sah den armen Höckerkandidaten so freundlich an, daß er ganz und gar „aus dem Häuschen kam" — „willst Du nicht, wenn ich Dich schön, recht schön bitte, die Kommission ausrichten und die Antwort bringen?"

Will schwieg. Er war nahe daran, auszurufen, daß er in das Meer springen wolle, wenn sie ihn so darum bitte.

„Lieber, guter Will, das ist recht garstig von Dir! Wir sind doch immer so gut Freund mit einander gewesen — — na, Will? Ich seh' es Dir an, Du Schelm, Du willst Dich nur mit mir necken!"

„Wohin soll ich gehen?" sagte Will mit strahlenden Augen und sprang auf.

„Muhme Malla wird es Dir sagen. Komm aber bald wieder zurück, lieber Junge!"

Die Hofmeisterin ging mit Will in das innere Zimmer, wo sie ihm das Geld und die weiteren Anweisungen gab.

Ehe wir ihnen aber folgen, wollen wir sehen, wie unser Kammerer seine Zeit anwandte — welches wir am besten aus der Ankündigung erfahren werden, mit welcher das nächste Kapitel beginnt.

Eilftes Kapitel.

Der Kammerer schreibt ein sehr wichtiges Billet und ist in einer entzückten, wo nicht gar poetischen Laune, bis ihm Alles wie ein Traum vorkommt.

Bereits dreimal hatte man im Stockholmer Tagblatt unter der Rubrik: „Allerlei“ folgendes Heirathsgesuch lesen können:

„Ein Junggeselle in den besten Jahren, mit einem guten Auskommen, und Gottlob allzeit bester Gesundheit, hat von Jahr zu Jahr mehr die Wahrheit der Schriftworte erkannt,“ es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey“; deßhalb wünscht er eine ruhige und verständige Heirath zu schließen, um der öden Einsamkeit seines bisherigen Lebens ein Ende zu machen. Er erklärt übrigens offen und unumwunden, daß es ihm nicht um eine Zierpuppe zu thun ist, welche auf einen alten reichen Mann spekulirt, um ihm das Leben zu verleiden, und ihn bald möglichst unter den Boden zu bringen — ein junges Frauenzimmer braucht sich nicht zu melden; denn die Person, welche durch Gegenwärtiges eine Frau sucht, will den Herbst ihrer Tage ungestört und fern von den Eitelkeiten der Welt an der Seite einer erfahrenen und zärtlichen Gattin verleben und sieht deßhalb hauptsächlich auf ein Frauenzimmer von mittlerem Alter, Jungfrau oder Wittwe, und bittet, daß sich nur eine solche, nach gewissenhafter Berathung mit sich selbst und im Hinblick auf Den, der die Ehe gestiftet hat, melden möge. Bei dem wichtigen Schritte sind indessen auch Beweise eines ehrbaren Wandels, zugleich eine gute Erziehung und gewöhnliche Bildung, in Verbindung mit einem häuslichen und sanften Wesen, strenger Ordnungsliebe, Fleiß und Sparsamkeit, sowie hauptsächlich ein gutes und zärtliches Gemüth erforderlich. Ganz arm soll sie indessen auch nicht seyn und (wenn es eine Wittwe

ist) keine unversorgten Kinder haben. Wer hierauf Rücksicht nehmen will und obige Bedingungen erfüllen zu können sich getraut, beliebe die Antwort mit der Aufschrift: „vortheilhafte Heirath“ auf dem Comptoir des Tagblatts abzugeben, worauf ein weiteres Uebereinkommen getroffen werden soll.“

Drei Tage schon war, wie gesagt, die Anzeige zu lesen, und unser Kammerer hatte auch bereits mehrere Antworten erhalten. Da indessen keine derselben nach seinem Geschmacke war, so drohte das Heirathsgesuch ein stehender Artikel in dem Blatte zu werden, als er eines Nachmittags drei Billete auf einmal bekam.

Er hatte sie selbst abgeholt; als er heim auf sein Kämmerchen gekommen war, den Spazierrock ausgezogen und an den Nagel hinter dem Vorhange im Triangel gehängt, und den Schlafrock angezogen hatte, setzte er sich auf den Sopha, zog die Brille hervor, wischte sie mit dem Taschentuchzipfel sorgfältig ab, gleichsam um sich in der Geduld zu üben, schneuzte sich ein paarmal, nahm aus der Dose, welche neben ihm auf dem Sopha lag, unter höchst melodischem Blasen der Naslöcher eine Prise und ergriff, wenn auch nicht mit Herzklopfen — denn in den Fünfzigen klopft das Herz nicht mehr so heftig — doch wenigstens mit etwas zitternder Hand das erste Billet, erbrach es und las:

„Hochgeehrter Herr!

Obgleich das Frauenzimmer, dessen eigenhändige Züge Sie vor sich haben, noch nicht in die mittlere Jahre gekommen ist (ich zähle erst achtundzwanzig), so glaubt sie doch Ihnen die Versicherung geben zu dürfen, daß ihr Verstand unter dem mannigfachen Wechsel in der großen Schule des Lebens gehörig gereift ist. Sie war, aus eigner Wahl, niemals verheirathet, denn sie hat bisher den Ehestand für eine sehr ungewisse und perilleuse Lotterie gehalten. Viele haben um mich geseufzt — aber, ich betheure es bei Allem, was heilig ist — stets streng und unbeweglich habe ich Alle zurück-

gewiesen; denn sie waren sammt und sonders zu jung, um eine sichere Stütze für das Weib abzugeben, welches sich gleich einer Ranke daran empor schlingen soll. — — Ach, mein Herr! wie herrlich ist das Bewußtseyn, Ihnen ein Herz anbieten zu können, welches noch nie von dem Athem des schelmischen Gottes gerührt war; seine Pfeile sind stets nur wie leichte Zephyre an meinen Ohren vorbei gerauscht. Ich wollte meine Freiheit für den vom Himmel mir Bestimmten bewahren, und diesen Auserwählten habe ich ganz gewiß in Ihrer Person gefunden. In der verflossenen Nacht sah ich einen Mann von dem edelsten Aussehen und Wesen im Traum — — und müßte mich sehr täuschen, wenn ich, bei persönlicher Bekanntschaft, in Ihnen nicht das Ebenbild des Edlen finden sollte, der mir die grüne Myrthe bot. Gewiß, es gibt eine gewisse unerklärliche Sympathie harmonirender Seelen!

Sich selbst zu loben verräth wenig Zartgefühl; aber ich darf getrost die Versicherung geben, daß ich Ihre Anforderungen an eine liebende Gattin zu erfüllen im Stande bin. An Arbeit war ich, Gott sey Dank, von jeher gewöhnt, denn ich habe viele Jahre in vornehmen Häusern im Haushaltungsdepartement und bei der Erziehung der Kinder mitgewirkt. Diesem allzu fatigirenden Geschäfte wünschte ich Lebewohl zu sagen und in Hymens friedlichen Tempel einzugehen, wo ich hoffe, daß der Ehegott die Rosenschwingen gegenseitiger Sympathie über uns breiten wird.

Ganz arm bin ich auch nicht, denn ich habe meinen Lohn von fünf Jahren zu gut, und sonst ist, Dank den Allmächtigen! meine Hand von der Art, daß sich Alles unter ihr vermehrt. Baldige Antwort erwartet Constanze, unter deren Adresse Sie dieselbe im Comptoir des Tagblatts abzugeben belieben."

Nachdem der Kammerer mit den deutlichsten Zeichen von Ungeduld das Billet durchlesen hatte, warf er es weit von sich, und man konnte aus allen seinen Zügen

lesen, daß die Lusttragende sich keine Hoffnung zu machen brauchte. Dann griff er nach Nummer zwei und las:

„Mein Herr!

Ich will damit anfangen, frisch von der Leber weg zu reden, wie ich Tag meines Lebens gethan: ich bin vielleicht ein paar Jahre über das mittlere Alter, wie man es zu nennen pflegt, hinaus. Ich bin weder eine Jungfer noch eine Wittwe; ich bin von meinem Manne geschieden. Allein ich kann die überzeugendsten Beweise beibringen, daß er ein Barbar gewesen ist und daß es nicht meine, sondern seine Schuld war, daß es so weit kam. Ich habe ein ganz hübsches kleines Vermögen, ein einträgliches Geschäft und keine Kinder. Ich sehne mich nach ungestörter Ruhe und nach einem Ersatz für die unglückliche Ehe, welche ich in meiner Jugend eingegangen habe. und wünsche deßhalb, daß Sie irgend einen Ort bestimmen möchten, wo wir mündlich über die Sache weiter sprechen können. Ihre Entschließung wollen Sie gefälligst auf dem Comptoir des Tagblatts unter der Adresse S. U. abgeben."

„Dummes Zeug, lauter Mühe um Nichts! — Einrückungsgebühren vergeblich hinausgeworfen! — Hätte den Henker von ihrem E r s a t z!" brummte der Kammerer zwischen den Zähnen und war nahe daran, das dritte Billet unerbrochen liegen zu lassen. Allein die feste Hand der Aufschrift, welche ihn schon im Anfange bestimmt hatte, diese Hoffnung bis zuletzt aufzusparen, hielt ihn von einem so grausamen Verfahren ab. „Ich kann mir ja den Wisch wenigstens einmal ansehen!" dachte er und erbrach den Brief.

„Ein Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren, Wittwe eines braven Mannes, mit welchem sie in guter und glücklicher Ehe gelebt hat, ist auf Ihre Anzeige im Tagblatt aufmerksam geworden. Es ist nicht selten, daß dergleichen Annoncen nur ein ungebührlicher schlechter Spaß sind, allein Sie, mein Herr, scheinen mir zu ernsthaft dazu zu seyn, und außerdem muß ich Ihnen sagen,

daß ich nicht die Person bin, welche sich zum Narren halten läßt. Meine Stellung ist eine sehr vortheilhafte, indessen fehlt meinem Herzen immer noch Etwas, denn ich bin allein; ein braver Mann wäre mir willkommen, welcher den Werth meines sanften Gemüths zu schätzen weiß. Ob ich indessen allen ihren Anforderungen zu entsprechen vermag, kann und wird erst eine mündliche Unterredung und Bekanntschaft ausweisen. Ich setze nur noch hinzu, daß ich mit einer guten Erziehung und der Gewohnheit an gebildetem Umgang viel Sinn für Häuslichkeit und Ordnung vereinige, und daß ich niemals das Haushaltungsregiment in fremde Hand gelegt habe. Die Antwort abzugeben im Milchmagazin am Kornhafen, unter der Adresse Wittwe W. 40."

„Diese!" sagte der Kammerer und nahm eine lange Prise. „Die kommt mir gar nicht so übel vor. Es scheint ihr nicht so gewaltig viel darum zu thun zu seyn — und das ist schon ein gutes Zeichen; das Billet ist mit fester Hand geschrieben und deutet auf Verstand und Bekanntschaft mit besseren Sitten und Manieren, als die beiden anderen Damen zu haben scheinen!"

Unser Kammerer stopfte sich eine Pfeife, ging nachdenklich im Zimmer auf und ab, schmatzte, rauchte, hustete und schloß endlich den Schreibpult auf. Eine ganze Stunde saß er daran und rückte ohne Ruhe und ohne Rast beständig auf seinem grünen Drehstuhl hin und her. Auf einmal ergriff er eine Feder und schrieb mit verstellter Handschrift:

„Sehr achtbare Frau! In Bezug auf den delikaten Gegenstand, welcher zwischen uns zur Sprache kommen muß, nehme ich mir hiemit die Freiheit, Ihnen für nächstkommenden Sonnabend, fünf Uhr Nachmittags, auf dem Karlsberg eine Zusammenkunft vorzuschlagen, und zwar in der ersten Allee rechts am Damm, gegenüber der Parkwächterswohnung. In der Hoffnung, daß Sie mir das Vergnügen nicht versagen werden, und in der Ueberzeugung, daß ein so ästimables Frauenzimmer, wie

Sie mir zu seyn scheinen, kein solches Billet geschrieben haben würde, wenn Sie nicht in sich die Fähigkeit fühlte, die Bedingungen zu erfüllen, welche ich von meiner künftigen Gattin wünsche und erwarte, zeichne ich

mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr gehorsamer Diener
vorderhand ohne Namen.

N. S.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, denn dies versteht sich von selbst, daß Sie das strengste Stillschweigen von mir erwarten dürfen, wenn es auch zu einer näheren Vereinbarung zwischen uns nicht kommen sollte; ebenso wenig zweifle ich, daß ich von Ihrer Seite, hochachtbare Frau, mich der nämlichen Delikatesse zu versehen habe, indem ich die Verschwiegenheit bei einem Gegenstand wie dieser ist, für eine Hauptbedingung halte."

„So!" rief der Kammerer aus, faltete den Brief zusammen und versiegelte ihn sorgfältig. Sobald er sich zum Spaziergange, das heißt den bouteillengrünen Ueberrock angezogen hatte, begab er sich schleunig mit seinem Billet auf den Weg; denn etwas Gutes darf man nicht lange aufschieben.

Die hochwichtige Sache war bald abgethan — und nun war es ihm so leicht um's Herz', er fühlte sich so froh und freigebig gestimmt, daß er beschloß, an eine Schenke am Strande unten zu gehen und dort ein Glas Rum zu nehmen.

Dort angekommen setzte er sich in die linke Fensterecke und ließ, hie und da an seinem Glase nippend, sein künftiges Leben in den lachendsten Bildern an sich vorübergehen. Er las das Billet der achtbaren Frau noch ein Mal und überzeugte sich immer mehr, daß die Schreiberin ein sehr würdiges und respektables Frauenzimmer seyn müsse. Und da auch sie ihrerseits sich nach einer Vereinigung sehnte . . . .

„Na, bei meiner armen Seele, träume oder wache ich!" erscholl eine bekannte Stimme ganz nahe an den

Ohren des glücklichen Freiers, und in demselben Augenblick fühlte der Alte einen kräftigen Schlag auf der Schulter. „Wohin muß ich das Wunder schreiben, den Herrn Kammerer hier zu sehen?“

„Je nun, ja, man will sich auch ein Mal von Hause los machen! es ist so lustig, ganz prächtig, so hier zu sitzen und den brausenden Strom und den musizirenden Harfenspielerinnen zuzuhören. Es liegt etwas Einlullendes in dem ganzen Leben und Getreibe um Einen her; der herrliche Saal und all' die Gestalten, welche in Cigarrenrauch umherschweben ....“

„Der Herr Kammerer sind heute, wie ich merke, ganz lustig, fast möchte ich sagen, poetisch gestimmt,“ versicherte Rosell; denn der war es, welcher sich an den Tisch setzte, an dem der Kammerer saß. „Ich wollte mein Leben verwetten, Sie haben heute ein sehr gutes Geschäft gemacht.“

Der Alte blinzelte halb geheimnißvoll mit den Augen: „man hat so zuweilen einen glücklichen Augenblick! aber — darf ich Ihnen nicht auch ein Glas anbieten ...! Kellner! ...! es freut mich, daß ich einen Bekannten treffe, während ich gerade so gut bei Laune bin. Sie wissen wohl, Herr Sekretär, daß es sonst meine Sache nicht ist, mich an solchen Orten herum zu treiben, werde es auch später schwerlich mehr oft so machen; aber, wie gesagt — für ein Mal ...! Die Lümmel hören gar nicht ... Haben Sie die Güte und bestellen Sie es selbst!“

„Auf Ihre Rechnung, Herr Kammerer?“ fragte Rosell.

„Ei natürlich, versteht sich — dann können wir auch eine Tasse Thee zu uns nehmen; Sie sehen, Herr Sekretär, ich bin einmal im Zuge.“

„Wenn es so ist, so erlauben Sie mir einen Vorschlag zu machen — Kellner! — Sie, Herr Kammerer, trinken Ihren Thee — meine Liebhaberei ist das schlabbrige Zeug just nicht! für meine Tasse kommen mir also zwölf Schillinge zu gut ... He da, hierher Kellner!

Eine halbe Flasche Punsch auf die Rechnung des Herrn da, aber schnell! ... Sehen Sie, Herr Kammerer, hätten wir bloß zwei Gläser genommen, so machte dieß mit meinem ersparten Thee gerade sechsunddreißig Schillinge. Die halbe Bouteille kostet nur einen Thaler, man hat dann aber auch seine vollen fünf Gläser; Sie haben demnach reinen Gewinn davon, daß ich so bestellt habe, was ich meiner Entschuldigung halber zu bemerken bitte."

„Na, na," lachte der Kammerer, „da sieht man den Advokaten; aber das muß man sagen, der Herr Sekretär ist immer lustig."

„Und damit Sie sehen, daß Sie Recht haben, so will ich auch sagen, was ich im Sinne hatte — — ist Ihnen eine Cigarre gefällig, ächte Havannah, ganz gut — — ja, ja das Wetter ist wirklich außerordentlich hüsch, — wenn es Ihnen ist, wie mir, Herr Kammerer, so schlendern wir ein wenig nach dem Thiergarten, zu der hübschen Olivia, und wenn Sie dort eine Fhasche Champagner setzen wollen ...."

„Champagner? ich Champagner setzen? das fällt mir im Leben nicht ein!"

„Na, na, so hoch versteigen sich meine Gedanken auch nicht, 's war nur Spaß von mir," versicherte der Sekretär, „wir haben ja Punsch." Aber als unser guter Alter seine drei Gläser ausgestochen hatte und dabei in die brillanteste Laune von der Welt gekommen war, zeigte er sich nichts destoweniger bereit, Arm in Arm mit Rosell den vorgeschlagenen Gang nach dem Thiergarten zu machen. „Zum Henker auch! — einen lustigen Tag im Jahre wird man sich doch machen dürfen! Allons! Marsch; ist mir's doch, als ob ich wieder jung wäre!"

Als der Kammerer am Morgen nach diesem merkwürdigsten Abenteuer seines Lebens zwei Stunden später als gewöhnlich aufwachte, kam es ihm wie im Traume vor, denn er fand, daß er seine richtigen sechs Thaler, vierundzwanzig Schillinge für Rum, Thee, Punsch und

zwei Flaschen Champagner ausgegeben hatte, aber neben diesem Traum strahlte ihm auch eine helle Wirklichkeit entgegen! Am andern Tage sollte ja eine noch größere Veränderung mit ihm vorgehen. Unter den Gedanken an die Karlsberg-Allee und was ihn dort erwartete, merkte er nicht ein Mal die alten Verdrießlichkeiten bei seiner Toilette: er vergaß sogar seinen Vögeln das gewöhnliche Morgenfutter zu reichen, bis ihr vereintes Gekreisch ihn aus seinen tiefen Grübeleien weckte.

Zwölftes Kapitel.

Der junge Ficker trifft einen alten Bekannten, welchen er nothwendig nach Hause führen muß, ehe er seinen Auftrag ausrichten kann.

Mit Muhme Malla's Auftrag in der Tasche wanderte Will durch die Straße.

Ohne im entferntesten zu ahnen, daß er im Begriffe war, seinen gefährlichsten Nebenbuhler aufzusuchen, ging er im Gegentheil mit ganz interessanten Gedanken um. Lisas Freundlichkeit, der holde Ausdruck in ihrer Stimme hatte in ihm, wenn auch gerade keine bestimmte Hoffnungen, doch wenigstens die Idee einer Möglichkeit erweckt, einst den Weg zu ihrem Herzen, oder zum Paradies — was für ihn gleichbedeutend war — zu finden.

Denn daß Lisa ihn lieben, daß er einst ihr Mann werden, und sie ihn ihren lieben, guten Will, ihr herzliebstes Alterchen — lauter Beinamen, wie sie die Gattinnen gebrauchen — nennen könnte, selbst der Gedanke an all' Dieses war so herrlich, daß es Will dabei abwechselnd kalt und heiß wurde — trotz einem Gourmand, wenn er vor einer ächten und gerechten Straßburger Gänseleberpastete sitzt.

So in seine Phantasien vertieft, steuerte er an der Wohnung des Notars vorbei, immer weiter die Kirchstraße hinab, so daß er endlich bis zum Eisenmarkte

kam, wo er ganz unvermuthet gegen eine Person anprallte, welche mit etwas unsicherem Gange, in ganz hübschem Zickzack hinüber und herüber lavirte. Will blickte auf und fuhr ein paar Schritte zurück, als er entdeckte, daß es Niemand anders war, als sein eigener würdiger Vater, welcher auf solchen Irrwegen ging, und sich, der wunderbaren Wirkung der wohlthätigen Fleischbrühe zum Trotz, in einem mehr als seligen Zustande befand.

„Was Teu... Teu... Teufels! geht denn der Weg durch die Leute?" stammelte der alte Ficker und hob ein Büschelchen Faßbänder in die Höhe, welche er in der Hand hielt.

„Um Gotteswillen, laßt Euch nach Hause führen, Vater! wie seyd Ihr denn daher gekommn? und dazu noch..." Will wagte nicht hinzuzusetzen... in einem so verwahrlosten Zustande.

„Bist Du es, Wi... Wi... Will, bist Du es, mein gu... gu... guter Junge, wie ka... kannst Du nur so du... dumm fragen; wie ich da... daher komme? Ich bin spa... spazieren gegangen, pro... promenirt, herum ge—schlendert, ha, ha, ha! Was meinst Du, was Neta sagen wird, wenn ich so heimko... komme? sie hatte heute so schwache Fleischbrühe, ja gar zu schwa—che, was meinst Du dazu? so sieh' mich doch an, Du Lümmel! Am Ende machst Du Dich gar über mich lustig, he? zum Teufel, was für ein Spaß, daß die Neta die Fleischbrühe so schwach gemacht hat, hi, hi, hi!"

„Wo seyd Ihr denn gewesen, Vater?"

„Fä... Fässer hab' ich gebunden... Fässer, bei... meinem alten Kunden Isaak Dagerberg, und da hab' ich mich für mein Geld lustig gemacht. Einen lustigen Tag darf — man schon ein Mal haben. Ein Räuschchen in Ehren kann Niemand verwehren. Neta mag sagen, was sie will, ich schere mich den Henker darum!"

„Seyd so gut, Vater, laßt Euch unter dem Arm

fassen und heimführen! Es wäre doch eine Schande, wenn wir einem Bekannten begegneten, dem Kammerer z. B. oder Muhme Norman."

Vor der Letztern hatte Meister Ficker einen besondern Respekt, deßwegen rief er ganz ängstlich, während seine gläsernen Augen den gefürchteten Gegenstand durch den Nebelschleier suchten: „Herr Gott! ist das Weibsbild um den Weg?"

„Freilich," sagte Will, seinen Vortheil wahrnehmend, „es sind noch keine zwei Minuten, bin ich ihr begegnet. Wenn wir uns aber sputen, so glaube ich kaum, daß sie uns einholt, so schnelle Beine sie auch hat."

„Teufels, das ist dumm! Will, mein Junge! da... da hab' ich noch ein paar Schillinge, die ich noch los werden muß. Neta sagt ja so immer, daß All... Alles eben heim müsse, und es ist nicht der Mühe werth, wenn ich den Bettel nach Haus bringe, während die andern heidi sind. Aber wo kommst denn Du her, Will? ich halte Dich ja nur auf, mein — Junge."

„Ach nein, Vater, ich habe gar keine Eile. Es war doch gut, daß mein Weg mich daher führte."

„Nein, nein, das kann ich just nicht sagen. Ich hätte den We... Weg auch ohne Dich heimgefunden. Aber wa... wa... warte ein bischen! Halt' mich nicht so verflucht fest am Arm! Laß... laß los, sag' ich, Du Schlingel — hab' Respekt vor Deinem Vater Ich muß da hinein, hab' ein kleines Geschäft drin."

Mit aller Gewalt zog der Alte nach der Gegend, wohin seine Augen gerichtet waren. Die letzten Schillinge brannten ihn in der Tasche, sie schienen zu ahnen, daß das wohlbekannte Haus mit der lockenden Ueberschrift: „Schnapsschenke" in der Nähe war.

Will sah sich um. „Hab' ich's nicht gesagt!" rief er aus, „dort flattert eben Muhme Normans blauer Shawl um die Ecke. Wenn wir dieser jetzt nicht aus

den Zähnen kommen, so gibt es eine schöne Geschichte! Ihr kennt sie, Vater."

„Ja, mein' Seel!" fügte der alte Ficker mit einem Seufzer hinzu, „ich kenne das Hexenvolk wie meinen Hosensack! Niemand als sie hat meine Neta die verflu... verfluchte Fleischbrühe kochen gelehrt. Aber Will, könnte ich mich nicht so lange da drinnen verbergen, bis sie vorüber ist? Laß mich hinein, lieber Junge, nur ein wenig — ein ganz klein bischen."

„Soll sie Euch in diesem Zustande sehen? Das vergäße sie Euch nie. Um Gotteswillen kommt!" Halb mit Gewalt brachte endlich Will seinen lieben Herrn Papa an dem gefährlichen Magnet vorüber; dann ging es recht brav und der Alte wunderte sich nur immer, was wohl Neta dazu sagen würde, wenn sie fände, daß er auch Haare auf den Zähnen habe und sich den Teufel um das Weibergeträtsche kümmere.

Muhme Neta saß in ihrem gewöhnlichen Abendnegligé, der braunen Schlafjacke und dem grünen Unterrock und hakte Wursthüllsel, als Will den Alten zu der schmalen Thüre hineinschleppte.

„Was ist das — was in Christi Namen, soll das bedeuten! wo hast Du ihn so aufgegabelt?" Mit einem Satz war die Alte über alle Fleischhaufen weg, an der Thüre. „Na, das muß ich sagen, das alte Vieh ist ja toll und voll. Schämst Du Dich denn nicht, Ficker, Du solltest...."

„Halt's Maul, Weib! siehst Du denn nicht daß ich Kapitän bin!" Den Hut auf dem linken Ohr, taumelte der Alte gegen die Wand und stellte sich vor den kleinen Spiegel. Es war ihm ein wahrer Genuß, einmal sein Bild aus alter Zeit wieder zu sehen. „Grüß Dich Gott, grüß Dich Gott, alter Ficker!" nickte er seinem Doppelgänger mit dem Kupfergesichte freundlich zu. „Bravo, mein alter Junge! halt' Dich wacker, die Alte, mit sammt ihrer Fleischbrühe mag der Teufel holen!"

„Du mein Herr und Gott! — Will!“ schluchzte Muhme Neta. „Mußt' ich das erleben; meine Tage habe ich kein solches Spektakel gesehen! Ich darf ihn nur einmal auf eigne Faust machen lassen, gleich ist der Teufel los. Ich hätte schwören wollen, daß er nicht zwei Stüber in der Tasche hätte.“

„Wenn wir ihn nur dazu brächten, daß er zu Bett ginge,“ meinte Will.

„Was murmelst Du da — ihr wolltet, daß ich mich hinge?“ bei diesen Worten wandte sich der Alte hastig gegen seine theure Ehehälfte.

„In's Bett sollst Du, Vater, blos in's Bett. Du hast des Guten ein bischen zu viel gethan; es wird sich aber schon geben, schlaf' nur aus. Komm Alterchen, leg' Dich ein wenig auf das Sopha!“

„So, meinst Du ich sey voll! Marsch Herenpack! Das sag' ich Dir, wenn Du morgen wieder mit der Fleischbrühe angestochen kommst, so jag' ich Dich zum Haus hinaus — hörst Du, Neta, ja zum Haus hinaus!“

„Ja, Väterchen, ich höre; schlaf' aber erst aus, nur ein Viertelstündchen — wenn Du wieder wach bist, back' ich Dir auch Fleischpfannkuchen!“

Muhme Neta redete dem Alten so lange zu, bis sie ihn endlich in's Nest persuadirte; — freilich mußte sie zugeben, daß er das Friedenspfand, die blaue Flasche mitnahm.

Nach ein paar Minuten schnarchte Papa Ficker so gründlich, daß seine liebe Alte es wagen durfte, hin zu schleichen und ihm die blaue Flasche aus dem Arm zu nehmen. „Wo hast Du ihn denn aufgetroßt?“ fragte sie Will, welcher noch da stand, obgleich er sich heimliche Vorwürfe machte, Lisa's Auftrag noch nicht ausgerichtet zu haben. Es ließ ihn aber nicht von der Stelle, ehe er seiner Mutter entdeckt hatte, was ihr Rath für eine gute Wirkung gehabt.

„Ich habe den Vater am Eisenmarkt getroffen, wo ich für Lisa eine Kommission besorgen sollte." Und nun folgt die Beschreibung des kleinen, für ihn so interessanten Auftritts mit seiner Base.

„Siehst Du, siehst Du? ich weiß ja, was ich weiß! halte Dich nur wacker dran, mein Junge — und sie wird noch Deine Frau, so wahr ich Neta heiße! Aber spute Dich jetzt, sonst wird sie böse, daß Du so lange ausbleibst. Wäre der Alte nicht gewesen .... aber Gott sey Dank, daß Du ihn heimgebracht hast!"

„Gute Nacht, Mutter! Wenn ich morgen Abend ein Stündchen erübrigen kann, so springe ich einen Augenblick herüber." Damit schoß Will wie ein Pfeil die Treppe hinauf und die Straße hinab, und machte Schritte, wovon einer drei gewöhnliche maß. Auch dauerte es keine paar Minuten, so befand er sich im Vorplatze des bezeichneten Hauses in der Kirchstraße.

Er stieg drei Treppen hoch hinauf. Man wies ihn von einer Thüre zur andern, bis er unter dem Dache war, wo er an der ersten besten Thüre klopfte.

Ein altes Weib öffnete.

„Wohnt hier der Notarius Wetterquist?"

„Die Thüre links." Die Frau verschwand; als Will an den bezeichneten Ort kam, begann er abermals zu klopfen, ein, zwei, dreimal — aber alles vergebens. Aergerlich, den Gesuchten nicht daheim zu treffen, ging er wieder die Treppe hinab und zog abermals an der Klingel.

„Ich bitte um Vergebung," sagte er, als sich ein mürrisches Gesicht zeigte," ich wünschte zu wissen, wenn der Notarius Wetterquist Abends nach Hause zu kommen pflegt?"

„Da hätte man viel zu thun!" ließ sich die Gefragte bärbeißig vernehmen. „Eine Treppe tiefer wohnen die Wirthsleute. Vielleicht weiß das Mädchen Bescheid?"

Will stieg tiefer hinab; jetzt stand ihm aber das

Glück bei, denn die Thüre wurde von einem hübschen gutgekleideten Mädchen geöffnet, welches Will zufällig kannte, denn sie hatte, im Auftrag ihrer Herrschaft schon zuweilen Wills Viktualienbude besucht. Will und Jungfer Marie grüßten auch deßhalb einander als alte Bekannte.

„Guten Abend, liebe Marie! dienst Du hier?"

„Guten Abend, Herr Ficker! Ei, wen suchen Sie denn? Doch wohl mich nicht?" Dabei verzog Marie den Mund zu einem Lächeln, als ob sie dies durchaus nicht für unmöglich halte.

„Nein, ich müßte lügen, wenn ich das sagen wollte. Indessen freut es mich sehr, Dich hier zu treffen, schöne Marie! Aber sag mir doch, wenn Du es weißt, wann der Notar, der oben wohnt, gewöhnlich nach Hause kommt?"

„Ach lieber Himmel — ist er Ihnen auch schuldig?"

„Nein, das ist er nicht, ich habe etwas Anderes bei ihm zu thun. Sag' mir doch, wenn ich gewiß seyn kann, ihn zu treffen"

„Wahrlich, das ist schwer zu sagen," lachte Marie mit einem höchst schnippischen Gesicht. „Er ist nie daheim."

„Nie daheim? — wo ist er denn da?"

„In seiner Stube! Aber dies nur unter uns!"

„Potz tausend! wenn er daheim ist, dann muß er stocktaub seyn; ich habe wahrhaftig geklopft, daß er es hören konnte."

„Ja, wenn aber Jemand nicht zu Hause ist, so kann er doch auch nicht aufmachen! Verstehen Sie es denn nicht? Und nun lachte Marie aus vollem Hals über ihren Witz.

„Es freut mich, daß Du so lustig bist, Marie," versetzte Will, ein wenig ärgerlich. „Aber nun sey so gut und sage mir ohne Spaß, ob der Notar zu Hause ist oder nicht; denn ich habe Eile!"

„Wenn es so ist, werde ich Sie gewiß nicht auf-

halten, Herr Ficker," und mit einer verdrießlichen Geberde schickte sich die erzürnte Mamsell an, dem guten Will die Thüre vor der Nase zuzuschlagen.

„Liebe Marie," versetzte Will in einem ganz anderen sehr freundlichen und vertraulichen Tone — um Lisa's Willen durfte er kein Mittel unversucht lassen, und — „liebste beste Marie, mein Herr paßt mir gewaltig auf, und rechnet eine jede Minute nach, die ich auswärts bin. Sag' mir nur, ich bitte Dich recht schön, wo ich den Notarius treffen kann?" Mit diesen Worten versuchte Will ein paar ziemlich unbeholfene Karessen.

„O Sie, gehen Sie!" sagte Marie und that, als ob sie sich ein bischen wehren wollte. Zu Hause ist er, der arme Mensch; schon seit vier Tagen hat er die Nase nicht aus der Thüre gesteckt. Es streicht beständig so ein Schloßkanzleidiener um unser Haus, und dieß ist der Grund, warum sich der Notarius selbst Stubenarrest aufgelegt hat; ginge er aus, so würde ihn jener alsbald beim Kragen packen. Ich bringe ihm täglich sein Mittagessen, und dieß ist alles, was er genießt."

„Der arme Mensch! sagte Will mitleidig."

„Ach ja, 's ist wahrlich Schade um ihn! er ist so ordentlich, aber leider blutarm. Er thut den ganzen Tag Nichts, als eine Masse Verse schreiben, welche er verkaufen will. Die Frau, welche nebenan wohnt, sagt, daß er ganze Nächte im Zimmer auf und abgehe, und laut lese. Den Tag über hält er sich aber ganz still, wie eine Katze.

„Aber wie lange wird er das ausführen können?" fragte Will.

„Sicher nicht lange. Am Ende muß er doch in den Schuldthurm spazieren, wenn nicht bald die erwarteten Gelder aus Westgothland kommen, „heute hat er noch kein Mittagessen begehrt."

„Ich bringe gerade Geld für ihn," rief Will freudig aus, als ob er sich jetzt erst seines Auftrags wieder erinnerte. „Ach, wenn ich nur zu ihm hinein könnte!"

„Geld bringen Sie? Da dürfen Sie wohl hinein, Herr Ficker; ich will vorausgehen.“ Und schnell sprangen Beide die Treppe hinauf.

„Herr Notarius,“ flüsterte Marie zum Schlüsselloch hinein.

„Was gibts?“

„Geld!“

„Geld? — An wen? An mich?“

„Ja, 's ist ein Herr da, der Ihnen Geld bringt, machen Sie geschwind auf, denn er hat Eile.“

Der arme Wetterquist war so in der Klemme, daß er dem guten Wetter nicht traute, und den Verdacht hegte, es möchte hinter dieser Freudenpost irgend ein schlechter Witz stecken, deßhalb fragte er vorsichtig: „Wer schickt denn das Geld?“

„Frau Norman, für das verkaufte Bild,“ erwiederte Will mit freundlicher Stimme.

„Gott sey Dank!“ dachte der Notarius, welcher gestern sein letztes Geld ausgegeben hatte, öffnete die Thüre und bat Will, mit einer Art vornehmer Höflichkeit einzutreten.

Der Grund, warum Wetterquist sich nicht schon längst bei Frau Norman um die Sache erkundigt hatte, war der, daß er fürchtete, Lisa möchte ihrer Mutter den Erfolg der Zusammenkunft im Hopfengarten mitgetheilt haben, weßhalb er lieber noch so krumm liegen wollte, als der erzürnten Mutter unter die Augen zu treten. Als er aber aus Wills Auftrag sah, daß sich die stolze Lisa nicht zu Klagen erniedrigt hatte — ein Zug, welcher sie, im Vorbeigehen gesagt, in den Augen ihres früheren Liebhabers wieder etwas höher stellte — nahm der Notarius sogleich die Miene eines Mannes an, der mit einem Untergeordneten spricht.

„Meine Base...“ begann Will, da er sich aber schnell besann, daß die Hofmeisterin ihm eingeprägt hatte, einen Gruß von Ihr und nicht von Lucie auszurichten, so verbesserte er sich geschwind... „meine Muhme, Frau

Fogelquist fürchtete, der Her Notarius möchten nicht ganz wohl seyn, da Sie das Geld für das Gemälde noch nicht abgeholt hätten, deßhalb schickt sie mich im Auftrage der Frau Norman zu Ihnen."

„Ich war nicht gewiß, ob sie es verkauft haben würde und wollte heute Abend oder morgen früh nachfragen. Inzwischen danke ich Ihnen für Ihre Mühe. Haben Sie die Güte, der Frau Fogelquist zu sagen, daß ich vollkommen wohl sey und sowohl Ihr, als Fräulein Lucie meine schönste Empfehlung machen lasse."

Will verstand recht wohl, daß diese Worte des Notarius, während er das Geld nahm und durchzählte, für ihn ein handgreiflicher, wenn auch nicht sehr artiger Abschied war, und obgleich es nicht leicht einen Menschen gab, welcher eine weniger hohe Meinung von sich hatte, als unser bescheidener Will, so schien es ihm doch beim Umherblicken in der Stube, daß der Inhaber nicht nöthig hätte, einen so vornehmen und herablassenden Ton anzunehmen. Freilich konnte er für den Notarius in seiner mißlichen Lage nichts thun, allein Will war eine so ehrliche Haut — er meinte es mit der ganzen Welt so gut. — Es hätte ihn nichts mehr gefreut, als wenn er dem Notarius auch nur den geringsten Dienst hätte leisten können.

In Folge dieser Empfindung überwand Will seine Schüchternheit, und nachdem er eine Weile etwas verlegen dagestanden hatte, äußerte er:

„Nehmen Sie es nicht übel! ich verstehe wohl, daß Sie meinen, ich solle gehen, aber ich weiß — habe erfahren — daß der Herr Notarius in Verlegenheit sind, und da wollte ich wohlgemeint gefragt haben, ob ich Ihnen nicht vielleicht einen Dienst leisten könnte? wenn man allein steht und keine Freunde hat, denke ich, kann auch der Unbedeutendste...." Seine Schüchternheit hinderte ihn an dem Schlusse seiner Rede; ein mehrmaliges Husten ließ das Weitere errathen.

„Dank, dank mein Freund!" erwiederte der Nota-

rius erröthend. „So schlimm ist es nicht. Ich merke, daß Marie sehr dienstfertig war; aber die einfältige Gans“ — es war ein Glück, daß Marie sich schon wieder entfernt hatte. — „Was versteht diese von Männerangelegenheiten! Gleichwohl danke ich Ihnen für Ihre gute Absicht.“

„Will erröthete gleichfalls, er merkte, daß er mit seiner Gutmüthigkeit an den unrechten Mann gekommen war, und mit unwirschem Trotz, welcher ihn gar nicht übel kleidete, versetzte er:

„Ich hoffe, Sie werden meine Zudringlichkeit entschuldigen, Herr Notarius! Ich wenigstens werde nicht mehr weiter daran denken, daß ich meinen guten Willen an Jemand weggeworfen, dessen Rock zu tragen ich die Ehre habe.“

Ein zorniger Blick der Verachtung traf Will; allein er gab ihn ruhig zurück, verbeugte sich und ging.

„Was dieß ein hochmüthiger Bengel ist!“ sagte Will, noch roth vor Aerger, als er seiner Muhme Malla und Lisa von seinem Auftrage Rechenschaft gab. „Aber ich habe ihm gehörig hinausgegeben!“ setzte er hinzu, und triumphirte bei dem Gedanken an den Hieb, welchen er ihm versetzt hatte.

„Das ist ein unverschämter nasenweiser Schlingel!“ dachte der Notarius. „So etwas muß man sich gefallen lassen, wenn man — arm ist. Arm, höllisches Wort, aber noch höllischere Wirklichkeit! Wie kann man leben, wenn man täglich in Armuth vergeht, und sich zu Tode schämen muß? Und doch lebt der im Ueberfluß, welcher eigentlich... Aber was weiß der, oder wie soll er etwas von mir erfahren? — aber nicht durch mich, dazu bin ich zu stolz. Als Jüngling wußte ich der Dürftigkeit trotz zu bieten, der Mann wird sich nicht minder stark zeigen. Mehr als einmal kann man nicht sterben! — und lieber dieß, als wie ein Bettler vor die Thüre desjenigen zu kommen, dessen Pflicht es wäre, mir Alles zu geben. Ich könnte mein Geschick verfluchen, wenn

es mir nicht zuweilen eine wahnsinnige Lust wäre, dagegen zu kämpfen, diese hier..."

Die beiden letzten Worte, welche Wetterquist mit einem starken und eigenthümlichen Accent sprach, galten ein paar Gedichtheften, welche er vom Tische nahm, und mit einem Blicke betrachtete, in welchem man deutlich die Fortsetzung lesen konnte: „werden mir Alles ersetzen. Es sind die Kinder meines Geistes, die Frucht langer Nachtwachen. Ich habe nicht umsonst gesprochen, meine Stimme wird gehört, mein Name bekannt werden, bewundert, vielleicht wohl vergöttert! Dann erst wird es Zeit seyn, aus dem Dunkel hervorzutreten, um gewisse Ansprüche zu verfolgen, wenn ich mir selbst den Lorbeerkranz um die Schläfe gewunden habe." Dabei betrachtete der arme verblendete Notarius mit Vaterliebe seine Geisteserzeugnisse, bis eine feurige Phantasie ihn in jene höheren Sphären emporhob, wo seine Gedanken so gerne schwärmten. Seine Luftreise führte ihn für dieß Mal in sein prachtvoll möblirtes Kabinet, wo er auf sammtnem Lehnstuhle saß. Mit unterthäniger Miene stand sein Sekretär neben ihm und gab auf den geringsten seiner Befehle Acht. Sein Kammerdiener trat mit einem tiefen Bückling ein und meldete den Grafen So und So. Aber gerade als er sich besann, ob er ihn annehmen wolle oder nicht, zerplatzte die schöne Seifenblase bei dem Tone von Mariens Stimme, welche sich abermals am Schlüsselloche hören ließ.

„Was ist's denn nun wieder?" fuhr der Notarius auf, welcher, wie man sich wohl denken kann, nicht weniger verdrießlich über die Störung war.

„Ich dachte nur, da Sie jetzt Geld haben, Herr Notarius, so wollten Sie vielleicht Etwas zu Mittag essen — auch hab' ich hier einen Brief."

„Einen Brief? ha, wahrscheinlich von meinem frühern Vormund; heut' lächelt mir das Glück." Er schob einen Zehnthalerscheinn zur Thüre hinaus, bat Marien ihm eine Portion Cotelettes mit grünen Erbsen nebst

einer halben Flasche Porter zu besorgen und ihm den Brief zu reichen.

„Er ist nicht frankirt," sagte Marie, welche ihm am Gesichte ansah, daß er dieß erwartet hatte. Der Notarius schlug die Thüre heftig zu, riß den Brief auf und las:

„Mein lieber Ernst!

Es thut mir sehr leid, daß ich nicht im Stande bin Dir auszuhelfen; aber Du wirst, oder solltest wenigstens einsehen, daß ich schon weit mehr für Dich gethan habe, als ein Mann mit so vielen unversorgten Kindern kann und darf. Warum streckst Du Dich nicht nach Deiner Decke? Ich sollte meinen ...."

Ohne weiter zu lesen, zerriß der Notarius den Brief in tausend Stücke. „Nach meiner Decke soll ich mich strecken! Meine ganze Jahreseinnahme beträgt achtzig Thaler! und doch habe ich Leib und Seele; der Leib fühlt den Hunger — und an der Seele nagen die Höllengeister der Erniedrigung. Mag nun der Schlüssel außen an der Thüre stecken, es hilft doch zu Nichts und mag es auch führen, wohin es will, wenn es nur zum Ende führt. Bei Menschen ist kein Erbarmen; bei Gott..." Hier schwieg er plötzlich. Die Schmähung, welche seine Zunge auszusprechen im Begriffe war, kam nicht über seine Lippen. Allein seine Gedanken waren jetzt düster und hoffnungslos. Nirgends hatte er eine Stütze. Aus den Höhen der schimmernden Illusion in den Abgrund der schwärzesten Wirklichkeit hinabgestürzt, verzweifelte er in diesem Augenblicke an Allem — sein Geist verirrte sich in ein Labyrinth vermessener Spitzfindigkeiten. Feige, sündige Gedanken thürmten sich in ihm auf. Seine gesunde überwiegende Vernunft glich einem einsamen spärlich auflodernden Lichte, welches mit dem letzten Fünkchen Glauben zu ersterben drohte.

Dreizehntes Kapitel.

Kammerer Laßmans Fahrt nach Karlsberg und Zusammenkunft allda mit seiner Zukünftigen.

Der Kammerer Laßman stand vor einem großen, mit Seehundfellen überzogenen Koffer im Triangel, und holte ein Kleidungsstück nach dem andern hervor, blies jedes sorgfältig ab und wendete es nach allen Seiten um; endlich hatte er Alles, was zu einer gehörigen Toilette gehört. Schwarzen Frack und schwarze Hosen, weißgelbe Weste und ditto Halsbinde.

Diese ausgesuchten Artikel, welche ihrerzeit höchst elegant gewesen waren — denn aus reiner Sparsamkeit hielt der Kammerer stets auf den feinsten Anzug — wurden nun an einer Leine aufgehängt, welche quer über den Triangel ging, erhielten dann von dem Kammerer verschiedene Ermunterungshiebe mit einer dünnen Gerte, worauf er sie ausbürstete und zum ferneren Auslüften hängen ließ. Heute war der große, merkwürdige Tag, wo unser alter Kammerer sein Loos aus der Ehestands- oder wenigstens Liebesurne ziehen sollte. Heute sollte er seine künftige Ehehälfte sehen; ehe er wieder in seine theuren vier Pfähle zurückkehrte, war er Bräutigam! Mit Einem Worte, es war der Tag, wo der geheimnißvolle Rendezvous in der Karlsberg-Allee stattfinden sollte.

Der Kammerer aß schon gegen ein Uhr zu Mittag, um sich dann bis zu dem Augenblick, wo er den verhängnißvollen Weg antreten sollte, ungestört seinen Gedanken überlassen zu können. Während er Toilette machte, wurde es ihm doch nach und nach etwas bange um das Herz bei dem Gedanken, daß sich von nun an die Ausgaben verdoppeln würden. Nicht für ihn selbst — in dieser Beziehung hatte er keine Aenderung im Sinne, und es war bei ihm eine ausgemachte Sache, daß das erwähnte schwarze Kleid sein Bräutigamsstaat seyn sollte, denn

obgleich nicht mehr neu, war es doch noch nicht auffallend fadenscheinig: deßwegen hatte es, mit Ausnahme von ein paar Kleinigkeiten, für seine Person keine Noth — aber eine Frau, da lautet es schon anders, das ist nicht so leicht abgemacht. Freilich allzu große Prätensionen durfte sie nicht machen, allein filzig durfte er sich doch auch nicht finden lassen, wenigstens nicht im Anfange. Vielleicht war auch ihre Garderobe schon ohnedem wohlbestellt. Indessen war dieß leider immer eine ungewisse Sache, da es in jedem Betracht ein unläugbares und für einen Ehemann sehr fühlbares Unglück ist, daß man neben andern Motionen auf dem Reichstage noch keine auf Einführung einer gemeinsamen weiblichen Nationaltracht gemacht hat. „Was für ein unberechenbarer Vortheil wäre es," dachte der Kammerer, wie viel eitler und unnützer Tand würde gespart werden, wie viele Männer könnten in Ruhe zu Hause, statt in dem Schuldthurme sitzen, wie manche Frau würde dann ihr Hauswesen besorgen, statt unaufhörlich an neue Kleider und Moden zu denken — ach! was wäre dieß für ein Gewinn!" Der Kammerer überrechnete in Gedanken, um wie viel reicher der Staat und namentlich jeder Privatmann seyn könnte, wenn der schrecklichen und thörichten Putzwuth der Weiber Maß und Ziel gesetzt würde. „Mein' Seel," setzte er laut hinzu, „schämen sie sich doch nicht, zwei oder drei Kleider im Jahr zu verlangen!" Mit diesen Worten, welche ihn selbst in eine Art frommer Rührung versetzten, schloß der Kammerer seinen Ueberschlag über das Staats- und Ehemannsbudget, um nachzusehen, was sein eigenes Kassenbuch zu solchen enormen Ausgaben sagte; das Resultat davon war die Ueberzeugung, daß er sich auch im glücklichsten Falle bei der künftigen neuen Ordnung der Dinge nicht sonderlich wohl befinden werde. „Aber," sagte der Kammerer sich selbst tröstend, „hat man die Gais angenommen, so muß man sie auch hüten. Jetzt ist es aber Zeit, daß ich mich anziehe."

In seinem weiten schwarzen Frack und den anliegenden Beinkleidern, welche herrlich zeigten, daß unser Held früher auch ein Mal Schenkel und Waden gehabt hatte, in der weißen Weste mit dem umgelegten Shawlkragen, dem altväterischen Spitzenjabot und der weißen Halsbinde über zwei oder drei andern Tüchern, welche eine unübersteigliche Schutzwehr um das fein rasirte Kinn bildeten, stand der Kammerer vor dem Spiegel, legte sein Haar in zierliche Locken an beide Seiten der Stirne, auf welcher noch die hellen Schweißtropfen von der Anstrengung standen, welche ihn die glückliche Vollendung seiner Toilette gekostet hatte.

„So, so geht's," sagte der Alte vergnügt und strich sich ein paar Mal den Bart, um zugleich die etwas steife Halsbinde in bequemere Lage zu bringen, „so wird sich's prächtig machen!" Um noch stolzer aufzutreten, holte er aus der Goldschublade im Pult eine goldene Schnupftabaksdose hervor und aus dem Triangel ein karrirtes seidenes Taschentuch. Nachdem er fertig war, Alles wieder an dem rechten Platze lag, und er ein paar Mal, nach alter Gewohnheit, den Staub im Vorzimmer abgewischt hatte, ging der Kammerer auf die Thüre zu, nicht ohne seinen Freunden in den Drahtkäfigen zum Abschiede zuzunicken, gleich als warte er, daß sie ihm Glück auf den Weg wünschen sollten. Aber die kleinen Geschöpfe schwiegen ganz still und die lauschenden Ohren des Freiers vernahmen auch nicht das leiseste Gezwitscher.

„Wir winden dir den Jungfernkranz"

trillerte der Kammerer selbst, in bester Laune, schloß ab und ging seiner Wege.

Kaum war er auf der Straße, so erinnerte er sich übrigens, daß, im Falle er irgend einem Bekannten begegnen sollte, sein Anzug Veranlassung zu neugierigen Fragen geben könnte. Um diesem zuvorzukommen, kehrte er wieder um, und trotz der Unbequemlichkeit mußte er sich gleichwohl entschließen, seine stattliche Person in den alten abgeschossenen Sommermantel einzuhüllen, welcher

vor Olimszeiten blau gewesen war. „Was hab' ich doch damals für einen dummen Handel gemacht, als ich mir das Zeug da kaufte! Der Spitzbube Lindgren hat mir es aufgeschwatzt. Erst fünf Jahre habe ich den Mantel und doch sieht er aus, als hätte er schon fünfzig Jahre Dienst gethan." Während unser Kammerer so über sein Mißgeschick jammerte, was übrigens den Vortheil hatte, daß sein Gemüth wieder in einiges Gleichgewicht kam, begab er sich abermals auf den Weg, und kam, ohne irgend Jemand zu begegnen, glücklich zu der Brücke am Königsholm.

Da eben ein Boot abgehen wollte, beschloß er, mitzufahren. Eigentlich war es noch eine Stunde zu früh, jedenfalls aber in den schattigen Alleen von Karlsberg kühler. als da, wo er jetzt stand.

Während das Boot unter raschem Ruderschlage über das Wasser hinglitt, saß der Kammerer in dem Hintertheile und überließ sich seinen poetischen Betrachtungen über den herrlichen Tag und die Naturschönheiten um ihn her. Aber plötzlich ging seinem Inneren ein anderes Licht auf, ein Licht, vor welchem die Natur vollständig in den Hintergrund trat. Seine Augen fielen nämlich auf ein Frauenzimmer, welches mit ihm die einzige Ladung des Bootes ausmachte, denn ein paar Mägde mit Körben und drei Kindern übersah er völlig.

Bemeldetes Frauenzimmer hatte ein ganz hübsches Gesichtchen und ein paar Augen, welche schüchtern auf den Wellen hafteten, um des Kammerers neugierige Blicke zu vermeiden. Im Uebrigen war ihr Anzug gerade von jener großen Einfachheit, welche der Kammerer so unendlich hoch schätzte, und welche nun ganz besonders zu seinem Herzen sprach, denn unaufhörlich flüsterte ihm eine heimliche Stimme zu: „Dieser schwarze Baumwollenzeugmantel verbirgt sicher die Person, welche du treffen sollst; gewiß ist sie, wie ich, von der Wichtigkeit des Tages getrieben, gleichfalls zeitlich ausgegangen, und die schüchterne Miene, welche ihr gar nicht übel steht,

und die Sorgfalt, mit der sie den Schleier vorzieht, geben zu erkennen, daß sie etwas Heimliches auf dem Herzen hat. Ob ich mich ihr wohl nähere?"

Der Kammerer bedachte eine Weile das Unpassende einer solchen Dreistigkeit, denn möglicherweise konnte er ja auch im Irrthume seyn. Aber die innere Stimme läßt nicht mit sich markten; unaufhörkich rief sie: „nur frisch drauf los, Laßman! nicht ängstlich — du hast es am Ende doch getroffen."

„Sie sitzen ja mitten in der Sonne, wollen Sie sich nicht näher hieher begeben? Haben Sie doch die Güte!" Mit diesen Worten, welche ihm sehr glücklich gewählt schienen, leitete er die ersehnte Unterhandlung ein.

Aber der Schwarzmantel behauptete hartnäckig seinen Platz und der braune Schleier ward um kein Haar breit gelüftet.

Wie schüchtern sie ist!" dachte Laßman. „Freilich kann sie nicht wissen, wer ich bin, sondern hält mich für einen von den einfältigen Hasenfüßen, welche sich einen Spaß daraus machen, die Frauenzimmer zu beunruhigen." Der Kammerer vergaß ganz und gar, daß sein Aussehen ihn von dem Vorwurf, zu den Gelbschnäbeln zu gehören, durchaus frei sprach.

„Ich muß es in einem andern Tone probiren," sagte er vor sich hin; „ich thue besser, spezieller auf die Sache los zu gehen."

„Madame, Sie erlauben, der Beweggrund Ihrer Reise ist mir vielleicht nicht ganz unbekannt." Das Frauenzimmer im braunen Schleier rückte noch weiter von ihm weg und war offenbar in Furcht und Unruhe.

Der Kammerer rückte ihr ein paar Zoll näher. „Seyen Sie überzeugt, Madame, daß ich durchaus nicht die Absicht habe, Sie irgend zu beunruhigen; sollte ich mich übrigens in Ihrer Person irren, so bitte ich gehorsamst um Verzeihung."

„Ich weiß nicht — verstehe Sie nicht," stotterte

endlich die Unbekannte und zog sich so weit als möglich zurück; „was wollen Sie denn von mir?“

„Ich wollte nur gehorsamst fragen, ob Karlberg das Ziel Ihrer Reise ist?“

„Ja; aber . . .“

„Aber Ihre Schüchternheit hindert Sie mehr zu sagen. Das ist sehr natürlich! was sagen Sie aber dazu, Madame, wenn ich Ihnen erkläre, daß die Person, welche Sie dort zu treffen gedenken, just hier Ihnen gegenüber sitzt?“

„Seyen Sie so gut und lassen Sie mich ungeschoren!“ sagte das Frauenzimmer, welches nicht im Mindesten aufgelegt schien, sich in irgend ein Abentheuer einzulassen. „Außerdem bin ich auch gar keine Madame, sondern ein Nähmädchen, und will zu meiner Herrschaft nach Karlberg.“

„O—o!“ fuhr der Kammerer heraus, gänzlich aus dem Konzept gebracht. „Da muß ich sehr um Verzeihung bitten, meine liebe Mamsell, daß ich eine Unart begangen habe. Ich glaubte, mein' Seel' — ich dachte — ich bildete mir ein, hm, zum Teufel — das war dumm!“ Die letzten Worte murmelte er halblaut zwischen den Zähnen und zog sich ganz entmuthigt zurück. Er wunderte sich nun selbst, wie ihm seine Einbildung einen solchen Streich hatte spielen können; dabei fiel es ihm wie ein Mühlstein auf's Herz, daß er ja eine Sache von hoher, wo nicht höchster Wichtigkeit vergessen habe, nämlich mit der erwarteten Dame ein Erkennungszeichen zu verabreden.

Die übrige Zeit sprach der Kammerer kein Wort. Kaum hatte das Boot angelandet, so sah er seine neue Bekanntschaft hurtig davoneilen; ein paar Sekunden lang flatterte der schwarze Mantel die Schloßtreppe hinauf, und verschwand dann im Eingange vor den fast mechanisch folgenden Blicken des Kammerers.

Nachdem Laßman sein Fahrgeld bezahlt und eine

Weile dem Spiele der Kadetten im Hofe zugesehen hatte, bog er rechts um das Schloß und folgte dem hübschen Weg am Damm vorüber die großen Alleen hinab.

Die Hitze hatte nachgelassen. Frische Lüfte wehten durch die Kronen der alternden Bäume und wiegten ihre dichtbelaubten Zweige auf und nieder. Unserm Kammerer ging das Herz auf. Natur und Stell Dich ein — welch' gefährliche Vereinigung, selbst für einen alten Junggesellen! er begann gleichsam neu aufzuleben und machte einen raschen Sprung zwanzig bis dreißig Jahre rückwärts. Damals, mußte er zugeben, wäre freilich ein Augenblick, wie er ihn jetzt erwartete, besser am Platze gewesen; „aber besser spät als nie," tröstete er sich und fühlte wieder einen Funken Jugendfeuer in sich, so daß er noch hinlänglich Wärme und Gefühl übrig zu haben glaubte, um an der Seite einer Gattin nicht zu erfrieren.

Langsam schlich die Zeit dahin; noch fehlte beinahe eine Viertelstunde an der bestimmten Zeit, dennoch durchzuckte unsern Kammerer eine unsägliche Unruhe, so oft er einen wehenden Schleier, einen Shawl oder etwas derartiges von Ferne zu erblicken glaubte. Aber jetzt betrog er sich gewiß nicht. Vom Ende der Allee kam wirklich ein Frauenzimmer herauf und in ihrem Wuchs und Gang lag, wie dem Kammerer dünkte, etwas höchst Majestätisches. Ihr Antlitz sah er nicht, denn sie hielt einen Sonnenschirm vor. Laßman stand auf, befreite sich hastig von ein paar naseweisen Zweigen, welche sich an seinen Beinkleidern festgehackt hatten, zupfte den Kravattenzipfel, den Jabot und Halstuchwulst zurecht, ließ den Mantel am Boden liegen und ging der Kommenden mit abgemessenem würdevollen Schritte entgegen. Unser Kammerer hatte nicht im Sinne, sich einem abermaligen Mißverständnisse auszusetzen. Deßhalb hielt er sich ziemlich bei Seite, als er aber der Spaziergängerin so nahe war, daß er ihr unter den Sonnenschirm sehen konnte, ließ er seine Augen, buchstäblich gesagt, auf sie niederfallen. Die Dame blickte ihn übrigens so vornehm und

kalt an, daß er ohne alle weitere Erklärung wußte, diese sey nicht die Rechte.

Er setzte seinen Weg fort und gerieth beinahe in Verzweiflung, als er Nichts und abermals Nichts wie lauter ganzen Familien mit Kindern und Speisekörben begegnete.

„Ich glaube, der Böse hat mir heute die ganze Welt auf den Hals geschickt!“ rief er zornig aus und kehrte zu seinem früheren Platz zurück, damit ihm nicht sein blauer Kamelottmantel abhanden kommen möchte. Als die Glocke endlich fast halb sieben und die Allee beinahe leer war, trat der Kammerer eine abermalige Wanderung an. Jetzt würde ihm aber sicher der Lohn für allen ausgestandenen Verdruß, — denn eine stattlich gewachsene Matrone schwebte ihm entgegen; sie trug einen Strohhut mit großem Schirm und dicht anliegendem schwarzen Schleier, und einen grauen, etwas knappen Seidenmantel, ganz dazu geeignet, den respektabeln Umfang und die gediegenen Proportionen der Dame zu verrathen.

„Das ist ja ein ungeheures Stück!“ Der Ausdruck ist zwar nicht fein, dennoch entschlüpfte er leise den Lippen des Kammerers, als er seine Schöne näher ins Auge faßte. „Deßhalb kann sie übrigens doch eine ganz brave Person seyn,“ setzte er in versöhnendem Tone hinzu.“

An der Art wie das Frauenzimmer die Allee heraufkam, ihren Kopf bald rechts, bald links drehte, als suche sie Jemand, nahm der Kammerer für ausgemacht an, daß er das Ziel seines Strebens erreicht habe, und nachdem beide Theile eine Weile hin und her gekreuzt, sich gedreht und wieder einander angesehen hatten, glaubte er, es seye nun Zeit, einige nähere Untersuchungen anzustellen, um sich vollständig zu überzeugen, ob er auf der rechten Fährte sey.

„Suchen Sie vielleicht Jemand, Madame?“ fragte er mit einer so zarten und lieblichen Stimme, daß keiner

seiner Bekannten ihn daran zu erkennen im Stande gewesen wäre.

Das Frauenzimmer nickte. Die Antwort war deutlich, allein er vernahm keinen Ton. Der dicht zusammengewickelte Schleier saß ihr aber auch wie festgekleistert vor dem Gesichte; vielleicht hielt sie ihn gar mit den Zähnen fest, um gehörig verborgen zu seyn.

„In diesem Falle," fuhr der Kammerer mit derselben verstellten Stimme fort, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen meinen Arm biete! Ich bin es, der das Vergnügen, was soll ich sagen, das unschätzbare Glück hatte, Ihr Geehrtes zu empfangen."

Der Kammerer spürte plötzlich ein heftiges Zucken in dem Arme, welcher in dem Seinigen lag. Sie entzog ihm denselben aber nicht, obgleich, wie es ihm bedünken wollte, nicht mehr mit dem herzlichen Gegendruck wie früher. Der Freier schrieb diesen kleinen Umstand übrigens auf Rechnung der Verschämtheit, und fuhr mit großer Ausführlichkeit fort: „Die Sache verhält sich so, meine beste Madame, ich bin des Junggesellenlebens satt. Ich fühle, wie nunmehr Unbequemlichkeiten dieser Zustand mit sich führt, und sehe ein, daß es mit jedem Tage schlimmer wird, deßhalb habe ich seit manchen, ich kann wohl sagen, vielen Jahren, die Sache gründlich erwogen, ehe ich diesen Schritt that ...." Dabei fand es der Kammerer passend, den Arm seiner stummen Zuhörerin sanft zu drücken; nachdem er seine goldne Dose herausgezogen, eine Prise genommen und seiner Schönen gleichfalls eine präsentirt hatte — vielleicht eine Finte, damit sie den Schleier lüften möchte — welches sie aber kopfschüttelnd ablehnte, fuhr er in seinem natürlichen Tone und mit einer gewissen Vertraulichkeit fort: „Dieser Schritt ist um so dringender, als mich von allen Seiten habgierige Verwandte umgeben, welche mir täglich den Tod wünschen, um mit meinem, im Schweiße meines Angesichts erworbenen Vermögen wirthschaften zu können. Allein ehe wir in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu

einem Entschluß kommen oder eigentlich sie mit einander überlegen können, fordert es die Nothwendigkeit, daß Sie die Güte haben, mich mit Ihren Gedanken bekannt zu machen. — Lassen Sie uns aufrichtig seyn und von Angesicht zu Angesicht frei von der Leber weg reden."

Ein heftiges Lachen, gleich dem prustenden Gezisch einer Katze, schallte unter dem Schleier hervor, und mit einer Wendung, wie sie ein junges Mädchen kaum gemacht haben würde, ließ die Unbekannte den Arm des erstaunten Kammerers los und rannte in kurzem Trab den Weg zurück, den sie eben mit einander zurückgelegt hatten.

Man kann sich indessen leicht denken, daß unser Kammerer nicht gemeint war, der Sache auf diese Weise ihren Lauf zu lassen. Er besann sich keinen Augenblick, eilte hinter ihr her und faßte sie aufs Neue, nicht sehr artig, an dem widerstrebenden Arm.

„Pardon, Madame, obgleich ich ein alter Kerl bin, laß ich mich doch nicht zum Narren halten, mein' Seel', dazu hab ich keine Lust! Ich gehe nicht von der Stelle, bis Sie den Schleier weggenommen haben, denn ich will der in das Gesicht sehen, welche sich heraus genommen hat, mit einem ehrsamen und gesetzten Junggesellen ihr Spiel zu treiben!"

Die Dame wandte sich in offenbarem Zorn ab, allein es konnte ihr nichts helfen, und da sie sich nicht gutwillig fügen wollte, faßte der Kammerer den ritterlichen Entschluß, ihr den Schleier vom Gesicht zu reißen. Aber wenn ihn eine Schlange gebissen hätte, wäre er nicht heftiger zurückgeprallt.

„Was Teufel Du bists, Dora, die sich einen Mann sucht!" rief er zugleich beschämt und aufgebracht aus, als er Frau Normans Gesicht erkannte und ihr hämischer Blick seine Augen traf: „Du alter geckenhafter Hansnarr, Du willst Dir eine Frau suchen und heirathen? Ha, ha, ha, ha! Hat man je so etwas Tolles gehört! ja, ja — das ist in der That ein rechtes Unglück, daß Du von

lauter habgierigen Verwandten umgeben bist, welche Dir den Tod wünschen! Ach was für eine rührende Geschichte! 's ist in der That zum Weinen. Pfui Henker, Du alter Narr, sich so zum Gespötte der Leute zu machen! heirathen! heirathen! ja, Du bist mir der Rechte dazu! wahrhaftig, ich möchte mich todtlachen, wenn ich nur daran denke, so ein Narrenkerl will Bräutigam werden!" Dabei machte Frau Norman einen Knix um den andern, schlug die Hände zusammen, stemmte die Arme in die Seite und erging sich in allerhand sonstigen ausdrucksvollen Pantomimen nach Befund der Umstände.

Unser Kammerer, der alte Kerl, war wie aus den Wolken gefallen, und versuchte nicht einmal den überlaufenden Sturm der Beredtsamkeit seiner lieben Base zu hemmen. Er war stumm wie ein Fisch, denn so etwas war ihm noch nicht vorgekommen.

Frau Norman, welche aus seinem Betragen und Erröthen auf einen Anfall von Reue und Zerknirschung schloß, nahm, um ihren Sieg zu vollenden, plötzlich einen andern Ton an. Aus einem gezwungenen Gelächter ging sie zu einer Art von rührendem Weinen über. „Ach, mein lieber guter Vetter Laßman, wie haben Sie sich so weit vergessen mögen, Ihre eigenen Verwandten dermaßen zu verkennen? Ich meines Theils habe Sie stets wie einen Bruder geliebt, Vetter, und Lucie, das arme Kind, wollen Sie nicht zur Erbin einsetzen, und doch hat sie so sicher geglaubt, ein Plätzchen in dem Herzen ihres Vetters zu besitzen! Nein, nein, das kann nicht seyn, wie könnten Sie auch Ihr eigenes Fleisch und Blut verleugnen? Sie denken besser; irgend ein böser Geist hatte Macht über Sie gewonnen, versprechen Sie mir nicht weiter an das Heirathen zu denken — dann soll die ganze Geschichte vergeben und vergessen seyn!"

„Warum willst denn Du Dich verheirathen, Dora?"— Der Kammerer war nun wieder hinlänglich gefaßt, um einzusehen, daß es das Beste sey, allen ihren Hoffnungen

auf ein Mal ein Ende zu machen, da das Eis nun doch gebrochen war.

„Ich — was sagen Sie Vetter?“ rief sie abermals hocherröthend aus, war übrigens sogleich fertig, sich ganz listig aus der Schlinge zu ziehen. „Was sagen Sie Vetter, ich wollte mich verheirathen? Wie können Sie so schrecklich einfältig seyn, Vetter! Ich, eine Frau, welche so in der Wolle sitzt, und ihre eigene Herrin ist! Nein, Gottlob, so dumm bin ich nicht, und will es auch, wenn mich der Herr bei Verstand erhält, niemals werden! Ich habe den ganzen Spektakel von einer guten Freundin, gleichviel, wer sie ist, erfahren; denn auf diese war es gemünzt; vor ein paar Tagen — wann war's doch gleich? — ja, am Freitag — da sagte sie zu mir, liebste Dora, sagte sie, rathe mir, was ich thun soll. Vor ein paar Tagen hat in dem Tagblatt eine Anzeige von einem alten Junggesellen gestanden, welcher eine verständige Person zur Frau sucht. — Du bist doch wohl nicht so toll gewesen, ihm zu antworten, sagte ich. — Ja freilich, sagte sie, ich dachte es wäre gar nicht so übel, und nun habe ich dies Billet da von ihm bekommen, worin er eine Zusammenkunft vorschlägt! Da ich aber Vertrauen zu Dir habe, denn ich hielt Dich stets für eine verständige Frau, sollst Du mir jetzt einen guten Rath geben. — So gib das Billet einmal her, damit ich sehen kann, ob es Ernst ist, sagte ich. Und nun denken Sie sich meine Bestürzung, Vetter, so verstellt die Hand auch war, ich erkannte Ihre Schrift. „Liebste Schwester, das ist eine schöne Geschichte; aber überlaß mir die Sache, sagte ich, „vielleicht weiß ich besser Bescheid darin als Du! Das arme Geschöpf ergriff den Vorschlag mit beiden Händen, und auf diese Weise bin ich hieher gekommen, um Sie zur Vernunft zu bringen, Vetter.“

O, o, gesegnete Weiberlist! Frau Norman hatte nicht den geringsten Verdacht aus der Handschrift des Billets geschöpft, welches, seit es erbrochen war, in keine andere Hände, als die ihrigen kam und noch, in Folge

der holden Verwirrung, mit welcher sie ihre Trödelbude verließ, in ihren Rocksack steckte.

Der Kammerer wußte gar nicht recht, was er von der Sache denken sollte, hielt es aber auf alle Fälle für das Beste, nicht im Geringsten merken zu lassen, daß er Dora's Erzählung für eine Lüge halte. Allein so ganz freien Kaufs sollte sie doch auch nicht davon kommen; er wollte sich dafür den Spaß erlauben, der Frau Norman eine kleine Freude damit zu machen, daß er ihr von seiner Heirathsgrille ein Stückchen vorpfeifen ließ und begann deßhalb sich in abgemessnem festem Tone folgendermaßen zu äußern:

„Es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen so viel Umstände gemacht habe, liebe Base, wahrhaftig sehr leid! Es war aber doch auch nicht ganz übel, daß der Freundschaftsdienst Ihnen Gelegenheit zu einer Spazierfahrt ins Grüne gegeben hat. Was aber mich bei der Sache betrifft, und es will mich bedünken, als ob ich die Hauptperson dabei wäre, so kann ich Ihnen nicht bergen, daß es mein fester unwiderruflicher Entschluß ist, ein passendes Ehebündniß einzugehen; und da es sich nun auf diese Weise nicht zu machen scheint, so habe ich für die nächste Woche eine Reise in die Provinz vor, wo ich mich unter den Töchtern des Landes umsehen will."

Unser guter Kammerer hatte aber gänzlich fehl geschossen, wenn er glaubte, Frau Norman dadurch kirre zu machen — weit fehl! Im Gegentheil, sie beliebte „ihrem lieben Herrn Vetter" in keineswegs gewählten Ausdrücken zu verstehen zu geben, daß er ein völliger Narr sey und schloß mit der Versicherung, daß er gegen sie und Lucie höchst niedrig und unanständig, um nicht „indiskret" zu sagen, handle."

„Ich muß die Frau Base ersuchen, mich mit solchen Redensarten zu verschonen!" entgegnete unser Kammerer ganz kirschbraun im Gesicht. „Ich hoffe, daß ich mit meinem — ich bitte wohl zu verstehen, mit m e i n e m — Eigenthum anfangen kann was ich will. Und aus

diesem Grunde will ich, wenn mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, so gewiß ich Lers Fredrick Laßman heiße, noch vor dem Herbst eine Frau haben, und wenn ich sie aus dem — gleichviel woher — nehmen sollte!"

Nun war der Kammerer richtig böse, weßhalb er denn auch, ohne die geringste Rücksicht auf Artigkeit oder Verwandtschaft, seine Gift und Galle speiende Base im Stiche ließ und nach der Brücke eilte, wo er eben noch zu rechter Zeit ankam, um einen Platz in dem abgehenden Boote zu erwischen.

Es hieße der Wahrheit zu nahe treten wenn wir nicht zugeben wollten, daß der Kammerer bei seiner Heimkunft den schwarzen Freierstaat mit einiger Zerknirschung ablegte. Allein er schloß ihn nicht wieder ein; er hing ihn an die Leine im Triangel auf, ein untrügliches Zeichen, daß er in kürzester Zeit wieder dran müsse. Lers Fredrick Laßman war nicht der Mann, welcher den Muth sinken ließ, wenn seinem großen Plan ein kleines Hinderniß in den Weg trat — nein — im Gegentheil sein Appetit wurde dadurch nur noch mehr gereizt. Und jetzt, nach der Unterredung war es so gewiß als das Amen in der Kirche, daß er reisen, freien und heirathen werde.

„Ja, ja," sagte er schadenfroh, als er mit seinem ganzen Projekt in Ordnung war, „die Ueberraschung mache ich Dir, meine liebe Dora! Ich heirathe und laß Dich vor Aerger bersten über alle die vielen Schnäpse, welche jetzt rein zum Fenster hinaus geworfen sind. Arme Dora," setzte er etwas milder hinzu, „sie hatte doch immer einen ganz guten Cognac!"

Vierzehntes Kapitel.

Haustafel beim Notarius mit roine et raison Er wünscht dumm und unwissend zu seyn; trägt aber an dem andern Tag den Kopf drei Zoll höher.

Aus dem dämmerigen Labyrinth, in welches sich die Gedanken des Notarius Wetterquist verirrt hatten, wurde dieser plötzlich durch Rosells Stimme herausgerissen.

„Mach' auf, Du Hansdampf!“ scholl es von außen; „ich weiß, daß Du drin bist.“

„Mein Plagegeist!“ seufzte Wetterquist. „Aber gleichviel mag er mich tadeln, meinen Stolz verdammen. — Was kümmert mich eine Pein mehr oder weniger? Morgen sitze ich im Schuldthurme, wenn ich nicht vorher... Es ist vorbei mit mir!“

„Na, werd' ich endlich hineinkommen? Hol' mich der Teufel, Du wirst Dich schon entschließen müssen, mir aufzumachen, denn ich gehe nicht von der Stelle, bis ich Dich gesprochen habe!“

„Was brauchst Du solchen Lärm zu machen? ich will Dir den Eintritt nicht verweigern,“ sagte Wetterquist, schloß auf und ließ seinen Gast ein. „Nun, was sagst Du zu meiner Wohnung? Du siehst, sie verräth viel Behaglichkeit! und ich selbst bin der zufriedenste Mensch unter der Sonne — Du findest mich bereit, Dich die Treppe hinabzubegleiten und wenn ich auf die Straße gekommen seyn werde, ohne alle Umstände einer andern Person zu folgen, welche schon seit acht Tagen das Haus belagert, um mich Collé zu schleppen. Ist das nicht eine ganz hübsche Sache, eine Bagatelle, ein Spaß für einen welterfahrenen Mann?“

Auf diese Weise ergoß sich fast in Einem Athem das zur höchsten Bitterkeit aufgestachelte Gemüth des Notarius. Aber der Regierungs-Sekretär machte sich nie eines so argen Fehlers gegen den guten Ton schuldig,

daß er seine Veränderung über gewöhnliche Dinge bezeigt hätte, brach auch deßhalb keineswegs in das Erstaunen aus, welches der Notarius erwartet haben mochte, ein Umstand, welcher, so unbedeutend er auch an sich schien, dennoch auf Wetterquist die wohlthuende Wirkung hatte, ihn in eine minder poetische Stimmung zu versetzen.

Ohne Umstände nahm Rosell Platz und ließ sich in gewöhnlicher Ruhe mit seiner angenehmen Stimme folgendermaßen vernehmen: „Ich wollte Dir in der That wünschen, lieber Bruder, daß Du in meiner Kunst etwas mehr zu Hause wärest! aber, à la bonheur, das findet sich; es ist nicht Jedem gegeben, von hübscher und anständiger Industrie zu leben, man muß dann eben um so mehr arbeiten."

„Arbeiten, arbeiten!" rief Wetterquist ärgerlich aus. „Ich möchte doch wohl wissen, ob ich nicht mehr thue als Du und zehn Andere zusammen!"

„Das bezweifle ich gar nicht. Arbeiten ist etwas Schönes für den Hausgebrauch; allein, was mich betrifft, so bin ich kein besonderer Verehrer davon, und arbeite niemals mehr als durchaus erforderlich ist, um einigermaßen für ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu gelten. Gleichwohl habe ich an Abschreiben oder dergleichen Spielereien, welche unsern außerordentlichen „Lebensgenuß" ausmachen, noch nicht gedacht. Für einen jungen Mann mit Deinen Talenten gibt es eine ganze Menge noblerer Sachen, auf welche man sich legen kann."

„Ach ja, das ist leicht gesagt, aber nicht so leicht ausfindig gemacht! was weißt Du, zum Beispiel..."

„Was ich weiß? man läßt eine Anzeige in das Blatt einrücken, daß ein junger Mann mit gründlichen Kenntnissen... nun was denn?... Musik, Malen, Sprachen, in ein paar guten Häusern Stunden zu geben wünscht. Du pfuschest ja doch in all' diesem herum, nicht wahr?"

„Pfuschen!"

„Wenn Du darin vollkommen zu Hause bist, um so

besser für Dich und namentlich für den, der so glücklich ist, Deines Unterrichts theilhaftig zu werden. Wenn sich dies macht, so kann es Dir ein recht hübsches Einkommen bringen. Du siehst, daß ich auch vernünftig seyn kann, wenn es darauf ankommt, einem guten Freunde zu rathen.“

„Ja, einen Rath, welchen Du selbst nicht befolgen möchtest, auf den Du mit Verachtung herabsiehst!“

„Verachtung? weit entfernt! allein ich habe meine kleinen Talente, im Fall ich wirklich solche besitze, nicht bis zu der Höhe ausgebildet, um der Welt damit nützen zu können. Außerdem habe ich auch einmal angefangen, auf Spekulation zu leben, und muß wohl schon so lange damit fortfahren, bis ich mich einst zu rangiren weiß. Dir rathe ich aber aufrichtig, nicht dasselbe zu versuchen, denn dazu gehört ein schlauer und durchtriebener Kerl, denn es ist, im Vertrauen gesagt, ein verdammt kitzlicher Weg.“

„Und der andere ist so leicht, meinst Du? — Da tanzt man wohl auf Rosen? ein ‚Hauslehrer!‘ ja, ja, das ist in der That eine Person von großer, großer...“

„Bedeutsamkeit, meinst Du, oder besser, Unbedeutsamkeit? Darin irrst Du Dich aber gewaltig. Denn daß der Informator für den ersten Bedienten gilt, ist eine längst veraltete Geschichte und wird sowohl in der Wirklichkeit wie im Roman nur noch als Tradition angesehen. Ein Informator ist heutzutage ein ganz anderes Thier als vor vierzig oder fünfzig Jahren. „Mein' Seel', unsere flotten Burschen wissen jetzt recht gut, wie sie sich hinstellen müssen; und um wie viel mehr kann ein Privatdocent der schönen Künste, ein Regierungs-Sekretär, ein junger hoffnungsvoller Mann, der wie ein Graf aussieht, auf eine noble Behandlung rechnen!“

Diese Vorstellung schmeichelte unserm Wetterquist und er fand den Vorschlag minder abstoßend. Indessen war es immer eine bedenkliche Sache. „Erniedrigend ist es doch!“ meinte er mit einem halben Seufzer.

„Dummes Zeug, wahrlich, so dumm, daß ich gar Nichts weiter davon hören mag! wie viele große Männer der Gegenwart und der Vorzeit haben nicht ihre Laufbahn als Lehrer begonnen! Zum Exempel ein Shakspeare, ein Wallenstein, ein Walter Scott, ein..."

„Was? Davon hab' ich nie Etwas gehört!" versetzte Wetterquist mitleidig lächelnd.

„Nicht? es ist mir doch, als hätte ich es irgendwo gelesen, gleichviel wo! Mag seyn, daß es auch gerade nicht Shakspeare, Wallenstein und Walter Scott gethan haben — bestehen will ich nicht darauf. Allein es gibt jedenfalls eine Menge Leute, welche große Männer im Staate geworden sind, und deren Name noch heute in den Annalen der Geschichte glänzen, die mit einer viel geringern Beschäftigung, ja mit gar Nichts angefangen haben."

„Das ist gewiß wahr; mehrere unsrer Bischöffe..."

„Ach ja, dergleichen Beispiele gibt's genug, wenn man will. Komm, laß uns nun die Bekanntmachung aufsetzen; ich bin nicht ganz ungeschickt in solchen Sachen!" Ehe sie aber so weit kamen, hörte man abermals Mariens Stimme von außen.

„Herr Notarius, ich bin mit dem Essen da."

„Speisest Du so früh zu Abend? ich denke, es ist kaum acht Uhr," sagte Rosell, welchem der angenehme Duft der Kotelette gewaltig in die Nase stach.

„Ich habe heute Mittag keinen Appetit gehabt," antwortete Wetterquist und konnte sich die kleine Genugthuung nicht versagen, nachdem das Essen auf dem Tische stand, sich vor Rosells Augen das Geld, welches Marie zurückbrachte, aufzählen zu lassen. „Willst Du mein Gast seyn? Marie ist so gut und holt schnell noch mehr. Geschmorte grüne Erbsen und Kotelettes sind nicht zu verachten."

„Warum nicht? zumal da ich sehe, daß Du so gut bei Kasse bist. Sie kann auch gleich eine halbe Flasche

Madeira mitbringen, damit wir ein Glas zu Ehren Deiner angehenden Professorschaft trinken können."

Es kostete unsern Wetterquist, welcher nach gerade den Werth des Geldes schätzen lernte, in der That einige Ueberwindung, so viel unnöthigerweise auszugeben. Da er aber heute zum ersten Male in seinem Leben den Wirth machen konnte, entschloß er sich zu diesem Opfer.

Als Maria fort war, sagte Rosell: „Was liegt auch daran — zwölf, fünfzehn Thaler in der Kasse! Ich habe auf Ehre nicht mehr als zwölf Schillinge, neun Stüber im Vermögen!"

Wetterquist zog sein Taschenbuch heraus: darin waren noch weitere zehn Thaler: er hatte fünfundzwanzig Thaler für sein Gemälde erhalten.

„Nun möchte ich wissen, was Du noch wünschen kannst. Ich begreife gar nicht, wie Du so eingemauert zu Hause sitzen magst, da Deine Kasse auf dem allerbrillantesten Strumpf ist?"

„Ich habe Dir ja gesagt, daß ich eingesteckt werde, sobald ich mich auf der Straße sehen lasse!"

„Lauter Mangel an Talent! Wie hoch belaufen sich denn Deine Schulden, um derentwillen sie Dich beistecken wollen?"

„Für den Augenblick bin ich hundertundsechsundsechzig Thaler zweiunddreißig Schillinge schuldig."

„Pah, das ist eine Lumperei! An das Uebrige denkt man nicht, bis der Gläubiger brummt. Was Dich jetzt aber auf den Nagel brennt, müssen wir zu arrangiren suchen. Morgen früh, bei guter Zeit, bringe ich Dich zu meinem guten Freunde, Papa Laßman. Bei ihm nimmst Du das Geld auf, verstehst Du, in Deinem Namen, aber auf meine Rekommandation und Bürgschaft. Die weitere Unterschrift schaffe ich von einem ebenso sichern und guten Kunden des Kammerers. Bis Morgen Mittag ist Alles in schönster Ordnung; wir sind ja Universitätsfreunde und alte Kameraden, außerdem weiß ich mir auch nichts Lieberes, als Andern einen

Gefallen zu thun — nächst dem Vergnügen mir selbst zu dienen! Was Deine weitere Aussicht auf freies Logis betrifft, so ist Nichts einfacher als dies: Du wirfst dem Kerle zwei Thaler in die Rippen, und kannst dann wieder manchen lieben langen Tag Deine frische Luft athmen, wo es Dir beliebt. Unter solchen Umständen läßt Dich der Haltfest sicherlich ungeschoren, und Du hast Zeit genug, Dich mit Deinen Manichäern zu setzen."

„Das ist in der That sehr freundschaftlich von Dir, Rosell, höchst freundschaftlich!"

„Paperlapa! So viel sag' ich Dir aber vorher, mit den Zinsen mußt Du genau einhalten; denn bei dem Kammerer gilt nur eine Rekommandation: Pünktlichkeit."

„Dies soll schon geschehen; Du kannst Dich drauf verlassen, ehe ich Dich in Verlegenheit bringe, verkaufe ich lieber meine Uhr! Habe ich nur erst dazu einen Verleger" — dabei deutete er auf seine Gedichte — „dann wird sich, bei Gott, Alles aufs beste machen."

„So, Du hast sie schon fertig? Na, das ist nicht übel! gieb 'mal her! Rosell nahm das Heft und begann die Poesien durchzublättern; sie waren auf das feinste Velinpapier höchst zierlich geschrieben, und vor jedem einzelnen Gedichte prangte ein Titel mit den saubersten Frakturbuchstaben.

„Das Aeußere wenigstens ist ganz hübsch," sagte Rosell.

„Hoffentlich wirst Du dem Inhalt nicht minder Deinen Beifall zollen; ich darf dies wohl ohne Eigenliebe sagen. Lies einmal Eines — — da zum Beispiel die Nacht."

Aber „die Nacht" machte vier enggeschriebene Blätter aus; Rosell begnügte sich das erste zu überfliegen.

„Potz Teufel, wie viele Sterne, das sind nicht weniger als ein — zwei — drei — vier — fünf — sechs Stück auf der einen Seite. Das muß eine helle Nacht gewesen seyn. Du träumst zu viel von Sternen, lieber Bruder . . ."

„Ach, die stehen ja deßhalb da, um die Schwärze der Nacht desto mehr hervorzuheben; übrigens ist die Wiederholung eines und desselben Wortes gerade das, was der Sprache das Erhabene gibt. Das solltest Du doch wenigstens begreifen . . .“

„Verzeih', liebster Bruder, mir geht alle Anlage zum Dichter ab; ich bilde mir aber doch ein, daß, wenn eine Nacht sternenhell ist, so kann sie nicht schwarz sein.“

„Du nimmst es auch gar zu buchstäblich! so ist es aber mit den Leuten, welche Alles mit den Händen greifen wollen und dem Gefühl und der Phantasie keinen Spielraum zu geben wissen.

„Das will also soviel heißen: Karl Peter Rosell ist kein kompetenter Kunstrichter über Wetterquists Gedichte.“

Je begreife que vous meinen. Na, na, Du magst recht haben! soviel kann ich Dir aber doch sagen, daß das Sentimentale gegenwärtig nicht mehr viel Glück macht. Wenn ich zu reimen verstände, so würde ich keine Feder ansetzen, um meinem eigenen Weltschmerz Luft zu machen; ich würde hauptsächlich so schreiben, daß es die Leute auch lesen.“

„Und Du glaubst nicht, daß ich dieß erwarten darf?“ fiel ihm Wetterquist mit hochrothen Wangen und fast stockendem Athem in die Rede.

Statt aller Antwort begann Rosell ein anderes Stück zu lesen und zu rezensiren . . . „was soll denn das seyn? verzeih mir, Bruder, das ist ja eitel Mondscheinpoesie. Glaub mir, auf Ehre, solches Reimgeklingel druckt Dir Keiner! Du bist nicht zum Dichter berufen, wirf das Zeug ins Feuer, und fang etwas Gescheidteres an.“

Wetterquist bebte vor innerlichem Zorn und Verdruß. Gleichwohl war er weit entfernt, Rosell Recht zu geben. Es verdroß, ja es schmerzte ihn nur das, daß es einen Menschen geben konnte, welchem so total aller Geschmack und alles Urtheil abging. „Ein anderer Kritiker wird mich bald beurtheilen — die Welt wird

richten!“ polterte er heraus, und griff hastig nach dem Manuscript.

Rosell schüttelte mitleidig den Kopf. „Es gibt keine besessenere Art von Eigenliebe, als Schriftstellereitelkeit, willst Du aber durchaus schreiben, so halte Dich wenigstens an die Prosa: schreib eine Novelle oder sonst so Etwas, und schick sie an das Unterhaltungsblatt, vielleicht bekommst Du ein paar Thaler dafür — das reicht doch zu ein paar neuen Stiefeln!“

„Eine Novelle — am Ende gar aus dem Volksleben? ja, das wäre in der That interessant!“

„Ja, ja, das wäre in der That itereſſannt, wenn Du den Sinn und die Gewohnheiten des Volkes kenntest und seine Freuden und Bedürfnisse zu fassen vermöchtest. Da dieß aber nicht der Fall ist, und Du stets in der haute volée schwebst, so versuche es mit einer Salonskizze im großen Styl, wo es von Grafen und Baronen, Freiherrn und Edelfräuleine wimmelt; denn so abgenutzt dieses Thema auch seyn mag; so ist es doch immer noch weit erträglicher, als ein sogenanntes Bild aus dem Alltagsleben, wo der Verfasser das innere Leben und den Geist des Volks wieder zu geben meint, wenn er aus allen Provinzen eine Maske von Nachahmungen des Volksjargons zusammen gestoppelt hat, und diesen dann, gleichsam wie eine auswendig gelernte Lektion, mag es passen oder nicht, seinen Figuranten in den Mund legt, so daß die armen Leute am Ende zu einer Art von Ungeheuer werden, wie man sie weder im gemeinen Leben, noch in der großen Welt findet.“

„Gib Dir um Gotteswillen nicht so viel Mühe!“ fuhr Wetterquist ungeduldig heraus. „Du darfst sicher seyn, daß ich mich mit Deinem Volksleben nicht befassen werde. Skizzen aus dieser Klasse, mögen sie ausgeführt seyn, von wem oder wie sie wollen, sind höchst unerträglich und abgeschmackt.“

„Aus dieser Klasse! wenn ich nur nicht immer

von dem elenden dummen Kastensystem hören müßte! ist dieß eine Sprache für das neunzehnte Jahrhundert, wo man höchstens noch bei einer Leichenprozession nach dem Rang fragt? Bückt sich denn wohl der reiche Kaufmann vor dem armen Edelmann, oder ist es umgekehrt? komm mir nicht wieder mit Deinen Klassifikationen! Bildung ist der mächtige Hebel, welcher alle Lebensverhältnisse ins Gleichgewicht bringt."

„Freilich, allerdings; aber ein adeliger Stand ist doch ..."

„Larifari, sobald es nicht ein ehrlicher Name ist. Mag ich Larsson oder Brahe heißen, Beides macht nicht schlechter oder besser."

Kann seyn! „Ich glaube aber doch, und das redest Du mir nicht aus, daß in dem adeligen Blute etwas liegt, was man sich weder geben, noch erwerben kann."

„Du bist ein Narr mit Deinem adeligen Blute! wärest Du als Graf geboren, so hättest Du Dich selbst angebetet, nun verzehrt Dich die Sehnsucht nach Etwas, was Du für das höchste Glück ansiehst, und Dein gewöhnlicher bescheidener Name Wetterquist erregt Deinen Abscheu, weil er so verdammt bürgerlich, um nicht zu sagen, bedientenmäßig klingt. Aber um wieder auf unsre vorige Rede von Schriftstellerei zu kommen, — da fällt mir just ein ganz interessanter und rührender Stoff ein, den ich Dir mittheilen will. Außerdem daß jedes Wort davon wahr ist, hat er auch noch den großen Vortheil, eines höchst pikanten Abentheuers, wobei eine bekannte hochgräfliche Familie ganz speziell interessirt ist."

Es bedurfte nur einer solchen Einleitung, um den Notarius aufs höchste in Anspruch zu nehmen. Als die kleine Kollation abgetragen war, und nur noch die Flasche sammt Gläsern auf dem Tische stand, erinnerte der Wirth seinen Gast an die versprochene Erzählung; denn Wetterquist war jetzt überzeugt, daß er mindestens zum Novellenschreiber berufen sey.

Der Sekretär, welcher Niemanden lieber als sich

selbst sprechen hörte, begann nun, nach einer neuen Einleitung und einigen besondern Zusätzen eigener Fabrik, dieselbe Geschichte, welche wir dem Leser im fünften Kapitel mitgetheilt haben. Rosell hatte sie aus dem eigenen Munde der Hofmeisterin; aber die Aufmerksamkeit, mit welcher er an den glaubwürdigen Lippen derselben während ihrer Erzählung gehangen hatte, war nichts gegen die Spannung, mit welcher Wetterquist jedes seiner Worte verschlang. Der Sekretär merkte aber nichts, bevor er geschlossen hatte. Erst da, als er den Dank und einige Bewunderung seines Erzählungstalents erwartete, wurde er gewahr, daß Wetterquist bleich und unbeweglich da saß, auf seinen Lippen konnte man einen schwachen Versuch zu lächeln bemerken; aber es war ein widerliches Lächeln.

Rosell schenkte sich das Letzte aus der Flasche ein.

„Na, bist Du denn nicht bei Dir? ist Dir die Geschichte vielleicht nicht romantisch genug? Laß uns Eins trinken auf den armen Kerl, welchen das Schicksal aus der Wiege in die Welt hinausgeworfen hat, und sag' mir dann, ob es nicht besser ist, ganz einfach Wetterquist zu heißen, den ehrlichen Namen seines Vaters zu tragen, als sich einen suchen oder bei andern Leuten um einen betteln zu müssen? Da sieht man schön, was sich das edle Blut zuweilen für hübsche Seitensprünge erlaubt! In meiner Familie war, Gott sey Dank, niemals auch nur ein Tropfen adeligen Blutes ... aber was zum Henker, kommt Dich denn an? ich glaube, Du willst geraden Wegs dem Baron Henning nachmachen?"

Der Notarius sprang auf, warf den Tisch sammt Flasche und Gläsern über den Haufen, und stellte sich mit geballter Faust und bebenden Lippen Rosell gegenüber. „Willst Du meiner spotten, Elender?"

„Spotten — bist Du denn wirklich von Sinnen? komm doch zu Verstand! Die Geschichte ist ohnedem

schon toll genug — Du brauchst nicht auch noch ein Narr darüber zu werden!“

Mechanisch ließ der Notar seine Hand sinken. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete er Rosell mit einem so sprechenden Blick der innerlichsten Angst, daß dieser wahrhaftes Mitleid mit ihm fühlte. Trotz seines Leichtsinns sah Rosell zu seinem großen Bedauern ein, daß er auf eine höchst empfindliche, ja grausame Art den armen reizbaren Notarius getroffen haben müsse, von dessen zweideutiger Herkunft er übrigens bis auf die jetzige Stunde keine Ahnung gehabt hatte.

„Liebster Bruder,“ sagte der Sekretär mit zutraulicher und bekümmerter Miene, „Du weißt, daß mir nicht das Geringste von Deinen Familienverhältnissen bekannt ist. Es thut mir, Gott verdamm' mich, in der Seele weh, von so Etwas gesprochen zu haben! Da ich aber bis auf diesen Augenblick noch nicht begreife, was Dich so aufgeregt haben kann, so wirst Du wohl einsehen, daß es wenigstens nicht meine Absicht war, Dir ...“

„Um Gottes willen! kein Wort mehr!“ stammelte Welterquist und hielt sich die Hand vor die Stirne.

„Wie Du willst, Bruder! diese Stunde will ich ansehen, als wäre sie nie gewesen. Morgen Vormittag, Schlag eilf Uhr, bin ich hier und hole Dich ab. Bis dahin schaffe ich einen Bürgen und bearbeite den Kammerer, daß er uns das Anlehen zusagt.“

Der Sekretär nahm Hut und Stock, wünschte gute Nacht und gieng.

Der Notar schien sich nach Einsamkeit zu sehnen und Rosell dachte zu ehrlich, um seinen kühlen Handschlag übel zu nehmen. Er sah wohl, daß Wetterquist zu aufgeregt war, als daß er jetzt seiner guten Absicht Gerechtigkeit widerfahren lassen konnte.

Die nächstfolgenden einsamen Stunden waren für den Notar nicht die besten. Die verschiedenen Erinnerungen, welche er an sich vorübergehen ließ, waren nichts

weniger als geeignet, ihm seine Ruhe wieder zu geben. Er gedachte, wie er von dem Augenblicke an, wo ihm das frühere Leben seiner Mutter bekannt wurde, sich eines mit tiefem Schmerz verbundenen Gefühls von Bitterkeit nicht zu erwehren vermochte. Jetzt war sein Inneres in einem gewaltsamen Aufruhr, alle halbgeheilten Wunden brachen wieder auf, er wußte ja nur allzugut, daß das schöne Fischermädchen, die einnehmende falsche Baronin Y...., deren reine unschuldsvolle Liebe zu einer strafbaren Flamme herabsank, dasselbe Weib war, welche mit ihren letzten Buhlerkünsten seinen Stiefvater in ihr Netz gezogen hatte. Niemand wußte besser als der Sohn, wie die äußere Bildung und reine Weiblichkeit, welche die Liebe über ihr ganzes Wesen verbreitet hatte, in ihren spätern Tagen bis auf das letzte Fünkchen verschwunden und sie wieder das rohe Fischermädchen geworden war; da ihr auch die frühere schüchterne Demuth derselben fehlte, verlor sie am Ende so sehr allen innern Werth, daß sie nicht selten in einem Anfalle schamlosen Uebermuths ihren Sprößling mit dem Titel benannte, welchen sein Vater führte.

„Und aus solchen Händen," dachte der Jüngling in seiner Seelenqual, „wurde ich hinaus in die Welt gestoßen, um gegen sie und mich selbst kämpfen zu lernen. Wäre ich der rechtmäßige Sohn des Mannes, dessen Name ich trage — diese wahnsinnigen Thorheiten, welche jetzt meinen Hochmuth kitzeln und mir den Kopf verwirren, wären mir ewig fern geblieben. Ruhig und bescheiden hätte ich meinen Weg verfolgt. Dieß wilde Blut würde nicht jetzt wie Feuer in meinen Adern brennen und ich wäre ein braver anspruchsloser Bürger geworden, glücklich und dumm, ohne etwas von den Höllenqualen zu fühlen, zu welchen ich jetzt verdammt bin!"

Gleich dem Wüthen der Naturkräfte lassen auch die Stürme des Gefühls endlich nach, wenn ihre Nahrungsquelle versiegt. Allmählig begann der Notarius seine Gedanken wieder zu sammeln; die Gegenwart forderte ihre

Rechte, sowohl hinsichtlich seiner Geldverlegenheit als seiner neuen Spekulationen auf Informatorwürde, Schriftstellerruhm u. s. w. In jedem einzelnen Falle, hauptsächlich aber in dem letztern, war Ruhm zu gewinnen; und das letzte Bild, welches ihm noch einigermaßen deutlich vorschwebte, als er am Ende dem Schlafe in die Arme sank, war sein Name, der auf dem Titelblatte seines ersten Romans prangte, — natürlich kein anderer, als ein — moderner Roman.

Kaum war er am folgenden Morgen, ein wenig spät, mit seiner Toilette fertig, so klopfte Rosell.

„Alles in Richtigkeit! ein guter Freund, welcher bald dieselbe Gefälligkeit von Dir bedarf, hat sich als Bürge unterschrieben; und da mein Name danebenstand, so hat sich mein alter Laßman, obgleich er im Anfange höllisch zäh war, endlich dazu verstanden, die Summe vorzustrecken. Vorwärts denn! Du wirst Dich hoffentlich nicht lumpen lassen, sondern mich und meinen guten Freund bei Ryßvicks mit einem ordentlichen Frühstück regaliren!“

Am andern Tage sah man den Notarius, den Kopf um drei Zoll höher, durch die Straßen gehen, kein Schloßkanzleidiener war ihm auf den Hacken, keine Furcht vor Normans spitziger Zunge drückte ihn. Zehn Thaler hatte er noch übrig, nach Abzug der zwanzig, welche das Frühstück bei Ryßvicks gekostet hatte, und die schönsten Hoffnungen warteten seiner; kurz der Himmel hing wieder voller Geigen.

Die projektirte Anzeige erschien im Tagblatte: „Ein junger gebildeter Mann, mehrerer Sprachen mächtig, welcher Unterricht im Malen u. s. w. u. s. w. ertheilen kann, wünscht seine freie Zeit in irgend einigen guten Häusern mit Stundengeben auszufüllen. u. s. w. u. s. w.“ Gut war mit gesperrter Schrift gedruckt.

Vierzehn Tage darauf hatte er vier Schüler, zwei im Malen, und zwei zum Sprachunterricht. Von dreien läßt sich nicht viel sagen, außer daß der Notarius, ganz

gegen seinen ursprünglichen Willen, in Folge der täglichen Verminderung seiner zehn Thaler in Bezug auf die Sperrschrift fünf gerade seyn zu lassen genöthigt war. Es lief vielleicht ein kleines Geheimniß mitunter, allein es würde wenig Delikatesse verrathen, wenn wir ausplaudern wollten, was wir darüber gehört haben; statt dessen können wir aber die Versicherung geben, daß der vierte Schüler in jeder Beziehung probehaltig war. Der Notar wurde nämlich ersucht, sich zu einer adeligen Wittwe in der Nähe des Kornhafens zu begeben.

Wetterquist hatte in seinem Leben noch nie ein, wie er es nannte, vornehmes Haus betreten. Mit einem gewissen würdevollen Wesen stieg er die aristokratische Treppe hinan und zog nicht ohne leises Zittern die Glocke. Ein Dienstmädchen öffnete. Er hatte einen Livréediener erwartet.

„Ist die gnädige Frau zu Hause?"

„Ich weiß nicht gewiß, will aber hören."

„Sagen Sie nur, ich sey ..."

Ohne die Fortsetzung abzuwarten, lief das Mädchen weg, kam bald zurück und öffnete die Thüre zu einem kleinen Saal, welcher nach der hohen Vorstellung, welches sich Wetterquist von einem hochfreiherrlichen Salon gemacht hatte, in der That etwas klein war. Das Besuchzimmer, in welches er jetzt geführt wurde, war noch kleiner, und obgleich hübsch und elegant möblirt, entlockte es demungeachtet unserm Wetterquist auch nicht ein Fünkchen von Bewunderung.

Die Baronin trat ihm aus einem Nebenzimmer entgegen. Sie war schon bei Jahren, hatte ein sehr alltägliches Aussehen, und ihrem Anzuge konnte man, ohne ihr Unrecht zu thun, keine allzugroße Eitelkeit vorwerfen. „Seyen Sie mir willkommen;" sagte sie in einem Tone, welcher gar nichts ausdrückte. „Sie sind der Herr, welcher ..."

„Ja, meine gnädige Frau, ich war so frei ..."

„Komm herein, Mathilde!" — Daß die Baronin

so kurzweg abbrach, war offenbar nicht auf Rechnung des Hochmuths zu schreiben. Nein, dieß war durchaus nicht ihr Fehler, allein sie war nichts weniger als eine Freundin von Komplimenten. „Meine Tochter; — ich wünsche, daß Sie ihr gründlichen Unterricht in der englischen Sprache geben möchten; drei Stunden wöchentlich, wenn wir über den Preis einig werden.“ Ein junges, liebenswürdiges Mädchen grüßte den Notarius. Ueber und über mit Röthe übergossen, konnte dieser kaum ein einziges passendes Wort hervorbringen. Mit gewaltigem Herzklopfen hatte er sogleich das liebenswürdige Geschöpf wieder erkannt, welches sein Gemälde der Atmosphäre der Trödelbude entrissen hatte. Und die Nachricht, daß die freundliche Käuferin, das hübsche Fräulein Mathilda Lindfeld, seine zukünftige Schülerin seyn sollte, verminderte natürlich seine Bewegung keineswegs.

Fünfzehntes Kapitel.

Rosell macht zum ersten Mal den Advokaten. Der hübschen Lisa wird in Folge der Abreise des Kammerers ein höchst wichtiges und heimliches Vertrauen zu Theil.

Der Tag, welchen unser Kammerer zu seiner Abreise festgesetzt hatte, kam immer näher. Es war das erste Mal, daß er im Hochsommer Stockholm verlassen wollte; denn die Zeit, welche von andern Leuten zu Ausflügen benutzt wird, und wo die Ferien bei den Gerichten und in den Lehranstalten ihnen gestatten, über ihre Muße zu verfügen, waren just Laßmans eigentliche Arbeitstage. Da bedurfte sein Pelzwerk am nöthigsten der frischen Luft und des Ausklopfens; da mußten Vorkehrungen getroffen werden, daß die Fliegen und andres Ungeziefer sich nicht in das Allerheiligste des Triangels einschlichen und die kostbaren Vasen, die prächtigen durchsichtigen Rokokoporzellansachen besudelten. Da mußten sämmt-

liche Herrlichkeiten auf das getreulichste mit dem Federnwedel abgestäubt werden; kurz es war — so dünkte es wenigstens dem Kammerer, trotz seiner Heirathswuth — schon an und für sich selbst keine geringe Tollheit, und noch dazu zu einer so gefährlichen Zeit, alle seine Schätze den bösen Mächten Preis zu geben, nämlich den Motten, den Fliegen und dem Staube.

Aber reisen mußte er. Wenn der Kammerer ein Mal einen Entschluß gefaßt hatte, so war es, als wäre er in dem Buche des Schicksals aufgezeichnet; die mindeste Aenderung daran war etwas völlig Undenkbares. Es mochte eine auch noch so unbedeutende Kleinigkeit seyn, das Verhältniß blieb stets dasselbe; sein Wort war wie ein Evangelium — und nicht ein Mal zu Nutz und Frommen des Triangels konnte eine Ausnahme von der fest stehenden Regel statuirt werden.

„So habe ich wenigstens um so mehr Zeit vor mir," tröstete sich der Kammerer, während er mit einem Fliegenwedel das Inventarium seines Schrankes von den nasenweisen Gästen zu befreien bemüht war. Auch hatte er, vielleicht nicht überflüssigerweise, etwas mehr Zeit auf seine Reise zu verwenden sich vorgenommen, wenn man bedenkt, daß Laßman fest entschlossen war, keinen Winter mehr als Junggeselle zuzubringen.. Er wollte seine Strümpfe gestopft, seine Hemden geflickt, kein Eiswasser mehr zum Waschen und Trinken haben, und eine zärtliche Liebeshand sollte ihm jeden Morgen seine Tasse warmen Kaffee reichen. Alles dieß war sein bestimmter Wille, und wer gewinnen will, muß auch Etwas daran setzen.

Er machte sich freilich manchen Skrupel über das fast barbarische Vorhaben, den Triangel in rath- und hülfloser Lage zu verlassen, aber nach und nach gestaltete sich in dem Kopfe des Kammerers ein Plan, welchen er zwar mehre Male verwarf, dem er aber am Ende dennoch Gehör geben mußte. Sollte er z. B. irgend Jemanden das kostbare Amt anvertrauen, welches bis jetzt

seine eigene, interessanteste Beschäftigung und theuerste Pflicht gewesen war? Offenbar eine wichtige und höchst bedenkliche Frage. Endlich blieb ihm aber doch Nichts weiter übrig.

Zuerst hatte er Muhme Neta dabei im Auge. Auf sie hatte der Kammerer stets mehr gehalten, als auf seine beiden andern Basen. Allein wenn er sich die Sache recht üb rlegte, so konnte der Fall eintreten — denn welcher Fall kann nicht eintreten? — daß sie auf den unseligen Gedanken kam, ihrem Alten das gelobte Land zu zeigen. Und sollte der alte Ficker ein Mal hineinkommen, vielleicht gar in einem Zustande von Seligkeit — der Himmel möge ein solches Unglück verhüten! schon bei dem Gedanken daran lief es dem Kammerer eiskalt über den Rücken. Meister Ficker war im Stande, eines seiner kostbarsten Kabinetsstücke kurz und klein zu schlagen. Dieser Plan wurde gänzlich verworfen; es war eine Thorheit, daß er nur daran hatte denken können.

Dann kam — freilich nur für einen Augenblick — Frau Norman auf die Liste. Es dünkte den Kammerer, als höre er schon in Gedanken, wie sie alle seine ausgesuchten Artikel für gute Prise deklarirte, um ihre Trödelbude damit zu bereichern und ihr durch seine kostbarsten Antiquitäten einen glänzenden Ruf zu verschaffen. Nein, nein, daraus wird Nichts, liebe Dora!

Nun kam die Reihe an die Hofmeisterin; aber diese konnte sicher nicht schweigen, schleppte ihre Schwester mit, und da war es die alte Geschichte. Will hatte keine Zeit, auch nicht Verstand genug, um behutsam mit den Sachen umzugehen — also blieb nur noch Lisa übrig.

„Lisa, ja!“ wiederholte der Kammerer in Gedanken, „das Mädchen hat Charakter. Sie kann schweigen, hat auch sonst Nichts zu thun. Sie kann wohl alle Tage ein Mal hingehen und abstäuben und auslüften. So wird es am Besten seyn; und wenn ich wieder komme und Nichts Schaden genommen hat... ja ja, dann soll sie auch Etwas haben. Das gelbe Stück Battist verdirbt

am Ende doch nur, wenn es noch lange da liegt. Sie soll es zu einem Kleide haben — mich läßt es doch wie ich bin — Notabene, wenn sie sich gut hält."

Gesagt, gethan: Lisa mußte Triangelwächterin werden. Ihr sollte das größte Vertrauen werden, welches der Kammerer bisher einem Sterblichen geschenkt hatte.

Am Abende vor der Abreise nach Westgothland (dieß war die weiteste Tour, welche der Kammerer je in Freiergeschäften machte) ging er zu Frau Norman. Es hatte ihr geahnt, daß er kommen werde, um Abschied zu nehmen, deßhalb war sie absichtlich ausgegangen, denn soviel Haltung und Takt auch Frau Norman zu besitzen sich rühmte, so hielt sie es doch für etwas zu gefährlich, nach dem Rendezvous zu Karlberg mit dem Kammerer zusammenzutreffen. Die würdige Frau hatte sich demnach zu einer Kaffeeschwester begeben, die Hofmeisterin war in der Bude und Lisa befand sich allein zu Hause. Kurz ehe der Kammerer kam, hatte sich der Regierungs-Sekretär eingefunden, welcher häufig Frau Norman besuchte, um seinen Miethzins für Möbel, Bett u. s. w. zu entrichten, womit er gewöhnlich eine Menge von Artigkeiten verband, welche er sich für die Zeit zu gut schrieb, wo er lediglich kam und sagte: „nächsten Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag werde ich kommen, liebe Frau Norman." Rosell war, wie gesagt, gerade bei der hübschen Lisa, welcher er übrigens bis jetzt noch kein günstiges Zeichen von Aufmerksamkeit hatte abgewinnen können. Wir wissen, daß Lisa sich halb und halb für die Braut des Notarius ansah und obgleich sie, trotz dieses Verhältnisses, gerne mit andern Männern liebäugelte, so wollte sie doch nicht mehr als Einen begünstigten Liebhaber auf ein Mal haben; deßhalb war der Regierungs-Sekretär nur ihr „guter Freund," eine Gunst, welche er mit mehreren Andern theilte.

Von Rosell wissen wir, daß er einst ernsthafte Absichten auf Lisa gehabt hatte; allein seit er wußte, daß sie den Kammerer nicht beerben würde, so hatte er diese

aufgegeben, und war sehr froh, daß seine Kourmacherei noch keine ernsthafteren Folgen gehabt hatte. Seine Besuche setzte er indessen darum nicht aus; denn bei seinen knappen Umständen war Frau Norman gar keine üble Bekanntschaft, und Lisa war und blieb ein liebes Mädchen, mit welcher er gerne eine oder die andere ledige Stunde verplauderte.

Als der Kammerer in das Zimmer trat, saß der Regierungs-Sekretär bei Lisa am Nähtische und spielte mit einem Garnknaul; ihr Gespräch war munter und ziemlich laut.

„Guten Abend, Lisa! Wo ist Deine Mutter oder Muhme Malla? Da sitzest Du ganz allein bei einem jungen Herrn, und läßt Gott einen guten Mann seyn!" Daß Lisa so viel Freiheit hatte, wollte dem Kammerer nie recht gefallen.

„Gott einen Mann seyn lassen!" — erwiederte Lisa etwas pikirt. „Ich bin hoffentlich alt genug, um selbst auf mich Acht zu geben!"

„In Deinem Alter, mein Kind, brauchen die Mädchen am meisten Aufsicht."

„Aber nicht gegenüber von so gesetzten jungen Männern, wie ich einer bin," meinte Rosell lächelnd, „oder was meinen Sie, Herr Kammerer? verdiene ich nicht mehr Zutrauen?"

„Ja, das ist allerdings wahr — ich erinnere mich jetzt, Sie sind ja verlobt, Herr Sekretär. Das ist freilich etwas Anderes; ein Bräutigam muß wissen, was er zu thun hat!"

„Bräutigam! Bräutigam wäre er?" lachte Lisa. Das müßte etwas Nagelneues seyn, denn wenn er mich nicht zum Besten gehabt hat, so ist es damit schon seit anderthalb Jahren aus."

„Was!" rief der Kammerer, „also war es bloßer Scherz?"

„Keineswegs, es war die lautere Wahrheit; ich setze Leib und Leben daran, daß ich mich vor drei Jah-

ren mit der Tochter des Grubenpatrons P... verlobt habe."

„Was sagst Du nun, Lisa?" versetzte der Kammerer.

„Ich sage, daß er ein großer Spitzbube ist, weil er nicht hinzusetzt, was Jedermann weiß, daß ihm Mamsell P.... schon vor mehreren Monaten aufgesagt hat."

„Mein bester Herr Kammerer," fiel Rosell hastig ein, „deßhalb habe ich doch keine Unwahrheit gesagt. So etwas thue ich nie. Hätten Sie zum Beispiel soviel Theilnahme für meine geringe Person gezeigt, daß Sie weiter gefragt hätten, ob das Verhältniß fortdauere, so hätte ich Ihnen die ebenso wahrhaftige als pflichtmäßige Versicherung gegeben, daß dieß leider nicht mehr der Fall sey."

„Aber wie Sie sich auszudrücken beliebten, mußte man nothwendig annehmen, daß Sie Bräutigam seyen — und das war in der That sehr schön von Ihnen! Ich habe eine bessere Meinung von Ihnen gehabt, Herr Sekretär — es ist freilich ein Sprüchwort, daß man in die Leute nicht weiter hinein sehen könne, als bis an die Zähne."

Der Kammerer war augenscheinlich böse.

„Was konnte ich denn damals schnell Anderes thun, um Sie zu überzeugen, wie Unrecht Sie mir thaten, als ich so in meiner Unschuld meinte...."

„Ja, ja, ja," unterbrach der Kammerer den listigen Rosell, welcher wohl wußte, daß der Alte in Lisa's Gegenwart nicht gerne auf jenes Kapitel kam, „ja, ja, lassen wir das jetzt — ich denke, wir verstehen einander!"

„Vollkommen, wie ich hoffe; allein es würde mich in der That betrüben, ja aufs tiefste schmerzen und verwunden, wenn Sie das geringste Mißtrauen gegen mich behalten würden!"

„Nein, nein, wenn ich mir die Sache recht bedenke,

so sehe ich wohl, wie sie zusammenhängt, und finde, daß Sie ein ganz gescheidter Mensch sind, Herr Sekretär, der sich pfiffig aus der Schlinge zu ziehen weiß."

„Es freut mich," erwiederte Rosell mit einer artigen Verbeugung, „ein so ehrenhaftes Zeugniß von Ihnen zu erhalten! Die Alten wissen, daß es eine schöne Sache um die Klugheit ist .... Da ich aber nicht das Glück habe, Frau Norman zu Hause zu treffen, so werde ich so frei seyn, in der nächsten Woche zu kommen und meinen Zins bezahlen."

Ehe Lisa ihrem Erstaunen über das heimliche Einverständniß zwischen dem Oheim und dem Regierungs-Sekretär Worte leihen konnte, war der Letztere schon halbwegs die Treppe unten. Nun bestürmte sie den Kammerer mit Fragen.

„Es ist Nichts, liebe Lisa! Geldangelegenheiten, Sachen, welche Du nicht begreifst, mein Kind. Gib mir jetzt einmal ein Glas frisches Wasser und gieße ein paar Tropfen Kognak hinein, wenn Du welchen vorräthig hast."

Lisa brachte ohne Verzug das Verlangte; während sie den Trank zurecht machte, zerbrach sie sich das Köpfchen darüber, was es wohl für eine Bewandtniß mit der Heimlichkeit haben möge, welcher sie gar zu gerne auf die Spur zu kommen wünschte. „Sicherlich geht es mich an; na, ich will es schon herausbringen, wenn ich nur einmal wieder mit Rosell unter vier Augen bin — er kann nicht schweigen."

Hierin betrog sie sich aber doch; denn so liebenswürdig und verführerisch Lisa auch war, so konnte der artige Herr Regierungs-Sekretär doch unmöglich sagen, daß er zwar einst ernsthafte Absichten auf sie gehabt, diese aber in Anbetracht des Eigensinns des Kammerers rücksichtlich der Erbschaftsfrage wieder aufgegeben habe.

„Nun, liebe Lisa, laß Dir etwas sagen: ich habe vor, eine Reise zu machen, eine Reise, welche etwas

lange dauern wird," begann jetzt der Kammerer in einem gewissen feierlichen Tone.

„Willst Du Dich, wie sonst, meiner armen Vögel wieder annehmen?"

„Ach, was sind Sie doch ein glücklicher Mann, Oheim! reisen zu können, wann und wohin es Ihnen beliebt! Herzlich gerne will ich die Vögel zu mir nehmen; soll ich sie heute Abend holen?"

„Nein; ich habe es diesmal anders vor. Die Vögel kannst Du übrigens zu Dir nehmen, wenn es Dir Spaß macht, sie so lange zu haben; aber wie gesagt, es geht mir noch etwas Anderes im Kopfe herum — ich will hören, was Du dazu sagst."

„Ich bin begierig!"

„Ja, ich dachte Dich zu bitten, wenn Du Zeit hast, und ich weiß just nicht, was Du sonst zu thun haben könntest, alle Tage einmal hinzugehen und nach einigen Sachen zu sehen, ob sie nicht von den Motten, von eingesperrter Luft, Fliegen und Staub Schaden leiden."

„Was? Ich soll den Schlüssel zu des Oheims Allerheiligstem haben? Ach Gott, wenn es nur keine Vorbedeutung ist, daß Sie bald sterben, Oheim, weil Sie auf diesen außerordentlichen Einfall kommen!"

„Das wollen wir nicht hoffen; wenn es aber so kommen sollte, so hättest Du wohl nichts dagegen, — im Fall ich ledig stürbe!

„Ledig!" fiel Lisa lachend ein. „Nun, ich denke, das sey so sicher wie baar Geld."

„Vielleicht nicht einmal so sicher, als unsere Privatbankozettel, Jungfer Naseweiß!" meinte der Kammerer, und nippte an seinem Grog.

„I, Gott bewahre," rief Lise scherzend aus, „da muß es ja schrecklich ungewiß seyn, denn ich habe die Mutter schon oft zu Muhme Malla sagen hören, daß es Zettel gebe, welche man nicht nehmen dürfe."

„Nun, und wenn es nun sehr ungewiß wäre, oder

wenn es im Gegentheil ganz sicher wäre, daß ich mich verheirathe — was dann, Mamsell?"

„Das weiß ich in der That nicht, Oheim, was daraus folgen sollte, als kleine Erben, welche mich um mein Erbe brächten."

„Dich um Dein Erbe — na, da sieh' 'mal Einer! Du hast Dir eingebildet, Mädchen, mich zu beerben?"

Lise goß ohne weiteres noch mehr Kognak in den Grog des alten Herrn und versetzte: „das habe ich von jeher für so gewiß gehalten, als eines von den zehen Geboten im Katechismus."

„Da wird es Dich wohl höllisch ärgern, daß Du die Rechnung ohne den Wirth gemacht hast, und das Gebot ausstreichen mußt."

„Ja, eigentlich sollte ich das, aber da könnten Sie aus baarem Aerger heirathen."

„Ich heirathe nicht aus Aerger, Kind Gottes, obgleich ich alle Ursache hätte, mich über Eure dummen und eigennützigen Pläne zu ärgern. Ich heirathe aus Ueberzeugung. Ich bin im Winter zu schlimm daran. Es ist durchaus nothwendig, daß ich heirathe."

„Na, das müssen Sie freilich selbst am besten wissen, und wenn es so durchaus nothwendig ist, so werde ich mich eben in mein Schicksal finden müssen — ich kriege doch hoffentlich einen Mann!"

„Und bist mir nicht böse, hältst noch etwas auf mich?"

„Ei gewiß. Sie haben es stets gut mit mir gemeint." Lisa war ihrer Sache zu gewiß, daß der Alte niemals seine Heirathspläne ausführen werde, von denen ihr die Mutter schon früher einen Wink gegeben hatte. Und sollte auch das Unerhörte geschehen — nun so war Lisa überzeugt, daß sie mit ihrem Lärvchen, ihrer Bildung, ihren Talenten und dem Gelde ihrer Mutter jede Stunde, wie sie sich noch kürzlich ausgedrückt hatte, einen Mann bekommen könne, ja, — hatte sie hinzugesetzt — an jedem Finger einen!" Lisa war eitel; deßhalb —

wie glücklich wäre sie nicht gewesen, mit den Reichthümern des Kammerers prunken zu können! Aber habsüchtig war sie nicht; deßhalb ließ sie dem Alten gerne den Spaß mit seinen Heiratlhskäfern. Vielleicht war sie auch listig genug, sich bei ihm immer noch ein Hinterpförtchen offen zu halten, wenn auch der verzweifelte Fall eintreten und die Sache Ernst werden sollte.

„Du bist ein braves Mädchen, Lisa," sagte der Kammerer gerührt, „viel verständiger als ich Dir zugetraut habe. Auch sollst Du die Mühe nicht umsonst haben! Ich habe ein Stück Battist — st! vor der Hand noch kein Wort darüber; aber ich denke, es soll ein hübsches Kleid für Dich abgeben. Wir wollen sehen. Komm morgen früh um acht Uhr zu mir, damit ich Dich zu Deinem neuen Geschäfte gehörig anweisen kann."

„Um acht Uhr — das ist sehr früh zum Ausgehen! Ich werde aber doch kommen."

„Aber reinen Mund gehalten, Kind, völlig reinen Mund, das sage ich Dir! keine Seele außer Dir darf hinein; hörst Du, keine Katze, keine Maus!"

„Keine Seele, keine Katze, keine Maus darf hinein!" wiederholte Lisa; „verlassen Sie sich auf mich, Oheim! Wollen Sie nicht noch ein Glas Wasser, Onkelchen?"

„Nein, nein, mein Kind, nichts mehr; es paßt sich nicht für einen Alten, ein Kneipgenie zu werden, namentlich wenn man auf Freiersfüßen geht. Gute Nacht, liebe Lisa. Grüße mir Deine Mutter, die Hofmeisterin, Muhme Neta und Will, wenn Du ihn siehst." Damit entfernte sich der Kammerer.

Am andern Morgen segelte unser Kammerer in den Fragmenten seines Schlafrocks im Zimmer hin und her, stäubte ab, bürstete und verschloß Alles, was nicht nieth- und nagelfest war, als Lisa mit einem Körbchen am Arme eintrat.

„Guten Morgen, Lisa! Was um Gotteswillen hast Du denn mit dem Körbchen vor?“

„Nichts holen, Oheim; ich bringe etwas. Sehen Sie, hier habe ich eine kleine Kaffeemaschine, deren wir uns manchmal zu Hause auch bedienen. In der Düte da ist gemahlener Kaffee, und wenn ich ein wenig Spiritus oder Branntwein habe, so koche ich Ihnen einen Kaffee auf die Reise.“

„Ach, Du bist ein köstliches Kind, ein sehr liebes, gutes Kind! Mein Seel', gerade habe ich auch daran gedacht, wie vortrefflich ein warmes Täßchen Kaffee schmecken müßte! Dort im Schranke steht eine Flasche mit Branntwein, nimm aber nicht zu viel! Ich brauche ihn auf die Reise, in den Wirthshäusern ist alles so höllisch theuer.“

„Man braucht nur ein ganz klein wenig, Oheim!“ Lisa begann nun Kaffee zu kochen und die alten Tassen des Kammerers zu spülen, dann brachte sie ein Dutzend frische Zwiebacke und eine hübsche Menge geklopften Zucker zum Vorschein und setzte Alles zierlich auf einen leeren Fleck des Tisches.

„Kommen Sie jetzt, Oheim! Ich denke, mein Kaffee soll hell und gut seyn.“ Mit freundlicher Miene nahm der Kammerer Platz. Lisa schenkte ein, und der Alte trank seine gehörigen drei Tassen.

„Vortrefflich, liebste Lisa, vortrefflich! Ich will wünschen, daß ihn meine künftige Frau nur halb so gut macht! Wie viel kann ungefähr reichen für zwei Personen in der Woche, Morgens und nach Tisch?“

„Das kann ich nicht so genau sagen; aber man wird doch wohl etwa ein Pfund rechnen dürfen.“

„Zum Teufel, das ist viel! Das Pfund, nach dem gegenwärtigen Preis, macht in jeder Woche acht und zwanzig Schillinge. Rechnet man nun noch Brod, Milch und Zucker dazu — uff, uff! das Heirathen kostet doch verteufelt viel Geld, Lisa — aber der Winter, der Winter, der ist mein Pfahl im Fleisch.“

„Nun, Oheim, was soll ich denn eigentlich für Sachen auslüften, und in Ordnung halten?“ fragte Lisa, welche bereits genug vom Winter und von den ständigen Trübsalen des Alten gehört hatte.

„Ja, ja, da komm her! Der Kammerer steckte den Schlüssel in das Loch der Triangelthüre.

„Hier bleib' auf der Schwelle stehen und geh' nicht vom Fleck, bis ich den Laden geöffnet habe... Nun sieh' mal — was meinst Du dazu, he?“

„Gott im Himmel!“ rief Lisa aus, und schlug die Hände zusammen,“ woher haben Sie denn all die himmlischen Sachen? In meinem Leben habe ich nichts Dergleichen gesehen! Im Schlosse, wo ich kürzlich war, findet man nichts Hübscheres.“

„Und alle diese Herrlichkeiten,“ sagte der Kammerer mit freudestrahlenden Augen und entzückt über Lisa's Erstaunen und Bewunderung — „alle diese Herrlichkeiten darfst Du, mein Kind, täglich abstäuben und putzen!“ Und dabei lag in der Stimme des Alten Etwas, welches verrieth, welch' großes Glück schon in dieser Beschäftigung allein lag.

Lisa brach in heftiges Lachen aus. „Ja, abstäuben und putzen, das verlohnt sich auch — haben möchte ich sie, das wäre der Rede werth!“

Der Kammerer sah finster drein. In dem Wunsche lag offenbar eine etwas zu derbe Anspielung. Aber Lisa war zu klug, um ihm Zeit zu einem unvortheilhaften Eindruck zu lassen.

„Sagen Sie mir jetzt nur, Oheim, wie ich mich dabei anzustellen habe.“

„Gut, sieh, mein Kind, Du nimmst diese Federn, welche da in dem Glase stehen — nimm aber nicht alle auf einmal — mit diesen — mit einer nach der andern versteht sich — fegst Du alle Winkel und Eckchen aus, bläsest dann den Staub weg und stellst vor allen Dingen wieder jedes einzelne Stück an seinen Platz. Die Leine

hier, quer über, ist um das Pelzwerk, Kleider und sonstige Zeugstücke daran aufzuhängen. Das mußt Du jedesmal zuerst thun, dabei öffnest Du das Fenster nnd läßst Luft herein, aber niemals, wenn starker Wind geht; denn da könnte leicht ein Windstoß in das aufgehängte Zeug fahren, und Eins oder das Andere von den Bänken herabschmeißen."

„Liebster Oheim, jetzt weiß ich Alles genau." Ich werde mich gehörig in Acht nehmen und auf das sorgfältigste damit umgehen; denn ich habe eine sehr leichte Hand."

„Ja, ja, das glaube ich. Jetzt laß uns aber einmal eine Probe machen, damit ich sehe, wie Du Dich anstellst!"

Es half nichts — sie mußte ihr Examen unter den Augen des Alten machen. Lisa hängte mit aller denkbaren Vorsicht die Pelzfelle über die Leine, gab ihnen mit einer dünnen Gerte ein paar kurze, leichte Hiebe, strich dann eigenhändig darüber hin, mit dem innigsten Wunsche, im nächsten Winter Mantelfutter, Kragen, Muff und Boa davon zu haben. Ein süperbes Stück Seidenzeug, welches sie dann zur Hand nahm, paßte trefflich zum Ueberzug. Alle diese Spekulationen behielt sie natürlich streng für sich. Ganz leise und ohne ein Wort zu sprechen, als gälte es eine Sache von der höchsten Wichtigkeit, legte Lisa die erste Probe ab; das Exerzitium mit den Federn beschloß das Examen.

Die Ankunft des Fuhrmanns setzte den vielfältigen Belobungen des Kammerers über Lisa's Anstelligkeit ein Ziel. Mit einem tiefen Seufzer verschloß er die Thüre zum Triangel, und legte den Schlüssel mit den angelegentlichsten und ausführlichsten Ermahnungen zu aller nur denkbaren Vorsicht in Lisa's Hände.

„Aber, lieber Gott, ich weiß ja gar nicht, wohin Sie reisen, Oheim, und wohin ich meinen Brief adressiren soll, wenn irgend ein unvorhergesehenes Unglück

einträte." Die listige Jungfer Lisa wollte, gleich ihrer lieben Frau Mama, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen." Sie wollte den langweiligen Vorsichtigkeitspredigten des Alten ein Ende machen und zugleich das Ziel seiner Reise auskundschaften; fast reute es sie aber wieder, als sie sah, in welche Herzensangst der Kammerer plötzlich gerieth.

Er wurde leichenblaß. „Gott verzeih' mir's! an Feuer habe ich gar nicht gedacht!" ächzte er mit gebrochener, halb erstickter Stimme. „Mein Seel', am Ende ist es doch das Beste, wenn ich zu Hause bleibe! Nichts ist versichert — und wenn da ein Unglück passirte," — er mußte sich setzen, der arme Kammerer.

„Da sind Sie aber im Winter wieder allein, Oheim; das ist doch offenbar das Schlimmste!" fiel Lisa ein, welche jetzt den Alten lieber nach Otaheiti auf die Freierei hätte ziehen lassen, als die gewisse Hoffnung aufgegeben, die Geheimnisse des Triangels gehörig durchstöbern zu dürfen.

„Ach, es ist freilich schrecklich!" seufzte der Kammerer. „Der Himmel wird wohl so gnädig seyn und darüber wachen, daß kein Unglück geschieht! Ich will noch mit der Hausfrau reden, daß gehörig auf das Feuer Acht gegeben wird. Denn reisen muß ich, das siehst Du selbst ein, mein Kind!"

„Ei freilich; aber wohin denn? Ich kann Ihnen ja ein oder zweimal in jeder Woche schreiben, damit Sie nicht in ewiger Angst leben, und doch wissen, wie Alles zu Hause steht."

„Der Himmel segne Dich für diesen gescheidten Einfall, liebe Lisa! Ich habe es zwar nicht sagen wollen, aber Dir kann ich es wohl schon anvertrauen. Ich reise nach dem Pfarrhofe von Warlunda in Westgothland; Du brauchst den Brief nur über Mariested nach Warlunda zu adressiren, — schreib mir nur fleißig, mein Kind — das Postgeld und die Mühe werde ich Dir reichlich ersetzen!"

„Ach, wie mögen Sie nur davon reden, Oheim? Ich bin nicht so eigennützig, daß ich Ihnen des Vortheils halber diene, Onkelchen.“ Nichts destoweniger hatte sich Lisa fest vorgenommen, daß der Alte Pelz und Ueberzug „schwitzen“ solle; denn sie war unwiderruflich entschlossen, auf den nächsten Winter in einem neuen eleganten Seidenpelz zu paradiren.

Nach einem langen, zärtlichen Abschied von all' seinen Kleinodien bis herab zu dem Nachttopf, welchem Lisa heimlich den Untergang geschworen hatte, steckte der Alte, wie in Gedanken, die übrig gebliebenen vier Zwiebacke und den Zucker ein. Endlich bestieg er den Wagen, dessen Gerassel die ungeduldige Lisa bald des Vergnügens beraubte, seine allerletzten Ermahnungen ferner zu hören.

„Wenn er nur mit einer recht langen Nase wieder zurück kommt!“ lautete Lisa's frommer wohlmeinender Wunsch, als sie den Triangel abermals öffnete, um alle Schätze einer gehörigen Musterung zu unterwerfen.

Wie sie so dastand, und ein überaus prächtiges, mit Perlmutter eingelegtes Nähkästchen betrachtete, worüber sie ganz und gar vergessen hatte, den Schlüssel abzuziehen — obgleich das die letzte Ermahnung des Kammerers gewesen war — ging die Thüre auf und der Regierungs-Sekretär Rosell trat herein.

„Was sehe ich! Mamsell Lucie ist hier, und schon so früh am Morgen. Ich habe mich sobald heraus gemacht, um Abschied von dem Herrn Kammerer zu nehmen. Er ist doch nicht bereits fort?“

„Doch; er ist abgereist, und hat mich zur Wächterin seines Paradieses zu bestellen geruht.“

„Was sagen Sie zu diesem kleinen Kabinet? Meine Mutter stürbe, glaube ich, vor Verzweiflung, wenn sie wüßte, was Alles hier vergraben liegt.“

Rosell steckte zuvörderst die Nase in den Triangel, dann kam er selbst nach; und die Blicke, welche er nach einem flüchtigen Ueberschauen mit Lisa wechselte, schienen

anzudeuten, daß er gar nicht entgegen wäre, sich das Paradies sowohl als den Engel zu Gemüthe zu führen, welchem die Bewachung anvertraut war.

Mamsell Lucie sah gewaltig schelmisch aus. Sie schien gleichsam einen Blick in das geheimnißvolle Verhältniß zwischen Rosell und dem Kammerer zu werfen. „Er will heirathen," sagte sie mit bedauerlichem Achselzucken, „und alle diese Herrlichkeiten werden bald eine andere Wärterin bekommen."

„Welche Unwürdigkeit, fast hätte ich gesagt Gottlosigkeit, einen solchen Tausch zu treffen! Könnte denn ein solcher alter Na... Mann nicht ledig bleiben, und es in der That viel besser haben, wenn er z. B. die zärtliche Fürsorge von Mamsell Lucie's sanfter lieber Hand für sich zu gewinnen wüßte. Ich kann es aber doch nicht glauben. Es ist wohl nur ein Spaß mit seiner ganzen Reise. Wo wird der heirathen?"

„Ja, ja, es ist wenigstens für den Augenblick sein fester Wille, wenn ihm nicht wieder etwas dazwischen kommt, wie dieß bisher immer der Fall war."

„Wenn nur dieß in Ewigkeit so bliebe; denn es ist ein offenbarer Wahnsinn von dem braven Mann, ein so gewagtes Spiel zu spielen. Mit fünfzig Jahren können einem allerlei Verdrießlichkeiten auf den Weg nach dem ersehnten Glück ein Bein stellen. Wahrhaftig, wenn ich etwas davon gewußt hätte, würde ich es für Christenpflicht angesehen haben, ihn vor den geheimen Klippen zu warnen, auf welche er so keck los segelt!"

„Es ist gar nicht schön von Ihnen," meinte Lisa, „daß Sie keine besseren Wünsche für die Reise des alten Herrn haben! Ich muß Ihnen nur sagen, daß es mir fast eine Gewissensache ist, wenn ihm etwas zustoßen sollte."

„Möge er so behaglich sitzen, wie Abraham in Gott Vaters Schooß, zugleich aber auch bedenken, welche große Verantwortlichkeit ein Reicher hat, wie er

sein Pfund anwendet! Ich wünschte, er stellte mich als seinen Wachtmeister an!

„Ach, da wird er eine bessere Wahl zu treffen wissen," versetzte Lisa ein wenig verschämt; „ich hoffe, mein Oheim wird sich vor den Herren in Schaafskleidern in Acht zu nehmen wissen.

„Herren haben Sie gesagt, Mamsell Norman? Ich betheure auf Ehre, daß ich mich nicht rühmen kann, einen Pelz zu tragen!"

„Wölfe, habe ich gesagt!" erwiederte Lisa lachend. „Da wäre mein alter ehrlicher Oheim schön daran, wenn er sich den Herrn Sekretär zum Assistenten nähme."

„Allerdings vortrefflich, wie ich hoffe, namentlich wenn wir scherzhafter Weise voraussetzen, daß Mamsell Lucie mir zur Seite stände, denn in diesem Falle bin ich gewiß, daß Papa Laßman die Stunde segnen sollte, wo er die Heirathsgedanken jüngeren Leuten überlassen hat."

„Ich hoffe übrigens, daß er ebenso klug wieder nach Hause kommen wird, als er ausgereist ist!" meinte Lisa, durch des Sekretärs Anspielung eher beleidigt, als geschmeichelt. Lisa war nämlich viel zu eigenliebig, als daß ihr nur irgend eingefallen wäre, sie könne die Schätze des Kammerers zur Erhöhung ihrer Verdienste bedürfen. Sie hielt eine solche Vermuthung für eine Art Beleidigung, nahm deßhalb hastig Hut und Shawl, verschloß sorgfältig alle Thüren und der Sekretär erhielt kaum die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen.

Sechszehntes Kapitel.

Große Reise des Kammerers zur Freierin und was ihm am ersten Tage passirte.

Der Kammerer Laßman hatte einen alten Universitätsfreund, mit welchem er von jeher in fortgesetzter, gewissermaßen freundschaftlicher Beziehung stand. Es war dieß der Probst und Pfarrer zu Warlunda, Herr Magister Gottlieb Thorblad, welcher kürzlich erst Wittwer geworden war, wie er vor ein paar Monaten unserem Kammerer durch einen Trauerbrief pflichtschuldigst angezeigt hatte.

Zu besagtem guten Freund und Probst, welchem sehr natürlich in seiner traurigen Wittwerschaft ein Besuch aus Stockholm nicht anders als erfreulich seyn konnte, ging die Reise des Kammerers. Es war ihm nämlich der Gedanke gekommen, daß die Stieftochter des Probstes, ein Frauenzimmer, deren achtungswerthe, vortreffliche Eigenschaften der Vater ihm höchlich angepriesen hatte, eine vollkommen passende Parthie für ihn seyn werde. In dem Begleitungsschreiben zu dem letzten Käsetransport äußerte sich der Probst in dieser Beziehung folgendergestalt:

— — — — — — — — — —

„Die eigentlichen Geschäfte wären nun abgethan, und ich will jetzt dem Drange meines Herzens folgen, und mit Dir von meinem häuslichen Leben plaudern; denn gegen einen so alten und geprüften Freund kann man wohl aufrichtig seyn. Ich bin überzeugt, daß Du mir eben so gerne zuhörst, lieber Bruder, als ich Dir erzähle.

„Du weißt, Herr Bruder, daß es dem Höchsten, dessen Rathschluß wir nicht tadeln dürfen, gefallen hat,

meine Alte diesem irdischen Jammerthale in sein ewiges Freudenreich zu sich zu nehmen. Es wäre großer Egoismus von mir, wenn ich darob trauern sollte; sie war viele Jahre älter als ich, und bedurfte deßhalb einer Ruhe, welche ihr zu mißgönnen, ich sie viel zu zärtlich geliebt habe. Indessen hat sie mir in ihrer Tochter, ihrem getreuen Abbild, einen herrlichen und trostreichen Ersatz zurückgelassen. Sabina ist ein höchst verständiges Frauenzimmer, und sieht trotz ihrer fünfunddreißig Jahre aus, als wenn sie kaum acht und zwanzig alt wäre. Sie ist sehr eingezogen, liebt die strengste Ordnung, und ist ungemein haushälterisch und gottesfürchtig; glücklich, ja dreifach glücklich wird der Mann seyn, welcher diesen seltenen Schatz einst heimführt! Allein hier in unsrer Gegend findet sich nichts Passendes für sie. Sabine war das einzige Kind meines würdigen Vorgängers, des Probstes Ingelgren, und sein nicht unbedeutendes Vermögen setzte seine hinterlassene Tochter in den Stand, nicht den ersten Besten nehmen zu müssen. Sie wollte nur eine, ihr völlig anständige Verbindung eingehen, oder lieber gar nicht heirathen, was ich freilich eigennützig genug selbst am liebsten sah, damit um so länger noch unter ihren fleißigen Händen mein kleines Gut wachsen und sich vermehren möchte."

So schrieb der pfiffige Probst Thorblad; und der Kammerer, welchem keineswegs einfiel, daß er in jedem Briefe sein Klaglied über die vielerlei Trübsale und Mühseligkeiten eines alten Junggesellen gesungen hatte, biß richtig an, und war, wie wir wissen, bereits auf dem Wege zur Freierei nach Warlunda.

Nachdem sich unser Kammerer ein paar Tage lang weidlich hatte zusammenschütteln lassen, langte er völlig zerschlagen an einem Sonntagsvormittag auf dem Pfarrhofe an. Warlunda liegt eigentlich nicht ganz häßlich, hübsch kann man aber seine Lage in der Mitte einer großen kahlen Haide doch auch nicht nennen. Um die Pfarrge-

bäude, deren es zwei waren, herrschte indessen doch eine Art von Behaglichkeit, welche jedem Reisenden ziemlich einladend vorkommen mußte. Zur Linken, dicht neben der Hofmauer lag der Friedhof mit seinem uralten Gotteshause, welches schon längst zum Abbruch bestimmt war, allein in Ermanglung von Mitteln zum Wiederaufbau vor der Hand noch stehen blieb. Die Kirche selbst, sowie der Kirchhof war mit alten Aspen und Linden umgeben, deren dichtbelaubten Zweige ihren friedlichen Schatten über den hübschgebauten Pfarrgarten warfen, dessen Blumenrabatten und Holz- und Rasenbänke zum lieblichen Genusse des Landlebens einluden.

Der Einfahrt gegenüber stand das alte Pfarrhaus, dessen Dach dagegen in jugendlicher Frische prangte, denn es war erst kurz neu gedeckt; dieß schien auch das einzige Neue zu seyn. Warlunda war einer von den alten Pfarrhöfen, an welchen Nichts als die hinzugekommenen Branntweinbrennereien zeigt, daß der Odem der Zeit darüber hingegangen ist, so schwerfällig, altväterisch und düster sieht Alles aus. Und dennoch hatte es wieder sein Angenehmes: der hübsche Garten mit seinen zierlichen Sandwegen, die schattigen Baumgruppen, der liebliche Duft von den Apfelbäumen auf der nahen Wiese, die Wiese selbst mit ihren zahllosen weißen Leinwandstücken und die sauberen Fenster mit altmodischen, rosengestickten, an der Seite mit rothen Bändern aufgebundnen Vorhängen — dieß Alles zusammen, nebst dem freundlichen Willkommgebell des Hofhundes und der Geruch eines gebratenen Ferkels von der Küche her, hat ohne Widerrede seine Annehmlichkeit, seine heimliche Anziehungskraft und — kommt man gar an einem Sonntagsvormittag, hört den Gesang in der alten Kirche und sieht die mit Nelken und Ringelblumen reich geschmückten Gräber — so fehlt es dem Bilde auch nicht an Poesie.

Wir würden übrigens der Wahrheit zu nahe treten, wenn wir behaupten wollten, daß der Kammerer sich durch

die letzteren Umstände im Geringsten hochzeitlich gestimmt gefühlt hätte; er fand es im Gegentheil höchst widerlich, denn er wußte ja eigentlich jetzt gar nicht, wo er Jemanden finden sollte, der ihm an die Hand ginge, und hauptsächlich dafür bedacht war, daß er mehr als nur den süßen Geruch aus der Küche zu schmecken bekäme.

Keine Seele schien sich auf dem Pfarrhofe zu regen, deshalb spähte der Kammerer durch den Vorplatz in das kleinere Haus hinein, in das sogenannte Gastgebäude; allein da war gleichfalls Alles wüste und leer, und auch aus dem Umstande, daß Alles bis vor die Treppe heraus gar zierlich mit Blumen und grünen Zweigen bestreut war, schöpfte der Reisende keinen Trost. Auf den Rath seines Fuhrmanns begab er sich endlich nach dem Theil des großes Baues, wo nothwendig Leute seyn mußten, nämlich in der Küche.

Eine alte sauertöpfisch aussehende Magd war am Heerde beschäftigt und blickte nach der Thüre, als der Kammerer öffnete.

„Wer ist da?"

„Ein Fremder! Ist die Herrschaft in der Kirche?"

„Ja, Alle mit einander. Der neue Vikar predigt heute."

„Das ist mir sehr leid. Ist außer Euch Niemand mehr im Hause?"

„Ja, Brita, sie ist drinnen und deckt den Tisch."

„Na, das ist doch wenigstens Jemand!" meinte der Kammerer. „Seyd so gut und ruft sie, da erfahre ich vielleicht, wo ich meinen Mantelsack unterbringen und selbst abwarten kann, bis die Leute aus der Kirche kommen."

„Die Vorplatzthüre ist nicht geschlossen, drücken Sie nur auf die Klinke und gehen Sie rechts, so kommen Sie in den Saal. Brita wird schon für Ihr Gepäck sorgen."

Der Kammerer folgte mit Vergnügen der Anweisung und befand sich bald in einem großen viereckigten Raum, durch dessen zwei Fenster, vor welchen dichte Apfelbäume

standen, kaum halbe Tageshelle hereinfiel. Ein gigantisches Kamin nahm die eine Seite ein, die ungeheure Oeffnung war mit grünen Reißern zugestopft, um welche eine so fürchterliche Masse von Insekten surrten, daß man versucht war zu glauben, das ganze Fliegengeschlecht halte hier eine Generalversammlung.

Auf dem vierschrötigen, mit hausgemachtem „Batterich“ überzogenen Sopha, dessen Franzen fast bis auf den Boden herabhingen, ließ sich unser Kammerer endlich nieder, legte Hut und Pfeife auf einen nahen Tisch, und erwiederte den Knicks des Dienstmädchens mit den Worten: „Guten Tag, mein Kind! Sorge doch dafür, daß mein Mantelsack gut aufgehoben wird! Die Herrschaft kommt wohl bald aus der Kirche?“

„Es kann schon noch ein Weilchen dauern;“ meinte Brita, und gab rücksichtlich des Mantelsacks die Erklärung, daß dieser so lange in der Küche bleiben müsse, denn die Mamsell habe den Schlüssel zu dem Gastzimmer.

Der Kammerer hatte Nichts dagegen einzuwenden, bezahlte seinen Fuhrmann, welchem er statt des zugesagten Imbisses ganze drei Schillinge weiter geben mußte, und setzte sich dann wieder auf den Sopha, um mit möglichster Resignation die Entwicklung seines Schicksals abzuwarten. Seine einzige Erquickung war den frischgedeckten Tisch aufmerksam zu betrachten, auf welchem sich übrigens noch nicht das geringste Eßbare vorfand.

Die Zeit verstrich sehr langsam und der Kammerer war gerade im Begriff in einen sanften Halbschlummer zu sinken, als auf einmal eine lange Frauengestalt, in ein weißes Baumwollenhalstuch gehüllt, mit leisem feierlichem Tritt über den Boden schwebte und vor dem Sopha stehen blieb.

Laßman sprang auf und machte eine ausnehmend tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung, welche das Wesen — denn es war in der That etwas sehr Geisterhaftes und Unkörperliches an Mamsell Sabina Laurentia Ingel-

grens langer, magerer Spindelgestalt — ebenso demüthig und feierlich erwiederte.

Der Kammerer nannte seinen Namen und setzte hinzu, daß er seinen alten Freund, den Probst Thorblad mit einem Besuch habe überraschen wollen, welcher ihm hoffentlich nicht unlieb seyn werde.

„Gewiß nicht!" entgegnete Mamsell Sabina mit prophetischer Stimme.

„Ohne Zweifel!" dazu machte der Kammerer eine abermalige, wo möglich noch ausdrucksvollere Verbeugung, „habe ich die Ehre mit Mamsell Ingelgren zu sprechen, deren achtungswerther Charakter mir durch die eigenen brieflichen Mittheilungen meines Freundes Ingelgren bekannt ist."

„Ja, das bin ich," tönte es zart und schüchtern von Sabina's dünnen Lippen. „Mein Stiefvater kommt so eben mit ein paar Nachbarn." Nach diesen Worten zog sie das weiße Baumwollentuch dichter über die schmalen Schultern und verschwand unter der Küchenthüre. Dem Kammerer kam aber in seinem halbwachenden Zustande ihr Kommen und Verschwinden gleich wie eine himmlische Erscheinung vor.

Mit allen möglichen Zeichen ausnehmender Herzlichkeit und Freude bewillkommte der Probst seinen Gast. Beide Männer waren ungefähr von demselben Alter, Beide hatten sich trefflich conservirt, besonders der Probst, dessen rothe Vollmondswangen und behagliches Gesicht ein Wohlbefinden verkündeten, welches nicht entfernt den Gedanken aufkommen ließ, als ob er seine Wittwerzeit in Kummer und Betrübniß vertraure. Der gesegnete Gottesmann war kein so großer Egoist, daß er durch unnütze selbstsüchtige Klagen die Ruhe seiner abgeschiedenen Gattin im Grabe gestört hätte.

„Nun bleibst Du aber auch wenigstens vier Wochen bei mir in Warlunda, Herr Bruder?"

„Wollen sehen, wollen sehen," versetzte der Kammerer, „wie die Landluft mir zuschlägt."

„Ah die thut Jedermann gut. Sieh nur mich an. Du wirst noch wissen, wie dürr und mager ich war, als wir uns zuletzt sahen.“

„Du warst damals Vikar, Herr Bruder, wenn ich recht weiß?“ fiel der Kammerer ein, und das Lächeln, womit er seine Worte begleitete, bedurfte keiner Auslegung.

„Ja freilich; aber es ist doch nicht der Probsttitel, welcher fett macht. Du wirst das selbst finden, Herr Bruder; denn ich lasse Dich nicht eher fort, als bis Du eben so dicke Wangen hast wie ich. Die Landluft wirkt Wunder, und unsre vortreffliche Sabina wird auch dafür sorgen, daß wir bei Tische nicht zu kurz kommen. Hast Du meine Sabina noch nicht gesehen, Bruder?“

„Doch, Herr Bruder; ich habe schon die Ehre gehabt, wiewohl nur auf einen Augenblick.“

„Nun, das bedeutet Etwas, daß Du ihr gerade zuerst begegnet bist! Was sagst Du dazu, Bruder, solche Einfachheit und Demuth in ihrem ganzen Wesen und Treiben? Ja, das muß ich sagen, das ist ein Weib!“ Der Probst seufzte schier vor Andacht als er an die heilige Sabina dachte, aber der neue Mitprediger, welcher unterdessen in das Zimmer gekommen war, lachte heimlich und wechselte verstohlene Blicke mit dem Patron Solberg und dem andern Herrn, einem Gutsinspektor aus der Nachbarkeit. Alle drei Herren wurden jetzt dem Kammerer als Freunde und Nachbarn vorgestellt.

Bei dem Mittagsessen verstand es sich ziemlich von selbst, daß der geehrte liebe Gast seinen Platz neben der Wirthin vom Hause bekam, und jetzt erst, während Sabina in Erwartung des Meerrettigs, das Ochsenfleisch ein wenig kalt werden ließ, faßte sich der Kammerer ein Herz und nahm seine Nachbarin gehörig in Augenschein.

Mamsell Ingelgren war, wie gesagt, ein sehr langes und mageres Frauenzimmer. Ihr verhältnißmäßig sehr kleiner Kopf saß auf einem erschrecklich dünnen gekrümmten Hals, welchen sie gewöhnlich in ihr Lieblings-

stück, das schon bemeldete weiße Baumwollentuch, ein Produkt ihrer eigenen kunstfertigen Hände, eingehüllt trug. Sabina war sowohl zu heilig als zu haushälterisch, um etwas Anderes als Schwarz oder Weiß zu tragen. Das erste brauchte man nicht zu waschen und das andere konnte man waschen und es sah doch noch wie neu aus. Ihre Hautfarbe war sehr hell, fast käseweiß; über jede ihrer Wangen hingen drei dünne gelbe Locken herab; die mittelste war an die linke Schläfe mit Gummi festgepappt, ein vortreffliches Mittel, womit sie ein großes Muttermal glücklich verbarg, eine Erdbeere, das einzige Roth, welches seine Glut über Sabina's Lilien warf. Ihre Augen waren besonders merkwürdig und ihr hellblauer, schmachtender, hohler Blick stets gen Himmel oder auf den Boden gerichtet, und wenn sie je ein Mal lächelte, las man darin deutlich das Bewußtseyn, daß die Seele sich aus höheren Sphären in den Staub heruntergebe.

Dieß war Sabine, auch „die heilige Sabina“ genannt, ein Beinamen, welchen ihr der kürzlich erst ordinirte Adjunkt, ein ganz unheiliger junger Mann, gegeben hatte, und wofür er, wenigstens unsres Wissens, von dem Probst keine andre Zurechtweisung erhalten hatte, als eine kleine Drohung mit aufgehobenem Finger, während die Herren, welche beim Bretspiele saßen, mit ihren Steinen klapperten und seitwärts nach Sabinens Platz hinüber schielten.

Der Kammerer hatte seine Musterung nicht blos von Sabinens Aeußerem jetzt geschlossen, welches ihm hehr und würdevoll erschien, sondern auch einen kleinen Grund zur Kenntniß ihrer innern Eigenschaften und Gewohnheiten gelegt. Das Erste, was er wahrnahm, fand er sehr liebenswürdig: nämlich die Art, wie sie das Ochsenfleisch in die allerzierlichsten und dünnesten Scheibchen zu tranchiren verstand. Man sah, daß sie offenbar in der Wirthschaft auf das genaueste zu Hause war, denn

die Fleischbrühe maß sie gleichsam mit dem Fingerhute zu und Braten und Pudding schienen vollends etwas nahezu Wesenloses zu seyn: die Stückchen wollten sich weder mit Messer noch mit Gabel fassen lassen.

„Ein gescheidtes Frauenzimmer, eine löbliche Hausfrau," dachte der Kammerer bei sich, „und die Einfachheit in ihrem Anzug, verräth diese nicht sowohl Geschmack, als auch Verstand?" Es war wirklich ein bemerkenswerther Umstand, daß unser ehrlicher Laßman sich die Ueberzeugung gewissermaßen aufdringen wollte, Sabina habe einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, wogegen er doch eigentlich — trotz der unbestreitbaren Verdienste, welche sie durch ihre Haushaltungsprinzipien an den Tag legte — sich jedesmal von einer offenbaren Furcht erfaßt fühlte, so oft ihre blauen Augen ihn scharf ansahen. Auch mußte er es bei einem stummen Kopfnicken bewenden lassen, als ihm ihre spindeldürren Finger eine zweite ätherische Portion Truthahnbraten anboten.

Um nicht für einen Menschen ohne alle Lebensart zu gelten, begann endlich der Kammerer nach und nach sich in unterschiedlichen zierlichen Worten zu ergehen, bis Etwas, das einer Unterhaltung gleich sah, in Gang kam.

„Sie haben viele schöne Blumen auf den charmanten Rabatten im Garten unten," sagte er und versuchte mannhaft ihren Blick auszuhalten.

Sabina sah gen Himmel. „Ich," flüsterte sie mit sammetweicher Stimme, „gebe mich nicht mit solchen Lappalien ab. Die Haushälterin meines Vaters, Frau Ternström hat Vergnügen daran, ihre Zeit damit zu verderben. Meine Lust ist es nach den Blumen zu schauen, welche der Herr auf die Erde gesetzt hat."

„Die Blumenliebhaberei ist aber doch etwas höchst Unschuldiges," meinte der Kammerer.

„Unschuldig, ach ja, es kömmt nur auf den Zweck an, welchen man dabei hat. Alles hat wohl seinen Zweck

und ist dieser schlecht, so ist auch dem Mittel dazu kein großer Werth beizulegen."

„Liebste Sabina," sagte der Probst und warf ihr einen Blick zu, dessen Sprache ganz anders lautete, „bei Deiner Frömmigkeit und christlichen Duldsamkeit solltest Du doch zugeben, daß sich Deine übrigen minder glücklich begabten Mitschwestern einem so löblichen und unschädlichen Zeitvertreib hingeben dürfen."

Sabinens Augen senkten von der Decke auf ihren Stiefvater. „Ich," sagte sie sehr langsam — sie legte häufig den Ton auf dieses Wörtchen — ich verachte ..."

„Willst Du nicht noch ein wenig von dem Truthahn aufschneiden, liebe Sabina?" fiel der Probst einlenkend dazwischen.

Sabina riß den Braten zu sich her, schnitt in einem unwillkürlichen Anfalle von Wildheit Alles kurz und klein, stieß die Platte von sich weg und lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, gleich als überfalle sie ein heftiges Uebelbefinden.

„Was ist Dir, liebe Sabina?" fragte der Probst und sah ganz bekümmert aus.

„Darf ich Ihnen vielleicht etwas Wasser geben, mein verehrtes Fräulein?" Mit diesen Worten reichte ihr der Kammerer auf die möglichst kavaliermäßige Weise, die er zu Wege bringen konnte, ein Glas Wasser.

Sabina nahm es und nippte daran; sank aber sogleich wieder mit einem schwachen: „Ich denke, es wird mir hoffentlich schon wieder besser werden" zurück, übrigens doch nicht so hastig, daß sie nicht vorher dem Kammerer zum Dank einen so sanften und zärtlichen Blick zugeworfen hätte, daß dieser vor Erstaunen gar nicht wußte, wo ihm der Kopf stand.

Am Nachmittag, während eines Spaziergangs auf der Wiese, warf der Probst so gleichsam im Vorbeigehen hin: „Es ist nicht zu läugnen, so sanft und gutmüthig Sabina auch ist, hat sie doch, wie jeder Mensch, auch

eine oder die andere Eigenheit. So mag sie zum Beispiel keine anderen als Feldblumen leiden, und es ist ihr deßhalb sehr zuwider, daß unsere fleißige Haushälterin sich mit der Blumenzucht in unserm Garten abgibt. Ich habe um so weniger Etwas gegen diese unschuldige Liebhaberei der Frau Ternström, als ich selbst meine Freude daran habe."

„Allerdings ist gar nichts Tadelnswerthes dabei," meinte der Kammerer; „hier auf dem Lande, wo man ohne Kosten Blumen halten kann, mag dies ganz angenehm seyn. In Stockholm sind freilich Blumen ein sehr theurer Luxusartikel."

„Das will ich wohl glauben," sagte der Probst und war sehr zufrieden, daß der Blumenhaß der heiligen Sabina keine andere Gedanken bei dem Kammerer erweckt hatte. „Ja, zu Stockholm, wie ich mich aus alter Zeit erinnere, dort lautet es freilich anders. Dort," setzte er hinzu, „würde Sabina bei ihrer vortrefflichen Wirthschaftskenntniß beinahe mit so viel als gar Nichts leben können."

Nun paßte eigentlich dieser Zusatz wie eine Faust auf ein Auge zu der Theuerung der Blumen in Stockholm; allein der Probst glaubte eine kleine Anspielung nicht besser anbringen zu können, und ohne das Geringste von jener Absicht zu merken, erwiederte unser Kammerer ganz arglos:

„Wenn sie aber so ausgezeichnet geschickt ist, wozu brauchst Du denn eine Haushälterin, Herr Bruder?"

„Ja, Herr Bruder, Du mußt bedenken, daß eine Landhaushaltung mit ihren erschrecklichen Anhängseln von groben und anstrengenden Arbeiten ihren zarten Körper allzu sehr in Anspruch nehmen würde. Sie will immer Alles selbst thun, in und außer dem Hause, könnte es auch, denn sie hat es früher ebenfalls gethan, und da ging Alles herrlich, wie am Schnürchen; als ich aber

sah, daß ihre Gesundheit unter der großen Anstrengung offenbar litt, so wollte ich, obgleich mein Vermögen sich unter ihren Händen zehnfach vermehrte, doch als Stiefvater nicht, daß sie sich um meinetwillen schinden und plagen sollte. Als mein Mitprediger im vorigen Frühjahr starb, nahm ich deßhalb seine Wittwe zu mir. Sie ist flink und fleißig, überall daheim, fürchtet sich vor keiner Arbeit und kann Etwas aushalten. Auch habe ich zugleich damit ein Werk der Barmherzigkeit gethan: denn das arme Geschöpf wußte nicht wo aus noch ein."

„Wo ist denn aber Deine Haushälterin, Herr Bruder? Ich habe noch Nichts von ihr gesehen."

„Sie ist gegenwärtig auf Besuch bei Verwandten, kommt aber nächste Woche wieder. Während dem ist Sabine so gut und besorgt die Haushaltung."

Die Rückkehr des Adjunkts, Magister Bagge, von der Filialkirche, wo er gepredigt hatte, gab dem Gespräche eine andere Wendung.

Der Magister, ein sehr weltlich gesinnter, junger, lebenslustiger Mann, stand ganz gut mit dem Probst und der benannten Haushälterin, der hübschen Frau Mitpredigerin. Aber Mamsell Sabine, mit ihrer großen Heiligkeit, ihrem schwebenden Gang und ihren himmelnden Augen, welche zuweilen etwas von einer Schlange und einer Katze hatten, war ihm ein wahrer Gräuel. Ihre an das Unglaubliche gränzende Wirthschaftlichkeit ärgerte ihn, ihre Heirathslust — denn Sabine hatte alle Neigung dazu, wenn es nur Einer gewagt hätte, sie recht fest in die Arme zu nehmen — ekelte ihn an. Zudem hatte der Neid, mit welchem sie die kleine hübsche Haushälterin betrachtete und derselben ihre Bosheit mit den lieblichsten honigsüßesten Worten zu kosten gab, den Magister, trotz seiner natürlichen Gutmüthigkeit, dergestalt gegen sie aufgebracht, daß er ordentlich einen Trost und eine innerliche Beruhigung darin fand, die heilige Sabine in allen möglichen Geduldsproben zu üben.

Magister Bagge's Unrecht lag indessen, gelind gesagt, darin, daß er Alles im Hause einzig und ausschließlich zum Vortheile für Frau Sophie ansah. Aber der Magister war ein junger Mann und Frau Sophie war gleichfalls jung. Sie war hübsch, brav und aufgeweckt und überall sah man, was eine Frauenzimmerhand zur Behaglichkeit und Ordnung beizutragen vermag. Der Magister wußte nicht und wenn er es gewußt hätte, so würde er sicher nur darüber gelacht haben, daß Frau Ternström das Herz und die Hand ihres Mannes weggeschnappt hatte, auf welchen sich Sabina, während der mehrjährigen Adjunktur bei ihrem Vater, so feste Rechnung machte, daß sie ihre einstige Verbindung mit ihm für so gewiß angesehen hatte, als das Amen in der Kirche.

Zu Adjunkt Ternströms Gunsten hatte sie manche Ausnahme in ihren sonst unabänderlichen Wirthschaftsgrundsätzen gemacht; um seinetwillen hatte sie ihre Reizbarkeit bezwungen, wenn sie den Damm zu durchbrechen und zu verrathen drohte, daß ihre Heiligenglorie nur ein falscher Schein war, um seinetwillen, für seine Ohren wurde ihre Stimme noch weicher, und in seiner Gegenwart wurde ihre magere Figur noch geschmeidiger und das weiße Baumwollentuch in noch geschmackvollere Falten drapirt — kurz für ihn hatte sie Leben und Beweglichkeit. Und Er ließ sie in Gottes Namen in ihrem süßen Glauben, denn er befand sich gar nicht schlecht dabei, bis er die Mitpredigerstelle erhielt, wo er dann die hübsche Sophie heirathete, welche er nach drei Jahren in den dürftigsten Umständen als Wittwe zurückließ.

Man wird gerne glauben, daß Sabine die Uebersiedlung Sophiens auf die Probstei keineswegs gern sah. Ihre Mutter war zu alt und schon lange her so kränklich, daß sie seit mehren Jahren Nichts mehr zu sagen hatte, und Sabine das Regiment im Hause führte. Diese Macht sollte ihr jetzt nicht mehr ausschließlich verbleiben. Sophie, die beneidete, fast konnte man sagen verhaßte

Sophie sollte sie theilen. Aber nicht genug. Der neue artige Adjunkt, Magister Bagge, auf welchen Sabine bereits selbst ihre Augen geworfen — hatte er, der Undankbare, wohl für Jemand Anderes Augen, als für die bald getröstete Wittwe? Sogar auch ihr Stiefvater schien kaum ein paar Monate nach dem Tode seiner Frau mehr Behagen an Sophien zu finden, als selbst in Sabinens Gesellschaft. Die arme Sabine ging noch weiter in ihrer ebenso grausamen als hartnäckigen Einbildung. Argwohn war einer der Züge ihres Charakters und die kleine Abhandlung über die Blumisterei bei Tische hat schon gezeigt, wie weit sie es trieb. Wir werden später Gelegenheit haben zu sehen, in wiefern ihr Scharfsinn auf einem triftigeren Grund beruhte, als die allzuoft irreleitende Mißgunst.

Nachdem der Besuch fort war, wurde von Sabinen Thee, oder wenigstens warmes Wasser herumgegeben, während der Kammerer und der Probst sich mit Bretspiel unterhielten und sich gegenseitig an alte Jugendgeschichten erinnerten. Magister Bagge stand an dem schwarzangestrichenen Theetische, stützte sich leicht darauf und betrachtete, wie schon hundert Mal, die rothen und gelben Rosen, welche zwischen kolossalen Epheublättern einen Kranz um die ovale Tischplatte bildeten.

„Darf ich mir etwas stärkern Thee ausbitten?" erdreistete er sich zu sagen, und war so kühn, seine Tasse der heiligen Sabine vor die Nase zu schieben.

„Ich glaube, es ist aber schon Zucker darin," entgegnete die Wirthin mit möglichst wenig merklichem Aerger über die kecke Sprache.

„Ja, leider, zwei Stückchen."

Sabine nahm einen Theelöffel und rührte in der Kanne, mit dem Lächeln der Selbstverläugnung auf den Lippen. Sophie war ja nicht zugegen.

„Könnten wir nicht ein Bischen mehr Thee hineinthun?" sagte der naseweise Adjunkt und griff mit pro-

samer Hand nach der vor Olimszeiten ganz hübsch gewesenen Theebüchse. Sanft abwehrend legte Sabine ihre dürren Finger auf die seinigen. Die Theebüchse war in Gefahr den Deckel zu verlieren und umzufallen, was Sabine am meisten fürchtete, denn es war Nichts mehr darin.

„Der starke Thee ist Ihnen nicht gesund, Herr Magister!" lächelte sie und setzte sich glücklich in Besitz der Büchse. „Befehlen sie ihn vielleicht stärker, Herr Kammerer?"

„Danke gehorsamst, er ist mehr als hinreichend stark, er ist gerade recht; ich trinke immer lieber Wasser mit Zucker und Milch."

„Hören Sie, Herr Magister?" Sabinens Taubenaugen sandten dem Kammerer einen dankbaren Blick zu; da sich dieser aber bereits wieder umgewendet hatte, traf er ihn leider nur auf den Rücken.

„Allerdings höre ich — es war sehr unvorsichtig von Sabine, an den Magister zu appelliren — „und zwar, daß ihn der Herr Kammerer gleich mir für eitel Wasser deklarirt. Aber freilich, Frau Ternström ist nicht da und es wäre Unrecht, wenn man verlangen wollte, daß Mamsell Sabine auf etwas so Unbedeutendes, wie mein Geschmack, Rücksicht nehmen sollte."

Die Locken auf Sabinens Wangen wogten unruhig auf und nieder, sonst verspürte man keine weitere Bewegung. Nach einer Weile schenkte sie abermals ein; offenbar um sie zu ärgern, denn der sogenannte Thee war in der That wieder eben so wasserhell wie der vorige, warf der Magister Zucker hinein, goß Milch hinzu, kostete überflächlich davon, schob dann die Tasse weg, ging hinaus und erklärte, er müsse gehorsamst um Verzeihung bitten, aber es sey ihm unmöglich, auch nur einen Tropfen hinunterzubringen.

Als Magister Bagge zur Thüre draußen war, so flog ein Zug von Bitterkeit, fast Bosheit über Sabinens

Antlitz, verschwand aber schnell wieder; sie räumte den Tisch ab, machte auf einen Wink des Probsts, ohne Widerrede, zwei Gläser Grog, wovon sie dem Kammerer das seinige eigenhändig selbst präsentirte, und zog sich dann auf ihr Kämmerlein zurück, um durch einige Kapitel in der Bibel und ein paar Seiten in ihrem gewöhnlichen Erbauungsbuch, den Stunden der Andacht, ihr Gemüth wieder zu beruhigen.

Wie weit ihr indessen dies gelang, läßt sich nicht leicht angeben; genug, ihre Andacht war nicht so ungestört als sonst, und vielleicht hatte unser Kammerer einigen Antheil daran. So viel ist wenigstens gewiß, daß er ihre Gedanken mehr in Anspruch nahm als das ganze Buch Hiob und die Stunden der Andacht insgesammt. Endlich schlug sie ihre Bibel zu und ließ ihrer Phantasie freien Lauf, welche ihr nach und nach allerlei interessante Figuren und pikante Situationen vorzauberte. Nach Verlauf einer guten Weile wurde Sabinen auf einmal ganz bange über die namhafte Verirrung ihrer Gedanken, und gleichsam als Schild gegen die Versuchung schlug sie die Bibel abermals auf. Dies wollte übrigens nicht viel helfen; so schnell sie auch die Blätter umwendete, so emsig sie ihre Aufmerksamkeit auf deren Inhalt zu richten trachtete, allezeit kehrten ihre Gedanken wieder auf den alten Gegenstand zurück, welcher so oft, seit Jahren, ihren großen Ansprüchen auf Gottseligkeit in den Weg getreten war. Sie dachte nämlich auch jetzt, wie jedes Mal wenn sich die geringste Aussicht auf eine Veränderung zeigen wollte, an das Loos des Weibes, und daß ihr die heilige Schrift befehle, ja sie fast zwinge, Vater und Mutter zu verlassen und dem Manne anzuhängen. In der Frömmigkeit ihres Herzens hielt es Sabine für etwas Unnatürliches, sich gegen das Gebot der Schrift aufzulehnen, mehr als Andere für sich in Anspruch nehmen, und sich den weisen Anordnungen Gottes entziehen zu wollen, kam ihr sündhaft vor, denn

Er allein weiß ja, was uns gut und nützlich ist. Selig, wer sich mit Ergebenheit in seinen Willen und Beschluß fügt!

Siebenzehntes Kapitel.

Fortsetzung des Heirathsabentheuers. Die heilige Sabine kommt ins Gedränge.

Man hatte dem Kammerer ein Zimmer in dem kleineren Gastgebäude angewiesen, und als er am Abend, nicht ohne einige Schwierigkeit, an dem hohen Himmelbett emporgeklettert war, worin er dann zur Belohnung seiner Anstrengung bald in holde Träumereien versank, hatte er, nach einem Stoßseufzer für den „Triangel" nur Einen Gedanken — Sabine. Nicht daß, trotz seines besten Willens und Bemühens, zärtlichere Gefühle sich seiner bemächtigt hätten; aber bei welchem Weibe fanden sich wohl mehr herrliche Eigenschaften?! Die hellen dünnen Löckchen und die göttliche Stimme verfolgten ihn jedoch stets mit einem gewissen heimlichen Unbehagen.

Lange hielten ihn die Heirathsgedanken wach und kaum hatte er ein paar Stunden die Wollust des Schlafs genossen, als ein schreckliches Getöse gerade über seinem Haupte ihn aufweckte.

„Die Leute sind fleißig!" dachte der Kammerer, denn er vermuthete, der Lärm müsse von einem Webstuhl kommen. Da er indessen nicht wieder einschlafen konnte, stand er auf und ging aus Mitleid mit seinem Trommelfell in den Garten hinab.

„Wer lärmt denn da oben so früh? Kann sie mir es nicht sagen?" fragte der Kammerer, welcher bereits einen kleinen süßen Verdacht geschöpft hatte, eine Stallmagd, die mit dem Milcheimer über den Hof ging.

„Ach, das ist Mamsell Sabine, welche am Webstuhle sitzt. Sie ist immer die Erste aus den Federn.“

„Welch’ ein Weib!“ dachte unser Kammerer, „was für ein Fleiß und Thätigkeit! Sie könnte mit ihren emsigen Händen ein ganzes Haus mit Nahrung und Kleidung versehen, — und dann hat sie auch noch ein hübsches Vermögen ....“ Laßman spazierte auf und nieder und machte sich allerhand Gedanken.

„Ah, Herr Kammerer, sind Sie schon so früh auf?“ hörte er eine bekannte Stimme hinter seinem Rücken und Sabina, in ihrem weißen Baumwollentuch und einem etwas kurzen und knappen hellgestreiften Kattunröckchen grüßte ihn im Vorbeigehen. Sie hatte noch die Papierwickeln im Haare und Pantoffeln an den Füßen; deßhalb eilte sie vorüber und hielt das Taschentuch höchst anmuthig an die Wangen, damit man die Erdbeere nicht sah.

Der Kammerer wagte nicht sie aufzuhalten, auch gefiel sie ihm heute weniger.

„Was kömmt es denn aber auf die äußere Schaale an, wenn nur der Kern frisch und gut ist!“ tröstete sich der nachsichtige Mann. Eine Weile nachher rief man ihn in den Saal zum Kaffee, wo schon der Probst seiner wartete; auch Sabina kam bald, lieblich und lächelnd, in Schnürstiefelchen, Locken und einer schwarzen Bombasinschürze, welche zwei Zoll über den Rock herab hing, dessen kurzen Leib vorn ein kreuzweise geheftetes Schäwlchen deckte; die Kehrseite verbarg wie gewöhnlich das weiße Umschlagtuch, das indessen, sonderbar genug, heute etwas einem Brautschleier Aehnliches hatte, d. h. statt daß es in der Regel die ganze Figur einhüllte, hing es straff und feierlich über den Rücken hinab.

„Der Kammerer bewundert so eben Deinen Fleiß, mein Kind,“ sagte der Probst; „er erzählt mir, daß Dein Webstuhl ihn geweckt habe.“

„Morgenstund hat Gold im Mund," entgegnete Sabina, setzte aber sogleich mit holder Verschämtheit hinzu: „Im Fall ich Sie übrigens mit meiner Arbeit beunruhige, Herr Kammerer, werde ich ein andermal nicht so zeitig anfangen."

„Gott bewahre mich, daß ich eine so löbliche Gewohnheit stören sollte!" erwiederte der Kammerer äußerst artig. „Seit ich weiß was es ist, werde ich viel besser dabei schlafen als bei der schönsten Musik."

Der Probst schmunzelte und versicherte, daß Sabinens Fleiß schon manches Stück zuwege gebracht habe; wenn sie sich einmal verheirathe und Warlunde verlasse, so würden alle Pferde in seinem Stalle den Vorrath nicht ziehen können.

Sabine schwieg wie es die liebenswürdige jungfräuliche Schüchternheit erforderte; schenkte aber dem Kammerer heute seine Tasse voller ein als gestern und obgleich Anfangs kein Zwieback auf dem Tische gewesen, holte sie doch jetzt ein Tellerchen voll davon, setzte ihn vor den alten Laßman, welcher sich verneigte, schwieg, aß und trank.

Nach dem Frühstücke machten die Herren einen Spaziergang auf dem Pfarrgute umher und nun zeigte der Probst seine Roggenfelder, an deren Beschickung Sabine gleichfalls mit thätig gewesen; denn sie war immer die Erste bei der Sommer- wie bei der Wintersaat. Sie selbst maß das Getreide, ging mit und säte, die Kartoffeläcker hatte sie natürlich ebenfalls besorgt, nicht minder die Leinsaat, ja, sie besaß eine so glückliche und gute Hand zum Säen, daß man ihres Gleichen nicht fand, und alle Bauernweiber auf mehrere Stunden im Umkreise gerne den doppelten Preis zahlten, um nur ihren Saatlein von Sabinen zu bekommen.

„Das ist ein merkwürdiger Usus!" ließ sich der Kammerer nachdenklich vernehmen.

Ungemein merkwürdig!" wiederholte der Probst.

„Soviel Fleiß und Thätigkeit findet sich sonst kaum bei zehn Weibern zusammengenommen.

„Warum hat sie denn aber nicht schon längst einen Mann?"

„Daran ist sie selbst schuld. Du wirst hoffentlich nicht glauben, Herr Bruder, daß ihr nie ein Antrag gemacht worden sey.. Liebster Himmel, wenigstens Einer jedes Jahr; aber sie ist zu wählig, die arme Sabine. Sie will nur Einen, der ihr gefällt, und bisher hat noch keiner ihr Herz zu gewinnen gewußt."

„Und doch sieht sie so mild, liebreich und hingebend aus."

„Christliche Milde, Herr Bruder, christliche Liebe und Ergebenheit! Ja, so ist sie; aber weltliche Liebe ist ihr bisher fremd geblieben."

„Da wird sie wohl auch schwer zu gewinnen seyn," sagte der Kammerer; gleichsam im Allgemeinen.

„O, es kömmt nur darauf an, wie man es anfängt. Mit etwas Vorsicht und Klugheit lassen sich auch die ungefügigsten Weiber besiegen. Allein dieß ist eine Sache, welche Dich nicht besonders interessiren kann, Herr Bruder. — Was sagst du aber zu dem schönen Kleestück da?"

Unser Probst war ein schlauer Mann. Er sprach weder heute noch den folgenden Tag irgend von Sabinens Vorzügen, noch weniger vom Heirathen, versäumte aber natürlich keine Gelegenheit, seine Tochter stets in das hellste Licht zu stellen.

Der Kammerer schwieg ebenfalls; es wurde ihm aber immer enger um's Herz, ihn überkam nämlich eine gewisse, früher unbekannte Angst. Es war ihm als sey Mamsell Sabine Laurentia Ingelgren ihm vom Schicksal, oder vielmehr von dem Herrn selbst zur Begleiterin durch das Leben ausersehen. Nichts desto weniger fühlte er Etwas in seinem Innern, das sich dagegen sträubte. Der arme Mann! ihm bangte vor Sabinens Tauben-

augen und er fühlte, daß es vorbei mit ihm sey, wenn sie erst seine Gattin seyn würde, — Herrscherin über den „Triangel," — und nach sechs Tagen der Ueberlegung stemmte sich die arme Stimme fortwährend noch verzweifelt dagegen.

Es war an einem Sonnabend. Der Kammerer saß einsam auf einer kühlen Rasenbank im Garten und horchte fast andächtig zu, wie Sabine in ihrem Kämmerlein, zur Vorfeier des heiligen Tages, einen hübschen Liedervers um den andern mit scharfen aushaltenden Trillern sang. Als sie gerade im besten Singen war und der ehrliche Kammerer meinte, Sabinens Seele müsse längst über den Kreis des kleinlichen Erdenlebens emporgestiegen seyn, erscholl plötzlich ein scharfer Ton von der Küche her, als wäre Porzellan oder Glas zerbrochen. Sabina hatte ihn ebenso gut vernommen wie der Kammerer, der Gesang hörte plötzlich mitten in einem prächtigen halbfertigen Triller auf, und wie ein Pfeil schoß Sabina die Treppe herab in die Küche, wo der Kammerer, welcher neugierig aufgestanden und vorsichtig beigeschlichen war, durch die offene Thüre Alles mit ansehen konnte.

Die heilige Sängerin, plötzlich in eine Furie mit fliegenden Haaren verwandelt, faßte mit höchst eignen Krallen die arme Hausmagd am Kragen und prügelte sie so nachdrücklich durch, daß das arme Geschöpf, welches so ungeschickt gewesen eine Suppenschüssel zu zerbrechen, vor Schrecken auch den Deckel fallen ließ, welchen sie noch in der Hand hatte. Sabina hielt einen Augenblick inne, ihre blauen Augen stacken voll Thränen, denn ihr zartes Herz litt dabei, ein so sündiges und elendes Wesen, wie die gemeine Hausmagd, leiden zu sehen. Vielleicht waren die Thränen auch eine Folge der Anstrengung, welche es sie kostete ihre Zunge im Zaume zu halten. Aber um jeden Preis mußte dieß geschehen, denn der Kammerer war ja im Garten.

Nachdem Sabina, wie gesagt, einen Augenblick Pause gemacht hatte, griff sie das Werk aufs Neue an. Brita's andre Wange bekam bald durch die emsige Bearbeitung eine noch blühendere Farbe, als die zuerst berücksichtigte. Endlich war die Exekution vorüber und Sabina sagte mit der lieblichsten und freundlichsten Stimme: „Mein Kind, wie hast Du Dich nur so schlecht aufführen können? Die Schüssel kostet sammt dem Deckel drei Thaler. Es thut mir leid, daß ich Dir so viel an Deinem Lohn abziehen muß, aber es ist zu Deinem eigenen Besten; wenn ich Dir dieß so hingehen ließe, so wärst Du im Stande, Alles in der Küche kurz und klein zu schlagen. Lies jetzt die Scherben zusammen, die Brauhausmagd kann sie wieder kitten und die Sache soll vergessen seyn; für Werktag ist sie dann noch gut genug." Damit ging Sabina wieder auf ihre Kammer, nahm den unterbrochenen Triller wieder auf und sang mit heller Stimme weiter.

„Das ist ja ein wahrer Satan!" sagte der Kammerer leise und holte ganz erschrocken tief Athem. „Mit einer solchen Frau," fuhr er in Gedanken fort, „wär es gar keine Unmöglichkeit, daß ich an einem schönen Tage ... ein Mal ... gar selbst .... hu, das ist ein Stück von einem Weib! Und nun singt sie wieder wacker drauf los — schöne Frömmigkeit, da gebe ich keinen Pfennig dafür! Daß die Dirne den Schaden ersetzen muß, ist ganz in der Ordnung und den Brauch will ich in meinem Hause gleichfalls einführen; aber damit sollte es auch abgemacht seyn, denn bezahlen und Ohrfeigen dazu — nein, nein, das ist offenbar zu viel, man streicht Niemanden mit doppelten Ruthen! Es war merkwürdig, Sabina sah akkurat wie eine Hexe aus, als sie das Mädchen am Kragen hatte. Potz Wetter! wenn sie ein Mal so über mich dar käme ...."

In diesen düstern Betrachtungen wurde der Kammerer durch Wagengerassel unterbrochen. Unmittelbar

darauf hielt ein gelbangestrichener Wagen vor dem Hofthore. Magister Bagge kam aus seinem Zimmer gestürzt, um auf zu machen, und der Probst selbst geruhte in eigner Person unter die Hausthüre zu treten.

„Das muß ein seltener Gast seyn!" dachte der Kammerer; es war aber Niemand Anderes als die junge Haushälterin, Frau Sophie Ternström, welche vom Wagen sprang und mit einer leichten anmuthigen Verbeugung an dem Magister vorbei, auf den Probst zueilte, welcher ihr bis mitten in den Hof entgegen kam, um sie willkommen zu heißen.

„Sieh, Bruder Laßman, das ist die weitere Zugehörde des Pfarrhofs," meine liebe flinke Haushälterin, Frau Ternström, sagte der Probst freundlich und konnte die blinzelnden Aeuglein kaum von den blühenden Wangen der hübschen Sophie wegwenden.

Sie war in der That ganz hübsch, das brünette Weibchen, mit ihren hochrothen Wangen, ihrem schwarzen, schlichten Haar, und ihren braunen Augen, so hell und klar wie der beste Kaffee. Der Mund war freilich ein bischen zu groß, um billigermaßen zu den schönen gerechnet werden zu können, aber ihre Lippen waren so roth und die Zähne so weiß, wie man sie vom Schwarzbrodessen nur immer haben kann. Sophie war auch bei magerer Kost aufgewachsen, denn ihre Aeltern waren sehr arm, was die junge Wittwe ihre vortheilhafte jetzige Stellung um so höher schätzen lehrte.

Sie wurde nicht früher sichtbar als bei Tisch; aber der erste Blick auf diesen überzeugte die Herren, daß eine Andere das Küchenregiment führe.

Die Platte mit Spinat, welche sonst halb leer gewesen, war jetzt nicht nur ganz voll, sondern auch mit Eiern garnirt. Die Gerstengrütze hatte einen namhaften Zusatz von Zucker und Zimmt und der Milch fehlte es nicht an Rahm.

Der Magister, welcher in der vergangenen Woche

in der That magerer geworden war, aß mit herzlichem Appetit. Der Probst fand den gebratenen Fisch ausgezeichnet schmackhaft und der Kammerer, wir können es nicht verschweigen, konnte, Trotz dem daß er wie gewöhnlich das Glück hatte, neben Sabina zu sitzen, nicht umhin, der Köchin alle Ehre zu machen.

Sabina schwieg während des ganzen Abendessens; von Zeit zu Zeit ließ sie ihre Augen mit einer Mischung von Furcht und Abscheu von dem Kammerer auf Sophien fallen. Der Ausdruck ihres Gesichtes ließ schließen, daß sie die Furcht plagte, auch ihre neue Eroberung möchte ihr von der verhaßten Haushälterin abspenstig gemacht werden.

Nach der Heimkunft der Frau Ternström begann ein bei weitem besseres und muntereres Leben im Pfarrhause. Sie nahm viel Rücksicht auf den Kammerer, entweder weil es in ihrer Natur lag, gegen Jedermann zuvorkommend zu seyn, oder weil sie merkte, daß sie Sabina damit ärgerte; genug sie machte sich bald auf eine höchst einfache und natürliche Weise mit seinem Geschmack und seinen Gewohnheiten bekannt, welchem sie dann zuvorkam, ohne daß er nur zu wünschen brauchte. Ihr munterer ländlicher Gesang, mit welchem sie ihre Arbeit begleitete, lautete ganz anders als die Grablieder, welche aus Sabinas hohler Brust klangen. Allein das war noch nicht Alles, Frau Sophie hatte auch noch ein weiteres Verdienst, welches für Einen, der Sinn dafür hatte, gar nicht so unangenehm war: sie konnte nämlich schwatzen, aus Herzensgrund schwatzen über — Nichts.

Wenn sie Abends mit ihrer Gießkanne nach dem Garten wanderte und ihre Blumenbeete begoß, so kam sie dem Kammerer, welcher ihr schnurstracks getreulich folgte, als das non plus ultra häuslicher Anmuth vor. Es ist nicht zu leugnen, der Kammerer bewies sich etwas flatterhaft in seinem Geschmack, wenigstens müßte man auf die Vermuthung kommen, daß er mehr Vergnügen

an Sophiens Unterhaltung fand, als an der kalten und abgemessenen Kernsprache der heiligen Sabina.

Für Sabina kam nun eine bittre Zeit. Von ihrem Fenster aus mußte sie oft sehen, wie der treulose Kammerer, welcher sie jetzt floh, sie, die schon so große Ansprüche auf ihn hatte, und um Sophien herumtrippelte, sogar die Gießkanne ihr zu tragen sich erbot.

„Alles, Alles," seufzte sie eines Abends, als sie hinter den Jalousien stehend, zusehen mußte, wie die Courmacherei offenbar zu stark wurde, „Alles übersieht und verläßt mich um ihretwillen!" Es that Sabina im Herzen weh, sie preßte die Hände dagegen und schaffte sich dadurch einige Linderung, daß sie ein paar Blumenstöcke, welche ihr Sophie zum Geburtstag geschenkt hatte, ausriß und auf den Boden warf.

Ihr Stiefvater, welcher gerade über den Vorplatz ging, glaubte ein unterdrücktes Schluchzen in Sabinas Zimmer zu hören und trat herein. „Was fehlt Dir?" fragte er und sein Blick fiel von ihr auf die am Boden umher liegenden Blumen.

„Ach, ich bin so ärgerlich darüber," antwortete sie mit einem Ton, welchen der Probst wohl kannte. „Da sieh nur her, Vater, die abscheuliche Katze muß im Zimmer gewesen seyn und hat mir alle meine schöne Blumentöpfe umgeworfen."

„Die Katze wußte wohl, was sie that, sie kannte Deinen Geschmack," meinte der Probst." Aber, liebe Sabina, da wir zufällig so allein sind, will ich die Gelegenheit benutzen und etwas Wichtiges mit Dir reden."

„Etwas Wichtiges?" wiederholte Sabina in Gedanken und hätte beinahe vor Freude laut aufgeschrien. Gewiß hatte der Kammerer, ja, es konnte gar nicht fehlen, gewiß hatte er sich bereits gegen ihren Vater erklärt. Ach, sie hatte ihn verkannt: nur seine Schüchternheit, seine eigene Strenge gegen sich hatte ihn

zurückgehalten. Der brave Mann, welche Liebenswürdigkeit, welch' feines Zartgefühl!

„Etwas Wichtiges sagst Du, lieber Vater?“ wiederholte sie jetzt laut und mit so heller und klarer Stimme, als ob sie sich schon zu dem lieblichen Ja einüben wollte, senkte aber natürlich ihre Augen mit jungfräulicher Verschämtheit zu Boden.

„Ja, meine gute Sabina, Du weißt, daß Deine Mutter, hauptsächlich auch in ihrer Todesstunde, mir Dein Wohlergehen an das Herz gelegt hat. Bisher hat es sich noch nicht schicken wollen, daß ich so glücklich gewesen wäre, diese zärtliche Fürsorge auf einen Andern übertragen zu können .....“

„War denn diese für Sie so lästig?“ fiel Sabina dazwischen, gleich als wolle sie den heiß ersehnten süßen Genuß noch ein wenig hinausschieben.

„Wenn auch gerade nicht lästig,“ antwortete der Probst, „so war sie doch manch Mal gar nicht sehr leicht, das weißt Du so gut, wie ich. Unter vier Augen brauchen wir nicht die Heiligen zu spielen, und ohne daß ich es Dir in's Andenken zurückzurufen nöthig habe, wirst Du Dich selbst erinnern, daß Deine boshafte zänkische Gemüthsart, so schön Du diese auch stets in den Mantel der Gottseligkeit einzuhüllen verstehst, mir manche bittre schwere Stunde gemacht hat. Und Dein geiziges, tyrannisches Wesen gegen die Dienstboten hat schon so viele Auftritte veranlaßt, daß ich oft dadurch meine besten Knechte und Mägde verloren habe.“

„Ich war immer nur auf Dein Bestes bedacht, lieber Vater; aber wie hängt das mit dem Gegenstande zusammen, über welchen Du mit mir reden willst?“

„Allerdings steht es damit im Zusammenhange; denn gerade dieß macht es mir höchst wünschenswerth, Dich anderen Händen zu überlassen.“

„Was willst Du damit sagen, Vater? Du weißt ....“ Dabei sah Sabina äußerst verschämt und verlegen aus.

„Ja ich weiß, daß Du meinen Wunsch theilst, wundre mich nicht im geringsten darüber. Wenn ein Mädchen bis in die fünfunddreißig gekommen ist, ohne noch einen einzigen Freier gehabt zu haben, so ist es billig, daß ihr ewiges Geseufze auch ein Mal ein Ende nimmt."

„Vater!" Sabina hob ihre Augen zur Stubendecke empor; es sah aus, als wolle sie den Himmel zum Zeugen einer so ungerechten Beschuldigung anrufen.

„Hör, liebe Sabina, auf die Worte kommt es uns nicht so genau an, wenn nur die Absicht dabei gut ist, und das ist sie. Was sagst Du zum Kammerer Laßman? um das Kind bei dem rechten Namen zu nennen."

„Ja — ach ja." Da Sabina nun ganz gewiß war, daß der Kammerer bei dem Vater um sie angehalten habe — denn sonst hätte sich dieser nicht so äußern können — wollte sie ihren Triumph auch vollständig genießen. Sie wollte zeigen, daß es ihr keineswegs so sehr um einen Mann zu thun sey, deßhalb dehnte sie ihr seufzendes ach ja und setzte etwas schleppend hinzu: „Ich habe übrigens keine Lust zu heirathen, gar keine, lieber Vater."

„Du wirst Dich schon besinnen," entgegnete der Probst, wenn wir erst so weit sind, daß es sich ernstlich darum handelt, das heißt, wenn er um Dich anhält."

„Hat er dieß denn noch nicht gethan?" platzte Sabina heraus und plötzlich fiel ihre lange dürre Figur zusammen wie ein Taschenmesser. Fast wäre sie zu Boden gesunken, so hastig ergriff sie der Schmerz fehlgeschlagener Hoffnung.

„Potz tausend, so übel wird Dir, liebe Sabina?" sagte der Probst mit einem boshaften Lächeln. „Du sagtest ja vorhin, daß Du nicht die geringste Lust zum Heirathen hättest. Und da ich nun einsehe, wie Unrecht ich Dir that, wenn ich der Meinung war, Du sehntest Dich nach einem Mann, so werde ich jetzt auch kein Wort mehr sagen, um Dich, gegen Deine Neigung,

zu überreden. Sey nur ruhig, liebste Sabina; wir reden nicht weiter davon!“ Der Probst machte Miene weg zu gehen.

„Vater!“ stammelte Sabina mit flehentlicher Gebärde.

„Du bist zu heilig für den Ehestand, mein Kind; sing Du Deine Lieder und stirb als ehrbare Jungfrau. Sophie soll Dir dann einen Kranz flechten und zum Andenken an die tugendbelobte, fromme, keusche Jungfrau Sabina, welche als eine schneereine Braut Christi leben und sterben wollte, in der Kirche aufhängen.“

„Vater, Vater!“

„Ja, mein Kind, das ist nun vorbei. Ich dachte für Dein Glück zu sorgen, es war mein innigster Herzenswunsch; allein der Himmel soll mich bewahren, daß ich den geringsten Zwang ....“

„Ach nein, Vater!“

„Was hast Du gesagt, liebste Sabina?“

„Ich habe gesagt, ... Ach Gott ....“ Die heilige Sabina krümmte sich wie ein Wurm.

„Hast Du vielleicht gesagt, daß Du Dich besonnen habest, daß Du doch am Ende heirathen willst?“

„Ja .... Vater!“ stöhnte Sabina und verbarg ihr Antlitz in beide Hände.

„Gute Sabina!“ sagte der Probst mit verändertem, ernstem Tone. „Da siehst Du nun, was Dir Deine Verstellung und Heiligkeit geholfen haben — zu weiter Nichts als Dich lächerlich zu machen und Deine innersten Gedanken bloß zu stellen! Ich habe Dich deßhalb dafür gestraft, wie Du es verdientest. Wenn ich aber nun mein Bestes thun soll, was ich stets gethan habe, ohne daß es glücken wollte, Dir einen braven Mann zu schaffen, so verlange ich auch von Dir, daß Du in Sachen, welche Dich Nichts angehen, so gescheidt bist, Deine Zunge im Zaum zu halten: bekümmre Dich von heute an Nichts mehr um die Haushaltung und überlaß diese der Frau Ternström. Sie kann sich besser mit

dem Gesinde stellen und kommt weiter mit ihrer Weltlichkeit als Du mit Deiner Heiligkeit."

„Ich bekümmere mich gewiß Nichts mehr darum; aber was veranlaßt Dich denn zu dem Glauben, daß der Kammerer seine Augen auf mich geworfen habe?"

„Was mich dazu veranlaßt? — Weil ich weiß, daß er eine passende Frau sucht, und gewiß nur deßhalb hierher gekommen ist. Ich meines Theils darf mir das Zeugniß geben, daß ich weder mündlich noch schriftlich Dich anzupreisen versäumt hätte. Ich habe Dich als das trefflichste Weib hingestellt, als die wünschenswertheste Gattin. Sieh', so zärtlich habe ich für Deine Zukunft gesorgt, mein Kind!"

„Du bist stets so gut, Vater; hat aber der Kammerer sonst . . ."

„Du bist viel zu voreilig; gut Ding will gute Weile haben. Du siehst aber ja selbst, wie aufmerksam und charmant er gegen Dich ist.

„Seit acht Tagen nicht mehr besonders."

„Seit acht Tagen — was willst Du damit sagen?"

„Ich meine, wenn Du es doch wissen willst, Vater, daß Sophie sich nicht vergebens bei ihm einzuschmeicheln sucht. Der Kammerer schielt beständig nach ihr und läuft ihr überall nach."

„Das soll er bleiben lassen!" sagte der Probst rauh. „Ich habe nicht im Sinne gehabt, daß er um Jemandes Andern willen hieher kommen sollte, als um Deinetwillen, Sabina! Wahrscheinlich ist es aber wieder Dein alter Neid, der Dich schief sehen läßt."

„Nein, gewiß nicht; er ist nun schon eine ganze Stunde draußen und hilft ihr beim Gießen; die Art, wie er ihr hilft, ist in der That gewaltig hübsch!"

„Gut, ich werde unsere Angelegenheiten so schleunig wie möglich zu betreiben suchen!"

Der Probst grüßte Sabinen mit leichtem Kopfnicken, nahm im Saal seine schwarze Mütze, Haselstock sammt

Pfeife und ging in den Garten hinab, wo der Kammerer neben der hübschen Sophie niedergebückt, mit angelegentlicher Aufmerksamkeit ihr zuhörte, wie sie ihm die Geschichte jeder einzelnen Blume erzählte. Ein Botaniker hätte freilich keinen großen Werth auf Sophiens Mittheilungen gelegt; denn Botanik waren dem armen Kind böhmische Dörfer; die Erzählungen von dem Ursprunge ihrer Blumen waren ganz anderer Art und die Biographien lauteten ungefähr so:

„Was meinen Sie, Herr Kammerer, ist die hübsche Levkoje da nicht gar zu lieb? Man kann sich nicht satt daran sehen. Sie müssen wissen, ich habe sie als Ableger bekommen, als ich vor einiger Zeit — halt, wann war es denn — im Mai, nein Ende Aprils war es, wo ich auf dem Herrenhof zu Ramshulta gewesen bin. Mein Vetter ist Inspektor dort; der hat mir auch die Aurikeln dort gegeben, da wird es aber nicht viel mit werden. All' die Tausendschönchen, die gelben und die weißen, habe ich gegen Pfingstnelken von der Majorin auf Lindby eingetauscht — das ist eine liebe, charmante Frau und so gutmüthig und wohlthätig! Damals als mein seliger Ternström noch lebte und es uns hie und da etwas knapp ging, hat sie mir — das brauchen Sie übrigens weiter Niemanden zu sagen — gar oft Milch und Mehl, Fleisch und Speck geschickt, ja sogar auch mit Saatkorn half sie uns zuweilen aus, wenn wir den Winter über Alles aufgezehrt hatten und Nichts zum Säen übrig blieb. Jeder Mensch hat seine Plage. Gott Lob, wenn es genug geregnet hat, kommt auch wieder Sonnenschein!... Die zwei Rosenstöckchen hat mein seliger Ternström vom Pfarrhof zu Arvedel mitgebracht, als er ein Mal für den Probst predigte, wie dieser verreist war; in der Filialkirche mußte der Schulmeister eine „Vermahnung" lesen. Die Probstin hat ihm selber beide Stöckchen gegeben, zum Dank, daß er so gut gewesen und ausgeholfen hatte; — sie wußte wohl von Alters

her, daß ich in die Blumen verliebt bin. Mein armer Ternström brachte sie richtig Abends in der Hand nach Hause; es hat mich in der That gewundert, denn er war unterwegs bald da, bald dort bei einem guten Freund eingekehrt und hatte ein bischen ins Gläschen geguckt. Es ist nicht gut für so einen armen Pfarrer, wenn ihm der Versucher zu oft ein Bein stellt. Da ruft Einer, dort wieder ein Anderer aus dem Fenster, Jeder will mit Etwas aufwarten — trotz dem Allem kamen aber meine Rosenstöckchen glücklich heim, ich setzte sie und sie wuchsen wie die Weiden. Als ich mein Pfarrhaus verlassen mußte, weil ich Wittwe geworden war, nahm ich sie mit hieher. Ich stehe manchmal Abends davor, wenn die Sonne untergeht und schaue sie an. Sie erinnern mich an manche liebe gute Stunde, wo mein seliger Ternström und ich mit einander so standen und unsre Freude daran hatten. . . Ich dachte damals nicht und er auch nicht, daß es so bald vorüber seyn sollte — aber der Mensch denkt und Gott lenkt!“ —

Sophie seufzte und wischte sich mit dem Schürzenzipfel eine Thräne aus dem Auge.

„Den großen Nelkenstock hat mir die Küstersfrau, die brave Alte, von Anders Person im Wiesenthal unten verschafft. Wenn's gleich nur Bauern sind, so dürfen Sie es doch glauben, Herr Kammerer, Blumen haben sie rarer noch als die Majorin auf Lindsby, ja, und Rosen, noch kostbarer als im Pfarrhaus zu Ramshulta, wo sie so vornehm aufgezogen werden, daß gar Glasfenster darüber sind! Aber gerechter Gott, meine schönen großen Pfingstrosen habe ich ja ganz und gar vergessen! Der Stock stand an meinem Geburtstage, Morgens in aller Frühe, in meiner Stube auf dem Tisch. Ich hab' es die Sabina nie wissen lassen mögen, ich glaube, sie wäre im Stande gewesen und hätte mir die Augen ausgekratzt. Ihnen darf ich's aber schon im Vertrauen sagen, daß ich sie von Herrn Magister Bagge habe. Das war doch gewiß hübsch von ihm, nicht wahr?“

Von dieser Art war Frau Sophiens harmloses Geplauder. So unbedeutend und langweilig es auch Solchen vorkommen mochte, welche Anspruch auf eine ordentliche oder feine Konversation machten, hatte es doch für unsern Kammerer etwas höchst Anziehendes, der es sogar gerne mehr als Ein Mal hörte; denn Sophiens gutmüthiges, einfach herzliches Wesen verlieh allen ihren Worten eine Anmuth, welche von ihren frischen Lippen nicht ohne Erfolg blieb.

Der Probst stand nicht ferne von den beiden Blumenbewunderern; allein diese waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie ihn weder sahen noch hörten und Sophia hatte bereits eine zweite verbesserte Auflage der Geschichte ihrer Rosenstöcke aufgetischt, welche sie so lebhaft an ihren seligen Ternström erinnerten, als unser Kammerer ohne Umschweife mit der Frage herausrückte, ob sie es denn für ganz unmöglich halte, ihren ersten Mann jemals vergessen zu können.

„Herr Gott in deinem Reich, daran habe ich in meinem Leben noch nicht gedacht!“ erwiederte Sophie; allein ihr Gesicht verrieth, daß sie die Unwahrheit gesagt habe, denn sie wurde röther noch als ihre Rosen.

„Nun, ich setze ja nur den Fall; denn ewig trauert man doch nicht. Wenn ich sage, daß . . .“

„Bekommst Du keine Kreuzschmerzen, wenn Du so lange gebückt dastehst?“ fragte der Probst mit lauter Stimme. Sabinens Warnung hatte ihn in Unruhe versetzt und er dankte Gott, daß er noch zu rechter Zeit gekommen war.

„Ich sehe nur zu, wie vortrefflich Frau Sophie ihre Blumenbeete in Ordnung hält.“

„Du bist zu gütig, daß Du an einer solchen Spielerei Spaß findest! Ich meine aber, es ist schon zu spät.“

Es bedurfte Nichts weiter, als dieses leisen Winks für Sophien, welche niemals wagte oder auch nur für möglich hielt, einen andern Willen als der Probst zu

haben. Ihre Gießkanne im Arme lief sie fort und als Belohnung ihrer Folgsamkeit lächelte ihr der gnädige Gebieter freundlich zu.

„Wirklich eine charmante Person!" rief der Kammerer aus und war außer Stand, den angenehmen Eindruck zu verbergen, welchen seine neue Bekanntschaft auf ihn gemacht hatte.

„Ach ja, sie ist recht brav und ich kenne nur Einen Fehler an ihr, der ist aber auch hinreichend genug! Sie ist etwas zu verschwenderisch. Wenn früher eine Tonne Roggen einen Monat lang reichte, so brauchen wir jetzt alle drei Wochen eine!"

„Was sagst Du, Herr Bruder?" rief der Kammerer in sichtbarem Schrecken aus. „Eine Tonne Roggen reicht nicht weiter als drei Wochen?"

„Keinen Tag weiter! Sophie ist zu gut, sie kann Niemand darben sehen, sondern gibt stets mit vollen Händen. Es können ein — zwei — drei Bettler kommen — sie schneidet ein Stück Brod um das andere ab, weint auch noch dazu, und ist im Stande, so lange herzugeben, als noch irgend Etwas da ist. Deßhalb ist sie auch mit ihrem Mann auf keinen grünen Zweig gekommen. Die „Bettelweiber" hingen immer wie Blutegel an ihr."

„Das wäre der Teufel!" Der Kammerer nahm es sich sehr zu Herzen. Die hübsche Pfarrwittwe war in den letzten drei Tagen in der allerschönsten Heimlichkeit die Gebieterin des Triangels und seines Herzens gewesen; aber nun bekam plötzlich seine Hoffnung einen Stoß, welcher ihm durch Mark und Bein ging, denn Bettelweiber waren ihm ein Gräuel und Verschwendung in den Tod zuwider.

„Ja, so ist's!" sagte der Probst und strich sich vergnügt den Bart. Der glückliche Erfolg seiner Rede, welcher so deutlich auf des Kammerers gerunzelter Stirne geschrieben stand, hatte schnell die gute Laune des geist-

lichen Herrn wieder hergestellt und ganz höflich setzte er hinzu: „Ich weiß aber nicht, für was ich Dich immer mit unsern häuslichen Angelegenheiten plage — ein Jeder hat sein Kreuz auf dieser Welt! — Aber was die Haushaltung betrifft, kann sich keine mit Sabinen messen."

„Ja, ja, das glaub' ich wohl."

„Sie ist, ohne Ausnahme, die fleißigste und geschickteste Hauswirthin weit und breit."

„Potz tausend, ja, ja, ich habe das wohl gesehen."

„Es kam mir, um aufrichtig zu seyn, auch in der That eine Zeitlang vor, als hättest Du Gefallen daran, Herr Bruder, zu sehen, wie sie sich so trefflich zu Allem anzuschicken weiß."

„Ja, allerdings, ich läugne es nicht, aber ..." der Kammerer stand in sichtbarer Verlegenheit da; er fürchtete, sich zu verreden, indem er noch nicht recht einig mit sich war.

„Ich sollte eigentlich von so Etwas nicht anfangen," meinte der Probst und seine Stimme verrieth, daß er nicht länger schweigen konnte, „da aber Sabina meine Tochter nicht ist, sondern nur ein zugebrachtes Kind, und also gar nicht mein Fleisch und Blut, so darf ich wohl frisch von der Leber weg reden und sagen, daß ich glaube, Du fändest einiges Wohlgefallen an ihr. Und wenn Du mich allenfalls zum Freiwerber machen willst (ich weiß, daß die Junggesellen gewöhnlich schüchtern sind), so — was meinst Du, Herr Bruder? Ich bin bereit. Je früher man eine Sache abgemacht, desto besser; frisch gewagt ist halb gewonnen!"

Unser Kammerer war ganz perplex; er nahm eine Prise um die andere; das ging ihm doch ein bischen zu schnell. „Liebster Bruder, um Alles in der Welt — um Alles in der Welt!" Der arme Laßman war verzweifelt in der Klemme; denn so sehr es ihm auch um das Heirathen zu thun war, konnte er doch ein Bild nicht los werden: die heilige Sabina in der Küche, wie sie die

Magd beim Schopf hatte. So wie er sie damals gesehen, sah er sie auch in der Zukunft und sich selbst, mit Furcht und Zittern, in der unbehaglichsten Stellung. Kurz, Sabina war jetzt sein Schrecken und sein ganzes Sinnen und Trachten stand nach der niedlichen Sophie.

„Nun so komm, komm nur! Ich sehe schon: gerade wie ich gesagt habe: Du bist zu schüchtern, Herr Bruder!"

„Nein, nein, gerechter Gott, das ist's nicht — ich bin noch nicht entschlossen, obschon ich ein Mal daran gedacht habe! Sie ist so, Gott verzeih' mir's, daß ich es sagen muß — so teufelhaft! Ja, nun ist's heraus — ich habe selbst gesehen — aber sieh, Herr Bruder, da kommen Fremde!" Unser armer Kammerer fühlte sich unaussprechlich erleichtert, daß er den Kopf aus der Schlinge ziehen konnte — denn der Steuereinnehmer fuhr so eben zum Thore herein.

Wir wissen nicht, wohin der Probst den Steuereinnehmer wünschte; soviel ist aber gewiß, daß unser Kammerer, nachdem er wieder zu Athem kam, den Entschluß faßte, sich nicht mehr verblüffen zu lassen, sondern die Sache von der ernsthaften Seite, kalt zu nehmen, und die heilige Sabina in Zukunft nur mit abgemessener Höflichkeit zu behandeln, denn er fühlte von nun an einen förmlichen Widerwillen gegen sie.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kammerer kriecht in ein leeres Faß und kommt am Ende zu einem verzweifelten Entschluß.

Die nächsten Tage ging der Kammerer jeder Gelegenheit aus dem Wege, sowohl mit dem Probste als mit Sabinen allein zu seyn. Dagegen beobachtete er Frau Ternström um so schärfer und als er bemerkte, daß weder die Küche mit Bettelweibern überschwemmt war, noch daß die artige Sophie auf sonstige Weise das ihr anvertraute Gut verschleuderte, so kam er nach und nach auf den sehr natürlichen Verdacht, daß es dem Probst darum zu thun sey, die heilige Sabina los zu werden und deßhalb die Pfarrwittwe bei ihm angeschwärzt habe.

In Folge dieses Schlusses stellte sich ihm die hübsche Haushälterin in dem verführerischen, höchst gefährlichen Lichte einer verfolgten Unschuld dar, deren Reinheit wieder herzustellen er sich berufen fühlte. Und wie konnte dieß besser geschehen, als wenn er sie heirathete und so von dem drückenden Dienstverhältnisse befreite? Wenn er sie von ihrem jetzigen niederen Standpunkte in den glücklichen Kreis eines stillen, lieblichen Eheglücks erhob, mußte sie ihm ja wohl für seinen Edelmuth unendlich dankbar seyn und war so offenbar das beste Weib für ihn. Mußte sie sich nicht beständig sagen: „Was ich bin, das bin ich durch ihn!" Und sollte sie es auch hie und da vergessen, so war er es, der es ihr freundlich in's Gedächtniß zurückrufen wollte.

Des Kammerers Entschluß war bald gefaßt; und obgleich Sabina sich ihm auf alle erdenkliche Weise ange-

nehm zu machen suchte, so war es mit ihrer Gewalt offenbar vorbei. Sie gab sich alle mögliche Mühe, auf die listigste Manier, zu verhindern, daß er sich Frau Ternström nähern konnte; trotz dem fand aber doch der Kammerer zuweilen eine Gelegenheit, ihr ein zärtliches Wort zu sagen. Obschon der hübschen Wittwe eigentlich die Huldigung des Kammerers sehr gleichgültig war, so schien sie solche doch nicht gerade ungünstig aufzunehmen, ermunterte ihn übrigens keineswegs dazu.

Dieß fachte indessen die Flamme des Kammerers nur um so heftiger an und er war am Ende wirklich ein wenig verliebt in Sophien. Er mochte es aber anstellen, wie er wollte, sie allein zu treffen, Sabinens und des Probsts Augen standen ihm stets im Wege. Der arme Freier ging wie die Katze um den heißen Brei und ginge wahrscheinlich noch herum, wenn nicht Magister Bagge, welcher mit treuem Auge das Departement des Innern bewachte, auf den unseligen Gedanken gerathen wäre, ihm dazu behülflich zu seyn.

Der Magister gefiel sich, in Ermanglung eines Bessern, äußerst wohl in Frau Ternströms munterer Gesellschaft; aber um der heiligen Sabina ein ewiges unauslöschliches Herzweh zu bereiten, wollte er mit Freuden sein eigenes Vergnügen opfern. Auf den Probst nahm der Egoist gar nicht ein Mal Rücksicht.

Die Rasenbank neben Sophiens Blumenbeeten war dem bedrängten Liebhaber sein liebstes Plätzchen. Da saß er jeden Abend, rauchte seine Pfeife und schrieb den geliebten Namen mit seinem Stöckchen in den Sand. Immer weniger dachte er daran, wie es wohl in seiner verlassenen Junggesellenwohnung aussehen möge, der Triangel mit seinen Schätzen verschwand in dem dunkeln Hintergrund; sogar auch Lisa's Briefchen, welche alle acht Tage richtig eingingen und Rapport über das Pelzwerk und das hohe Wohlbefinden der übrigen Kleinodien

abstatteten, ließ er gleichgültig auf dem Tische in seiner Stube liegen. Ein Gedanke verdrängte alle anderen: wie sollte er eine passende Gelegenheit finden, bei der liebenswürdigen Wittwe sein Wort anzubringen?

„Es ist heute herrliches Wetter, und was es so gut hier riecht!" sagte der Magister eines Nachmittags und setzte sich neben den Kammerer, welcher heute früher als sonst sein Lieblingsplätzchen eingenommen hatte.

„Ach ja, es ist ein schöner Abend und es ist sehr angenehm im Garten hier zu sitzen — er ist so gut unterhalten.

„Das verdanken wir der Frau Ternström. Sie heuchelt kein so heiliges Wesen. Ich kenne wenig Frauenzimmer, welche so viel Achtung verdienen."

„Meinen Sie auch, Herr Magister? Das ist gewiß wahr und ich meiner Seits glaube auch nicht im Geringsten daran, daß sie eine Verschwenderin ist."

„Weit entfernt! Sie ist keine Knickerin, aber weiß zu wirthschaften, und wäre sie nicht gewesen, die bei Lebzeiten ihres Mannes, der zu viel in's Glas zu gucken gewohnt war, das Haus noch aufrecht gehalten hätte, so wäre es ihnen noch schlimmer gegangen als es ohnehin schon der Fall war."

„Nun, da sieh' ein Mal Einer! Mir hat man gerade das Gegentheil gesagt."

„Verstehe schon woher der Wind weht; glauben Sie mir, das hat seinen guten Grund. Sie werden bereits selbst gewisse Spekulationen gemerkt haben. Wenn dieß minder augenfällig wäre, so hätte ich Unrecht Etwas davon zu erwähnen; so aber, wo Jeder, der Augen hat, sehen kann wo es hinaus will, werden Sie mir wohl meine Aufrichtigkeit zu Gut halten."

„Mein bester Herr Magister, ich bin Ihnen im Gegentheil sehr verbunden für Ihre gute Meinung; Sie dürfen aber sicher seyn, ich lasse mich nicht fan-

gen! Vielmehr habe ich, im Vertrauen gesagt — Sie sind hoffentlich zu ehrlich, um Mißbrauch davon zu machen — Absichten auf die angenehme Person der Frau Ternström. Aber ich bin nicht im Stande, nur so lange mit ihr allein zusammenzukommen, als ich brauche, um mein Begehren anzubringen."

„Ihr Zutrauen ist in der That höchst schmeichelhaft für mich, Herr Kammerer, und wenn ich es wagen dürfte, Ihnen einen Vorschlag zu machen, so wäre jetzt der beste Augenblick dazu. Nächsten Sonntag ist die Reihe an dem Probst, er wärmt so eben eine seiner alten Predigten auf, womit er wenigstens eine Stunde zu thun hat. Die heilige Sabine sitzt an ihrem Webstuhl, in der Dachkammer, und Frau Ternström ..." er hielt ein wenig inne.

„Ja, die ist im ganzen Hause nicht zu finden — ich habe sie bereits wie eine Stecknadel gesucht."

„Sie ist drüben, in dem kleinen rothen Hause," fuhr der Magister fort; „dort ist, wie Sie wissen, die Vorrathskammer, und Frau Sophie hält heute ihre gewöhnliche Samstagsrevue unter ihren Schmalztöpfen, Eierkästen und was dergleichen ist. Ich meine, wie Sie sich das zu Nutze machen, Herr Kammerer, so brauchen Sie lediglich List gegen List."

„Das soll auch geschehen! Ihr Vorschlag ist vortrefflich, Herr Magister; ich danke Ihnen schon im Voraus für den guten Erfolg. Es sieht mich aber doch Niemand, wenn ich hinein schleiche?"

„Ich will selbst zum Probst hinauf gehen; Sabinens Webstuhl hören wir ja — also — keine Zeit verloren! Ich gratulire, Herr Kammerer: es ist doch ein liebes nettes Weibchen!"

„Zum Fressen lieb!" schmunzelte der Kammerer und leckte sich den Mund; nickte dann seinem verständigen Rathgeber zu, ließ Stock und Pfeife liegen und

trippelte mit listigem Blinzeln nach der bezeichneten Thüre. Der Adjunkt ging, seinem Versprechen gemäß, um den Probst in seinem Zimmer aufzusuchen; da aber der Schlüssel abgezogen war, mußte er sein Vorhaben aufgeben.

Der Kammerer klopfte nicht an: um sicher nicht abgewiesen zu werden, trat er geraden Wegs in die große Vorrathskammer hinein, wo Sophie, einen ungeheuern Kehrbesen in der Hand, die Spinnweben an dem Fenster abkehrte.

„I, Gott bewahre, kommen Sie da herein, Herr Kammerer!“ rief sie dem Eintretenden entgegen und ihre Stimme verrieth deutlich, daß sie sich ein wenig fürchtete.

„Seyen Sie nicht böse darüber, liebste beste Frau Ternström! Um alles in der Welt mißkennen Sie meine Absicht nicht!“ Der Kammerer hielt die Hand vor die Augen, um sich vor den Staubwolken zu schützen, weßhalb er nicht sehen konnte, was seine Worte für eine Wirkung auf Frau Ternström machten.

„Ach,“ meinte Frau Sophie nach kurzem Besinnen, „ich mache mir daraus Nichts; aber wenn es Sabine sähe, da gäbe es eine schöne Geschichte! Ich kann Sie versichern, die Sabine ist ein recht abscheuliches Stück.“

„Ich weiß das wohl und habe mich davon selbst überzeugt; deßhalb wundert es mich auch, wie Sie so lange bei ihrem ewigen Keifen aushalten können.“

„Ach, wenn man arm ist, muß man sich Manches gefallen lassen. Sie ist nie anders gegen mich gewesen.“

„Wenn man aber so gute Eigenschaften hat, hauptsächlich wirthschaftlich und verständig ist, und wenn der Herr Einem ein so hübsches Gesicht gegeben hat, kann man doch auch hoffen, ein Mal aus einer solchen Sklaverei erlöst zu werden.“

Der Kammerer hielt es für passend, diese Worte

mit einem höchst anmuthigen Tätscheln der staubigen Hand Sophiens zu begleiten.

Die junge Wittwe lachte munter und meinte, daß sie ihre Sklaverei wohl behalten würde, und Gott dafür danken müsse, denn wenn der Probst nicht so gut gewesen wäre, ihr einen Zufluchtsort anzubieten, so hätte sie nicht gewußt, wo ihr Haupt hinlegen.

„Diese Dankbarkeit," versetzte der Kammerer mit großer Würde im Ton und Gebärde, „ist sehr löblich und zeugt von einem guten und empfindsamen Herzen; bestätigt auch die gute Meinung, welche ich bereits über Ihre Grundsätze und Ihr Pflichtgefühl hege. Ich habe schon längst nach einer Gelegenheit getrachtet, mein Herz vor Ihnen auszuschütten, und obgleich Zeit und Umstände vielleicht jetzt gerade nicht die passendsten scheinen mögen, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen zu erklären, Frau Ternström, daß ich mich beglückt und geehrt fühlen würde, wenn Sie .... Aber, wie ich so eben sagte, Zeit und Umstände sind höchst ungeignet, um nicht zu sagen rein unpassend, zu Auseinandersetzung eines so wichtigen, unsre ganze Zukunft bedingenden Gegenstandes; allein da man uns fortwährend und mit Fleiß alle mögliche Hindernisse in den Weg legt, mit einander reden zu können, wie Sie ja selbst bemerkt haben werden, und da ich ein alter Mann, wenigstens schon Etwas in den Jahren bin, so .... Ja, ja, Sie brauchen nicht so verlegen und unruhig zu werden. Ich habe, Gott sey Dank, wie ich wohl sagen darf, einen guten Charakter und ehrlichen Ruf. Durch Fleiß und Sparsamkeit habe ich mir ein hübsches kleines Vermögen gesammelt, weßhalb auch bei meiner vorhabenden Standesveränderung im Sinne, eine ordentliche Wohnung zu miethen und auf anständigem Fuße zu leben, denn ich habe nach meinem Ueberschlag, Hausmiethe

und Holz ungerechnet, dreißig Thaler Banko des Monats zu verzehren. Ich denke, damit läßt sich schon auskommen, denn da eine kluge Hausfrau ihre Einkäufe selbst macht, kann sie am Heumarkt und am Kornhofen ihre Küchenvorräthe wohlfeiler haben — aber was meinen Sie dazu, vortrefflichste Frau?"

„Das kann ich nicht wissen, es mag aber wohl so seyn, wie Sie sagen, Herr Kammerer," antwortete Frau Sophie mit merkbaren Zeichen von Ungeduld und offenbar verwundert über dir weitläufige Einleitung, wobei übrigens die eigentliche Werbung ganz und gar auf der Seite liegen blieb.

„Ja, es ist in der That auch so. Aber um auf die Hauptsache zu kommen, frage ich Sie jetzt offen und ohne Umschweife, ob Sie, so jung und liebenswürdig Sie sind, den Antrag eines alten Mannes annehmen und mir nach Stockholm folgen wollen — versteht sich als meine Frau?"

Frau Sophie, welche in beständiger Furcht und mit dem Ausdruck großer Spannung ihre Augen auf das Fenster gerichtet hatte, schien keineswegs mit ihrem Jawort so schnell bei der Hand zu seyn, als der Kammerer sich einbildete. Nein, Frau Sophie hatte auch ihre heimlichen Plänchen, welche sich aber wahrscheinlich nicht auf den Kammerer bezogen. Die junge Pfarrerin war indessen noch nie über drei Meilen Wegs von ihrer Heimath weggekommen und eine Wohnortsveränderung — nach Stockholm — kam ihr gleichbedeutend mit einer Auswanderung in die neue Welt vor. Sie hatte nicht das geringste Vertrauen zu der lieben Hauptstadt, und als sie der Sache näher nachdachte, was sie so hie und da zu thun pflegte, so kam sie zu dem Resultat: „daß sie ja gar nicht wisse, was der Kammerer eigentlich für Einer sey, das will heißen, Vogel oder Fisch. Wo stand geschrieben, daß er

so vermöglich war, als sie sich auf dem Pfarrhofe einbildeten? Es konnte leicht der Fall eintreten, daß sie von dem Regen in die Traufe kam, und da hätte es lustig ausgesehen! — ganz allein und verlassen, keine Freunde, keine Verwandte! Gott bewahre!"

Vielleicht hätte Frau Sophie etwas liberaler gedacht und die mit ihr groß gewordenen Vorurtheile abzuschütteln gesucht, wenn ihr nicht unaufhörlich gewisse artige bedeutungsvolle Ausdrücke des Probsts vorgeschwebt hätten, welche die Wagschale, worin das Glück unsres Kammerers abgewogen werden sollte, etwas auf die andere Seite neigte. Und weiter — du lieber Himmel! — wie würde sie beneidet werden, wenn sie Frau Probstin würde und zwar gerade in dem Sprengel, wo sie als armselige Mitpredigerin früher vor den Bauernweibern und ihren Käsen sich demüthigst gebückt hatte! Und vollends wäre es etwas gar nicht Uebles, wenn man auf den Einladungskarten zu vornehmen Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenfeierlichkeiten lesen würde: Hochehrwürdige Frau Probstin, Sophie Thorblad — ja, das klang anders, als mit einem armen Kammerer im Land umher zu fahren, Und wenn er auch noch so reich wäre und sie noch so vornehm machte, wer sollte es dann in Warlunda erzählen, und wenn es nicht da bekannt würde, was half dann die ganze Vornehmheit und ihr ganzer Reichthum? Das einzige Mögliche wäre noch, im Fall aus der Sache mit dem Probst Nichts werden sollte, wenn der Kammerer hier in die Gegend ziehen und sich ein schönes großes Gut kaufte.

„Was geben Sie mir für Hoffnung, liebwertheste Frau? Welche Antwort werde ich auf meinen Vorschlag bekommen?" fragte der Kammerer unruhig und faßte sie zärtlich bei der Hand. „Vielleicht bin ich so glücklich, mich als Bräutigam ansehen zu dürfen?"

„Ach nein, da weiß ich noch Nichts davon. Ich bin ja gar nicht bekannt zu Stockholm. Es thäte mir erschrecklich leid, wenn ich mich von all' den Meinigen, meiner Heimath und Allem miteinander trennen müßte."

„Heißt es denn aber nicht," fiel ihr der Kammerer mit einer Art von Inspiration in das Wort, „daß ein Weib alles verlassen und ihrem Manne folgen soll?"

Sophie meinte, die Sache lasse sich nicht nur so über das Knie abbrechen und erfordere Bedenkzeit. Einen Mann habe sie schon ein Mal gehabt; sie sey nicht so auf das Heirathen aus — habe es so recht gut u. s. w.

„Aber liebste, beste Frau, erlauben Sie mir doch..."

„Um Gottes Willen, was wird das geben! — Der Probst kommt über den Hof — er kommt hieher!" flüsterte Sophie und wurde so blaß wie das Mehl, welches ihr in den Locken hing. „Liebster, bester Herr Kammerer! Wenn Sie mich nicht auf Lebenszeit unglücklich machen wollen, so kriechen Sie unter das große leere Mehlfaß dort! Wenn der Probst einen Mann bei mir antrifft, so ...."

„Aber, Du mein Gott und Vater, wir haben ja nichts Böses gethan, ich bin ja in der besten Absicht hier! Ich will es ihm selbst sagen."

„Nein, nein, jetzt nicht! Um der Wunden Christi Willen, kriechen Sie unter das Faß!"

Sophie war offenbar in der fürchterlichsten Angst, sah dem Kammerer so beweglich und bittend in das Gesicht, daß er am Ende doch, obgleich mit innerem Widerstreben und unaufhörlich die Billigkeit sothanen Vorschlags bestreitend, die in Thränen schwimmende, zum Tode erschrockene Sophie das Faß über seinen Leichnam stülpen ließ. Als es so weit war, hatte er die beste Zeit über die Ursache dieses nichts weniger als artigen Benehmens nachzudenken. Es reute ihn, ihren Bitten nachgegeben zu haben, was sie gar nicht einmal verdient

hatte, da sie sich so ungefügig zeigen konnte. Aber er stack nun einmal drunter und mußte auch stecken bleiben, wenn er sich nicht durch sein Hervorkriechen lächerlich machen wollte — und dieß fürchtete der Kammerer stets am meisten.

Während der Kammerer unter seinem Mehlfasse sich allerlei Gedanken machte, stöberte der Probst in der ganzen Speisekammer umher, blieb endlich in der Nähe des Käfichs stehen, und sagte in sanftem Tone: „Alles ist ganz hübsch in der Ordnung, meine fleißige Sophie! Ich bin wohl zufrieden mit Dir, nur eins will mir nicht gefallen, mein Kind."

„Und das wäre?" fragte Sophie, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Du dahlst mir zu viel mit dem Kammerer. Er ist, mußt Du wissen, wegen der Sabine da, und ich habe in der That mehr auf Dich gehalten, als daß ich glauben könnte, Du wolltest einer Andern ihren Freier wegschnappen."

„Ach, was das betrifft," versetzte Sophie etwas verschnupft, und mit einem eigenliebigen Lächeln, „daß er Sabinens Freier ist, möchte denn doch wohl noch nicht so ganz gewiß seyn."

„Nun, um wen sollte er denn freien?" fragte der Probst mit schlecht verhehltem Erstaunen. „Doch nicht am Ende gar um meine kleine Haushälterin?"

„Ich sage nichts, aber eins kann so gut seyn, als das Andere, wenigstens für Einen, der keinen bessern Geschmack hat."

„Aha, pfeifst Du aus dem Tone? Ja, ja, ich konnte mir's denken. O Weiber, Weiber!" Der Kammerer hockte ganz selig unter seinem Faß. Aber er hörte nur, er sah nicht, wie der Probst Sophien an das runde Kinn griff, ihr das Köpfchen in die Höhe hob, und sie höchst zärtlich anblickte.

„Liebe Sophie, ich weiß nicht, ob dies Spaß oder Ernst seyn soll — jedenfalls ist es aber Unrecht, wenn Du aus Gefallsucht den Kammerer abhältst, mit Sabinen fertig zu machen. Denn, merk' wohl auf meine Worte, Kind, wenn wir den Basilisken los sind, so heirathe ich Dich, wenn es auch gleich noch kein Jahr ist, daß ich mein anderes Hauskreuz vom Hals habe. Und dann, mein Sophiechen, wenn Du einmal Probstin zu Warlunda bist, dann will ich sehen, wer Dir den Rang abläuft! Bei allen Visiten bist Du ohne Ausnahme die erste von allen Pfarrersfrauen, und Kleider sollst Du haben, so schön und schöner noch als die Baronin auf Ramshulta."

Ach, wie reute es jetzt die arme Sophie, sich so weit mit dem Kammerer eingelassen und ihn gar noch unter das Faß gesperrt zu haben! Gewiß hatte er jedes Wort gehört; aber da war nicht zu helfen. Sie wußte nun, was sie wußte. Gleichwohl mußte sie ihrer Sache ganz gewiß seyn, deßhalb fragte sie schüchtern:

„Wenn aber der Kammerer Sabinen nicht will, wie wird es dann?"

„Ja, dann ist es freilich fatal."

„Herr Gott, wenn ich das voraus hätte wissen können," ich würde ja die Sabine zu einem Engel gemacht haben! O, wie konnte ich nur so dumm, so kurzsichtig, so blödsinnig seyn!" Sie machte sich die größten Vorwürfe, daß sie durch ihre Freundlichkeit gegen den Kammerer offenbar ihr Glück verzögert habe, — den großen Triumph, sich eben so prächtig zu kleiden, wie selbst die Baronin auf Ramshulta.

„Mach' kein so trübseliges Gesicht, mein Kind!" sagte der Probst. „Ich merke schon, daß Du nichts gegen meinen Vorschlag hast; ich habe noch keineswegs die Hoffnung aufgegeben, daß es sich mit Sabinen nicht noch machen soll. Ich will, heute Abend noch, dem

Kammerer zu Leib' steigen, daß er mir nicht so leicht aus dem Garne hüpfen soll — verlaß Dich nur auf mich, Kind!"

„Ach, das ist alles vergeblich," entgegnete Sophie weinerlich, „Sabinen werden wir nicht los; und da also auch aus Ihrem dankenswerthen Anerbieten nichts werden kann, so" — ach, die liebe Einfalt vom Lande! — „so wäre es am Ende vielleicht das Beste..."

Der Kammerer, welcher im letzten Theile der Un-Unterhaltung ein paar Mal im gerechten Zorn nahe daran war, das Faß über den Haufen zu werfen, faßte jetzt wieder neue Hoffnung, und lauschte begierig auf das Weitere.

„Was wäre das Beste?" fragte der Probst überrascht.

„Wenn ich vielleicht — ihn nähme!"

„Da wird nichts daraus!" platzte der Probst heftig heraus. „Trotz Sabinen heirathe ich Dich auf jeden Fall!" Die letzten Worte sprach er gleichwohl so leise, daß sie dem Kammerer gänzlich entgingen. Dieser hörte nichts weiter als den Zusatz: „Komm mit auf meine Stube, Kind, hier ist nicht der Ort, um von etwas zu reden." Unmittelbar darauf wurde die Thüre verschlossen; er war nun allein mit seinen Zweifeln, und Sophiens letzte Worte klangen ihm noch immer in den Ohren: „Wenn ich vielleicht ihn nähme!"

Nun hätte zwar unserm guten Kammerer seine eigene Ehre alle weiteren Gedanken an die verbieten sollen, welche mit so viel Dankbarkeit sein Wohlwollen erwiedert hatte, allein die Ehre schwieg bescheiden still, denn ein ganz anderes, stärkeres Gefühl flüsterte ihm zu, wie köstlich es seyn würde, wenn er dem Probst für den schlechten Spaß, welchen dieser ihm zu spielen vorgehabt, eine Nase drehen könne, daß er, statt Sabinen zu nehmen, ihm bei Sophien den Rang abliefe. Wenn sie erst

die Seinige war, dann konnte er ihr ja immer noch das Undelikate ihres Benehmens vorhalten — dieß mußte sie dann mit tiefer Reue erfüllen, und das Bewußtseyn ihres Unrechts nothwendig ein neuer Grund zu noch lebhafterer Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen ihn seyn.

Während dies Alles in des Kammerers Kopf vorging, hob er nach und nach das Faß in die Höhe und war gerade im Begriff, seine unbequeme Stellung aufzugeben, als er leise Tritte hörte. „Nun kommt sie, sie hat sich besonnen, sie will meine Frau werden, das Engelkind! Mit dreißig Thalern Banko im Monat kommen wir herrlich aus!“ Er war im Begriff der Kommenden in die Arme zu rennen, als ein paar Worte, welche außerhalb der Thüre gesprochen wurden, ihn noch zu rechter Zeit zurück hielten. Es war Sabinens Taubenstimme, jedoch gellender als gewöhnlich. Schneller als ein Gedanke war der Kammerer wieder unter seinem Faß.

„Ja, da ist schön aufgeräumt! daß Gott erbarm'!“ sagte Sabine zu der Magd, welche bei ihr war. „Alles drunter und drüber! Wenn dies meine selige Mutter wüßte, sie drehte sich im Grabe um. Und mein Vater sieht nicht einmal, daß diese sündige, listige Schlange, welche er wie sein eigen Kind hält, ihn ruinirt. O Jammer und Elend! Seine Augen sind geschlossen, aber die meinigen sind offen. Stina, Du Kuh, stehe nicht so da, und sperre das Maul auf, sondern hol' mir dort das Säckchen Majoran von der Wand! Ich muß Nils Olssons krankem Buben eine Salbe für sein wundes Bein kochen. Na, kannst Du das Säckchen nicht herunter bringen? Bist Du denn nicht so gescheidt, daß Du das Faß ein paar Schritte weit hinschiebst und hinauf steigst? Aber so seyd Ihr! Gerade wie Euere schöne neue Hausfrau, nichtsnutzig und faul, zu Allem muß man Euch treiben! Vorwärts, rühr' Dich — schiebe das Faß an die Wand, sag' ich.“

Die Magd gehorchte, als sie aber das Faß an die Wand schieben wollte, merkte sie deutlich, wie sich etwas darunter rührte, fing deßhalb aus vollem Halse zu kreischen an und betheuerte, sie könne es nicht vom Flecke bringen, denn sicherlich sitze der Gottseibeiuns oder ein anderes Ungethüm darunter. Etwas Lebendiges war es bestimmt, — daran wollte sie ihren Kopf setzen.

„Etwas Lebendiges?" fragte Sabine, und ein boshaftes Lächeln flog über ihr Gesicht. Ja, ja, das könnte schon seyn, daß wir hier hinter hübsche Geschichten kämen! Es hat mich schon oft gewundert, was sie des Tags hundertmal da her zu laufen habe. Vielleicht ist es aber auch nur ein Mäusenest?"

„Nein, nein, Mäuse sind es keine .... Hören Sie, wie es drinnen schnauft, als wenn man Einem den Hals zudrückte!" Der Kammerer hoffte, durch allerlei schauerliche Töne die Weiber listigerweise in die Flucht zu jagen, allein darin betrog er sich. Sabine hatte zwar große Furcht vor Mäusen, daß sie wohl das Faß in Ruhe gelassen hätte, wenn sie wußte, daß sich solche Inwohner darin befänden, da sie aber selbst das tiefe Athmen darunter deutlich hörte, so faßte sie einen schnellen entscheidenden Entschluß. „Stina," sagte sie mit leiser, aber unheilverkündender Stimme, „geh' und sag' meinem Vater und Frau Ternström, ich lasse sie bitten, auf einen Augenblick hieher zu kommen! Du sagst aber kein Wort von dem, was Du gehört hast — sag' ich sey schnell unwohl geworden."

Bei dieser Wendung der Dinge, obgleich ihm noch nicht alles deutlich war, gerieth unser armer Kammerer fast in Verzweiflung. Er war nun unmittelbar in der Gewalt der heiligen Sabina, und machte sich vollständige Rechnung auf ein Pröbchen davon, wenn nicht irgend ein glücklicher Zufall dazwischen käme.

Ein paar Mal kniete Sabine auf den Boden, hob

das Faß einen Zoll in die Höhe, und versuchte darunter zu gucken. Der Kammerer schnaubte aber jedesmal so heftig, daß sie das Faß erschrocken wieder fallen ließ und von ihrem weitern Beginnen abstand. Sie sollte ja doch in kurzem erfahren, was darunter stecke, — Mäuse, Frösche, Schlangen, oder — etwas anderes, was jedenfalls am wahrscheinlichsten schien; sie hätte sich längst ihre besonderen Gedanken gemacht. „Was hatte er denn mit seiner Reise hieher vor — warum lief ihr der alte Kerl immer so nach, warum hatte er stets so angelegentlich mit ihr zu plaudern?“

Und bei jedem Gedankensatze schoßen ihre Augen giftigere Blitze der Schadenfreude. Sie ließ ihre Vernunft nicht reden, denn sie hoffte das Schlimmste, und konnte kaum den Augenblick erwarten, welcher der scheinheiligen Sophie den Schleier wegziehen würde. Als diese endlich mit dem Probst, zitternd in die Vorrathskammer trat, lag Sabine in der bequemsten Stellung in Ohnmacht über dem Faß.

„Was ist denn wieder los?“ fragte der Probst ganz ruhig, denn er war an solche Hinfälle schon zu sehr gewöhnt, um sie hoch anzuschlagen. „Was ist Dir denn Sabine?“ Damit hob er ihr den Kopf ziemlich unsanft in die Höhe.

Mit großer Anstrengung und unter heftigem Schaudern kam sie wieder zu sich. „Vater“ begann sie mit feierlicher Stimme, „die Sorglosigkeit und Liederlichkeit dieses Weibes“ — damit zeigte sie auf die Haushälterin — haben mich schier das Leben gekostet, so erschrocken bin ich. Ich wollte das Faß hier wegschieben, und denke Dir, Vater, meinen Schreck, als ich etwas sich darunter bewegen hörte. Gott bewahre mich, daß ich gewisse Töne schlimm auslegen sollte; aber mach' erst die Thüre zu, ehe das Faß untersucht wird! Ich hoffe, wir finden nur, als Beweis, wie sorgfältig sie nach Ihren Eigenthum

steht, ein Mäusenest oder vielleicht ein paar Schlangen." Bei den letzten Worten grinste Sabine auf eine Weise, welche selbst der Probst nicht zu enträthseln wußte.

„Sollte denn wirklich ein Mäusenest unter dem Faß seyn?" fragte er Sophien.

„Gott bewahre!" rief Sophie schluchzend, „ich schwöre darauf, daß keine einzige darunter ist. Sie lügt, ja das thut sie!"

„Was sagst Du, Du schlechtes, freches Weibsbild! Du sagst, ich lüge?" Mit diesen Worten hielt die heilige Sabine der erschrockenen Sophie die geballte Faust unter die Nase.

„Ruhig, ihr Weiber!" sagte der Probst vermittelnd. „Was soll das für ein Spektakel um ein paar Mäuse seyn!" Er rückte an das Faß. „Gebt mir einen Stecken her, ich will sogleich den Teufel austreiben!"

„Um Gotteswillen, rühren Sie das Faß nicht an!" kreischte Sophie und faßte den Probst am Arm. „Glauben Sie mir nur dies einzige Mal und gehen Sie — es sind keine Mäuse darunter, nicht eine einzige!"

„Nun, was denn sonst?" fragte der Probst, in einem Tone, der nichts weniger als spaßhaft klang.

„Ach, sicher etwas, das sich nicht gerne sehen läßt!" lachte Sabine höhnisch, welche bei der offenbaren Angst Sophiens nicht im Geringsten mehr zweifelte, was sie zu sehen bekommen würden. „Seht einmal, steht sie nicht da, so roth wie ein gekochter Krebs, und schämt sich fast zu Tode! aber damit ist es nicht abgethan, nein, wahrlich nicht! Nein, Kirchenbuße muß sie thun, und vielleicht noch etwas Schlimmeres, wenn es erstickt ist."

„Sabine, Teufelsweib, halt' Deine giftige Zunge im Zaum!" donnerte der Probst. „Ich sage vorher, Sophie ist unschuldig und rein wie der Schnee!" und mit diesen Worten hob er das Faß in die Höhe, aus dessen Bauch der Kammerer über und über eingepu-

dert und ganz verlegen hervorkroch; mit soviel Geistesgegenwart, als ihm noch geblieben war, gestand er, daß Alles nur ein kleiner Witz von ihm gewesen sey, er habe den Spaß machen und Mamsell Sabine erschrecken wollen.

Sabine war bei dem ersten Anblick des Kammerers auf's Neue in Ohnmacht gefallen. Sophie weinte unaufhörlich und betheuerte, daß sie so unschuldig sey, wie ein neugeborenes Kind. Aber auf dem Gesichte des Probsts malte sich deutlich die unterdrückte Wuth.

„Schöner Spaß!" sagte er. „Es ist indessen gut, daß Du erklärst Sabine und nicht Sophien gesucht zu haben. Wir haben Dich auch allein mit Sabinen gefunden, ihr guter Ruf ist dahin und Du wirst Dich hoffentlich nicht besinnen, ihr und mir die einzige Schadloshaltung zu geben, welche Du zu geben im Stande bist, und welche wir mit Recht erwarten dürfen."

„Ja, meine Ehre, mein ehrlicher Name, mein guter Ruf ist auf ewig dahin!" ächzte Sabine und fuhr heftig aus ihrer Ohnmacht auf." „Ich armes Geschöpf — allein in der Kammer hat man mich mit ihm gefunden, mit dem gefährlichen Menschen, der mir solche Schlingen gelegt hat!"

Der Kammerer deklarirte, dieß sey ein völliges Mißverständniß, denn die Magd sey dabei gewesen und außerdem auch nicht der geringste Schaden geschehen.

„Du scheinst die Sache ziemlich leicht zu nehmen, Herr Bruder!" versetzte der Probst. „Allein ich will hoffen, daß Du nicht in mein Haus gekommen bist, um meine Tochter in's Gerede zu bringen! Gebt einander die Hände, dann können wir heute Abend zwei Verlobungen feiern, denn ich heirathe die Sophie!"

Wäre es nicht so ein verzweifelt kitzlicher Augenblick gewesen, so hätte Sabine ohne Weiteres abermals in Ohnmacht fallen müssen. Sie sah aber jetzt die

Nothwendigkeit ein, die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen. Mit einem unsäglich sprechenden Blick und der lieblichsten Gebärde reichte sie dem Kammerer die Hand entgegen.

„Versöhnung!" hauchte sie, erhob die schüchternen Augen zu dem ersehnten Bräutigam und schlang das weiße Tuch um den in der Verwirrung halbentblößten Nacken.

„Du hast also um Sabine geworben, Bruder!" meinte der Probst und schickte sich an die Vorrathskammer zu verlassen.

„Nein, nein, der Teufel soll mich holen, wenn ich das thue! habe es auch gar nicht im Sinn!" entgegnete der Kammerer, welchem die Dreistigkeit des Probsts wie ein Messer durch's Herz ging. Um Frau Sophien habe ich geworben, da sie es aber lieber mit Dir hält, Herr Bruder, so will ich nicht mehr länger beschwerlich fallen."

„Was soll das heißen? Was meinst Du damit, Herr Bruder?"

„Ich meine damit, daß ich heimreisen will, und dieß noch heute Abend!" Dagegen machte zwar der Probst alle möglichen höflichen Einwendungen, denn er hoffte, wenn sich die Hitze des Kammerers abgekühlt habe, werde er auf andere Gedanken kommen, allein gegen die Halsstarrigkeit unsres alten Laßman war auch mit den allerfreundlichsten Vorstellungen nicht aufzukommen. Er schob sich ohne Weiteres durch die niedrige Kammerthür hinaus, zu welcher er mit so frohen Hoffnungen eingezogen war, und der Gedanke an seine fehlgeschlagene Erwartung machte, daß er nicht einmal auf den herzzerreißenden Schrei Acht gab, mit welchem Sabine auf's Neue in Ohnmacht sank.

Der Probst sah, daß jetzt alle Hoffnung vorbei war, obgleich er die Hexe behalten mußte, hatte er aber doch

sein Ziel erreicht; er befahl dem Knecht einzuspannen und den Kammerer auf die nächste Station zu fahren.

Die alten Freunde schieden ziemlich kalt. Sabine lag in Krämpfen. Aber die hübsche Wittwe lächelte und nickte ihm einen höchst gnädigen Abschied zu, denn er war es doch eigentlich, der ihr Glück befördert, wenigstens beschleunigt hatte. Der Kammerer dagegen machte ihr ein saures, trübseliges Gesicht, und der einzige Mensch, welcher sich eines freundlichen Blicks von ihm rühmen konnte, als er der Brita ganze zwölf Schillinge Trinkgeld gegeben hatte und dem Pfarrhof den Rücken kehrte, war der junge Magister, dessen theilnehmender Händedruck ihm die Versicherung gab, wie aufrichtig es ihm leid thue, daß sein guter Rath keinen bessern Ausgang genommen hatte.

Erst nachdem unser Kammerer ein paar Tage lang auf den Bauernkammern herumgebeutelt worden war, welche hie und da also auch ihr Gutes haben, kam er nach uud nach wieder zu sich. Bisher war ihm die Reise, sein Aufenthalt in Warlunda, die Freierei und der plötzliche Ausgang der Geschichte, wie ein Fiebertraum vorgekommen. Je öfter er aber seine Reisekasse überrechnete, desto klarer stand es vor seiner Seele, daß er seit seiner Abreise von Stockholm viel, sehr viel Geld ausgegeben und leider vergebens ausgegeben habe. Dieß war aber noch nicht Alles: er kam auch mit langer Nase heim! Seine ganze Verwandtschaft, Frau Norman, namentlich aber Lisa lachten ihn gewiß aus; dagegen war er selbst nichts weniger als bei lustiger Laune.

„Ich habe doch merkwürdiges Unglück!“ sagte der Kammerer zu sich selbst, „gewiß merkwürdiges! Wenn ich im Geringsten abergläubisch wäre, so würde ich darin ein böses Anzeichen erblicken, und die ganze Geschichte in Gottes Namen aufstecken; aber mein' Seel'

das geschieht nicht! Es wird doch in ganz-Schweden noch mehr Weiber außer der heiligen Sabina geben, die mich nehmen.“

Damit hatte der Kammerer auch gar nicht Unrecht; allein er sah doch auch andrerseits sogleich ein, daß eine Reise in ganz Schweden umher eine noch kützlichere und gefährlichere, auch kostspieligere Sache seyn würde, als die mißglückte Tour nach Westgothland. Um also aller ferneren Mühe und Kosten überhoben zu seyn, faßte er den verzweifelnden Entschluß, dem Schicksal den Lauf zu lassen, und schwor auf seinem Rumpelkasten sitzend, einen theuern Eid, das nächste passende Frauenzimmer, welches ihm begegnen würde — wenn es um die Ecke an der Königsstraße an Meister Samuels Haus, in die Straße nach seiner Wohnung einbiegen werde — zu heirathen.

Sobald unser Kammerer mit sich im Reinen war, wurde er ruhig, denn ein großer Entschluß gebiert große und tiefe Gedanken.

Nun ging es frisch auf Stockholm los, und an einem hübschen Mittwoch, gegen acht Uhr Abends, bog unser Laßman um die geheimnißschwangere, zu so Großem auserfehene Straßenecke. Im Anfange ließ sich kein Zipfel eines Weiberrockes blicken — weder Hut, Schleier, noch Shawl .... aber plötzlich, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, rief der Kammerer aus: „Herr, mein Gott, sie ist's! Welch' ein Thor bin ich gewesen, die Kreuz und Quere im Land umher zu reisen!“

Ende des ersten bis dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie,

Kammerer Laßman als alter Junggeselle und Ehemann humoristischer Roman

Bd.: 1/3

Stuttgart 1844

L.eleg.g. 16 t-3,6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573025-0